E.LAVILLE

Romane und Novellen

aus dem Spanischen

des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illustrationen

nach

Tony Johannot und andern Künstlern.

Erster Band.

Don Quixote von La Mancha.

I.

1839.

Verlag von Dennig, Finck & C°

Pforzheim.

GESCHENK
FRESENIUS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der sinnreiche Junker

Don Quixote

von La Mancha.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen.

Mit Illustrationen nach Tony Johannot.

Erster Band.

1839.
Verlag von Dennig, Finck & C°
Pforzheim.

Nachricht

über das

Leben und die Schriften des Verfassers.

Ohne die Lebensumstände unsers Dichters zu kennen, hat man lange sein Meisterwerk, den Roman Don Quixote, bewundert, — ein Schicksal, welches Don Miguel Cervantes mit andern Dichtern ersten Ranges theilt. Erst in neuerer Zeit ist das Dunkel, das über seinen Lebensumständen schwebte, durch mühsame Nachsuchungen in Archiven und Kirchenbüchern zerstreut worden. Acht Städte stritten sich früher um die Ehre, sein Geburtsort zu seyn: Madrid, Sevilla, Toledo, Lucena, Esquivias, Alcazar de San Juan, Consuegra und Alcala de Henares. Man weiß jetzt gewiß, daß er in der letzteren dieser Städte im Jahre 1547 geboren ward, doch kennt man den Tag nicht; getauft wurde er den 9. October in der Hauptkirche zu Alcala. Seine Familie stammte ursprünglich aus Galizien, ließ sich aber später in Castilien nieder; sie gehörte dem niederen Adel an, dessen Mitglieder in Spanien Hidalgos (von hijos de algo, gleichsam Söhne von jemand Rechtem) genannt werden. Seit dem dreizehnten Jahrhundert kommt der Name Cervantes auf eine ehrenvolle Weise in den spanischen Jahrbüchern vor. Krieger dieses Namens nahmen Theil an dem glorreichen Kampfe des heiligen Ferdinand, an der Erstürmung von Baeza und Sevilla; sie wurden später mit Gütern bedacht, als die den Mohren abgenommenen Ländereien neue Besitzer

erhielten. Andere Glieder des Hauses der Cervantes zogen mit den Schaaren der Eroberer (los conquistadores) in die neue Welt, und verpflanzten einen Zweig des Hauptstammes über das überseeische Spanien. Johann Cervantes war in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts Vogt (corregidor) der Stadt Ossuna. Sein Sohn Rodrigo heirathete um's Jahr 1540 ein Edelfräulein aus dem Orte Barajas, Donna Leonor de Cortinas. Aus dieser Ehe entstanden zuerst zwei Mädchen, Andrea und Luisa, dann zwei Söhne, Rodrigo und Miguel; der Letztere ist unser Dichter.

Ueber die Jahre der Kindheit weiß man wenig. Da sein Geburtsort eine Universität war, wo die Jugend der benachbarten, nur vier Meilen entfernten Hauptstadt Madrid studirte, so ist es wahrscheinlich, daß er daselbst seine erste Bildung empfing. Er selbst berichtet uns, daß er von Jugend auf große Neigung für die Studien empfunden, und die Bücher in dem Grade geliebt habe, daß er selbst in der Straße Papierstreifen auflas. Damals zog der berühmte Lopez de Rueda, der Gründer der spanischen Bühne, in den größeren Städten des Königreichs herum. Unser Held sah ihn in Segovia und Madrid spielen, und fühlte hier zum ersten Male seinen Beruf für's Theater und die Dichtkunst. Nach durchlebten Kinderjahren ging der junge Cervantes auf die erste Universität Spaniens, Salamanca, wo er zwei Jahre zubrachte; man weiß, daß er in der Mohrenstraße wohnte. Dort erwarb er sich die genaue Kenntniß des Studentenlebens, welche einigen seiner Erzählungen so viel Reiz verleiht. Ein wenig später finden wir unsern Dichter in der Schule eines namhaften Humanisten jener Zeit, des Johann Lopez v. Hoyos. Dieser Gelehrte erhielt vom Madrider Stadtrathe den Auftrag, die Gedichte für das Trauergepränge der verstorbenen Königin Elisabeth von Valois zu verfertigen, deren Leiche am 24. October 1668 mit großen Feierlichkeiten beigesetzt wurde. Hoyos ließ sich von seinen Schülern helfen; vor allen Andern brauchte er den jungen Miguel, den er in der gedruckten Beschreibung des Hergangs mehrere Male seinen theuren, vielgeliebten Schüler nennt. Die Arbeit fand Beifall und wurde Anlaß zu neuen poetischen Versuchen; ohne Zweifel hat Cervantes um diese Zeit

das kleine Hirtengedicht Filena und einige Verse verfertigt, von denen jedoch nicht mehr als der Name auf uns gekommen ist.

Cervantes trat jetzt auf den großen Schauplatz der Welt. Im Palaste des finstern Philipp II., Königs von Spanien, hatten der Prinz Carlos und, nach kurzer Zwischenzeit, die Königin Elisabeth ein geheimnißvolles Ende genommen. Unter dem Vorwande, das Beileid des heiligen Vaters in Rom zu bezeigen, erschien in Madrid ein päbstlicher Gesandter, dessen wahre Absicht jedoch war, gewisse Rechte des päbstlichen Stuhls auf spanische Besitzungen in Italien zu verfechten. Philipp gab bei aller Bigotterie dem Pabste in weltlichen Sachen kein Haar breit nach; er hatte überdies bei schwerer Strafe verboten, daß kein Mensch, sey er Fürst oder Unterthan, den Namen Don Carlos aussprechen dürfte. Demnach konnte ihm die Sendung des Prälaten — er hieß Julius Acquaviva — unmöglich gefallen. In der That erhielt derselbe zwei Monate nach seiner Ankunft, am 2. December 1568, Befehl, Spanien auf dem kürzesten Wege zu verlassen. Wenn nicht alle Anzeigen täuschen, war es Acquaviva, der den jungen Dichter mit sich nach Rom nahm. Cervantes erklärt selbst in seinen Werken, daß er in die Dienste des Prälaten als Edelknabe oder Kammerdiener getreten sey. Eine solche Stellung, die jetzt kaum ein wohlerzogener Bürgerlicher annehmen würde, hatte damals nichts Entehrendes; viele junge spanische Edelleute widmeten, ohne ihrer Würde zu schaden, ihre Dienste dem römischen Purpur, um durch Vorschub der Cardinäle ihr Glück in der Kirche zu machen, oder wenigstens auf fremde Kosten Italien zu sehen.

Soviel Gelegenheit, sich seinen dichterischen Neigungen hinzugeben, ihm auch der neue Stand gewähren mochte, blieb Cervantes doch nicht lange im Hause des Prälaten. Schon im folgenden Jahre 1569 trat er als Freiwilliger unter die spanischen Truppen, welche damals einen guten Theil Italiens besetzt hielten. Eben war ein großer Kampf zwischen der Christenheit und dem Halbmond dem Ausbruche nahe. Sultan Selim II. hatte, ohne sich um die bestehenden Verträge zu bekümmern, mitten im Frieden die Insel Cypern angefallen, welche den Venetianern gehörte. Diese riefen

den Pabst Pius V. um Hülfe an; ein dreifacher Bund zwischen den Venetianern, dem Pabste und der Krone Spanien kam zu Stande; die römischen und spanischen Galeeren vereinigten sich unter dem Befehle des berühmten Marc Antonio Colonna mit der venetianischen Seemacht. Zu Anfang des Sommers 1570 segelte die vereinigte Flotte nach dem Archipel, in der Absicht, die Fortschritte der Türken zu hemmen; aber die Unternehmung scheiterte an der Zwietracht unter den Admiralen der drei Nationen. Die Türken nahmen die stärkste Festung Cyperns, Nicosia, im Sturme und bemeisterten sich der ganzen Insel; die christliche Flotte wurde durch Stürme getrennt und mußte unverrichteter Dinge nach den Häfen zurückkehren, von denen sie ausgesegelt war. Unter den neunundvierzig spanischen Galeeren, die sich mit der päbstlichen Seemacht vereinigt hatten, befanden sich zwanzig von der neapolitanischen Flotte, über welche der Marquis von Santa-Cruz den Befehl führte. Ihre Bemannung war durch 5000 spanische Soldaten verstärkt worden, zu denen auch die Compagnie des tapfern Hauptmanns Diego de Urbina gehörte. In dieser nämlichen Compagnie diente Miguel Cervantes.

Während des Winters wurden die Kriegsrüstungen mit größtem Eifer betrieben, und auch der Bund erhielt eine bessere Gestalt. Der Oberbefehl über die gesammte Flotte der drei Mächte ward dem Prinzen Don Johann von Oesterreich, einem natürlichen Sohne Kaiser Karls V., übertragen, der sich damals trotz seiner Jugend schon einen Namen erworben hatte durch schnelle Dämpfung eines Aufstandes der Mohren von Grenada. Don Johann nahm in Barcelona alte versuchte Truppen an Bord, erschien am 26. Juni 1571 mit siebenundvierzig spanischen Galeeren auf der Rhede von Genua, und segelte etliche Tage später nach dem Hafen von Messina, welcher der ganzen vereinigten Flotte als Sammelplatz angewiesen war. Unter seinem früheren Hauptmanne Diego de Urbina bestieg Cervantes das Kriegsschiff la Marquesa (die Markgräfin). Nachdem die Flotte Corfu befreit und die feindliche Seemacht eine Zeit lang verfolgt hatte, stieß sie am 7. October Morgens frühe, bei der Einfahrt in den Meerbusen von Lepanto, auf dieselbe. Gegen Mittag

entbrannte der Kampf und wüthete bis spät in den Abend, um mit einem glänzenden Seesiege der Christen zu endigen. Cervantes hatte das dreitägige Fieber. Sein Hauptmann, wie seine Kampfgenossen sprachen ihm ernstlich zu, während der Schlacht im Zwischendecke zu bleiben. Aber Cervantes, obgleich durch die Krankheit geschwächt, wies nicht nur den freundlichen Rath seines Vorgesetzten zurück, sondern verlangte den gefährlichsten Platz. Mit zwölf auserlesenen Soldaten ward er neben der Chaluppe aufgestellt. Die Marquesa war eines von den Schiffen, die sich am meisten auszeichneten. Sie enterte das Admiralschiff von Alexandrien, tödtete fünfhundert Türken und eroberte die Reichsfahne von Aegypten. Fortwährend dem heftigsten Feuer ausgesetzt, erhielt Cervantes drei Flintenschüsse, zwei in die Brust, der dritte zerschmetterte seine linke Hand, welche für immer verstümmelt blieb. Mit Recht stolz auf seinen Antheil an diesem denkwürdigen Kampfe, beklagte sich Cervantes nie über den Verlust seiner Hand; oft hörte man ihn sagen, daß er den Ruhm, unter die Kämpfer von Lepanto sich zählen zu dürfen, nicht zu theuer erkauft habe. Er, der den Ruhm persönlicher Tapferkeit noch höher schätzte, als seinen Dichter-Lorbeer, zeigte stolz seine Wunden mit den Worten: „Ich habe sie in dem glorreichsten Kampfe empfangen, in einem Kampfe, deßgleichen die Gegenwart und die Vergangenheit keinen, die Zukunft wohl wenige aufweisen wird, in einem Kampfe, der wie ein Stern der Nachwelt auf der Bahn zum Himmel des Ruhmes voranleuchten soll."

Um seinen Sieg zu verfolgen, wollte Don Johann von Oesterreich die Schlösser von Lepanto und Santo-Mauro nehmen und die Türken in die kleinen Dardanellen einschließen; aber Mangel an Lebensmitteln, die große Zahl von Verwundeten und Kranken, endlich auch ausdrückliche Befehle seines königlichen Halbbruders Philipp II. zwangen ihn zur Rückfahrt nach Messina, wo die siegreiche Flotte am 31. October landete. Die Soldaten wurden in verschiedene Winterquartiere vertheilt. Das Regiment Moncada (zu dem Cervante's Compagnie gehörte) ward in das Innere von Sicilien verlegt. Cervantes selbst konnte seinen Kampfgenossen nicht folgen, denn zu gleicher Zeit krank und

verwundet, durfte er Messina nicht verlassen, sondern blieb sechs Monate im Spitale dieser Stadt. Don Johann von Oesterreich hatte ihm gleich am andern Tage nach der Schlacht große Aufmerksamkeit geschenkt, auch jetzt vergaß er ihn nicht. Aus Rechnungen, die noch jetzt vorhanden sind, kann man beweisen, daß er ihm unter dem 15. und 23. Januar, dem 9. und 17. März 1572 durch das Zahlamt der Flotte kleine Summen zustellen ließ. Nach seiner Wiederherstellung erhielt Cervantes überdies durch einen Befehl an das Zahlamt vom 29. April einen außerordentlichen Sold von drei Thalern für den Monat. Er wurde zugleich in das Regiment des Obersten Figueroa, das angesehenste des Heeres, versetzt.

Der Feldzug des Jahres 1572 entsprach den gehegten Erwartungen nicht. Pabst Pius V., die Seele der Liga, war gestorben, der Eifer des Rathes zu Venedig erkaltet. Fast ganz vereinzelt stand der König von Spanien den Türken gegenüber, welche große Rüstungen machten und die Küsten von Sicilien bedrohten. Am 6. Juni lief Marc-Antonio Colonna mit einem Theile der verbündeten Flotte, worauf sich auch Cervantes mit dem Regimente Figueroa befand, nach dem Archipel aus. Don Johann folgte ihm mit der übrigen Seemacht am 9. August, allein die beiden Geschwader verloren viele Zeit über dem Versuche, sich zu vereinigen. Als sie endlich im September zueinander stießen, mißlang ihnen ein Angriff auf die feindliche Flotte durch die Schuld der Lootsen. Nach einem vergeblichen Sturme auf das Schloß von Navarin mußte Don Johann sein Heer wieder einschiffen, und segelte im November nach Messina zurück. In der Geschichte des gefangenen Hauptmannes erzählt Cervantes die Einzelnheiten des verunglückten Feldzuges vom Jahre 1572, an welchem er, wie gesagt, selbst Theil nahm.

Philipp II. gab darum seinen Plan noch nicht auf; mit dem Frühlinge des folgenden Jahres sollten 300 Galeeren in Corfu zusammengezogen und der ottomannischen Seemacht ein tödtlicher Streich beigebracht werden. Aber die Venetianer, die seit längerer Zeit durch Vermittlung der Franzosen insgeheim mit dem Sultan unterhandelt hatten, schlossen im März 1573 unerwartet Frieden. Die Liga löste sich hiedurch

von selbst auf. Um die im Mittelmeere vereinigte Flotte zu etwas zu brauchen, beschloß man spanischer Seits eine Landung in Tunis oder Algier. Philipp II. und Don Johann wählten beide einstimmig den ersteren Ort, aber über die weiteren Maßregeln kamen sie nicht überein. Philipp II. wollte bloß den jeweiligen Beherrscher von Tunis, Aluch Aly, einen Türken, verdrängen, den Mohren Muley Mohammed auf seinen Stuhl setzen und die dortigen Festungswerke zerstören, während Johann insgeheim selbst nach der Herrschaft der nordafrikanischen Küste strebte, auf welcher die Spanier seit Karl V. die Veste Goletta besaßen. Don Johann von Oesterreich setzte sein Heer ohne Verlust bei Goletta an's Land, dann schickte er den Marquis von Santa-Cruz mit einem auserlesenen Heerhaufen nach der Stadt Tunis, welche kurz zuvor von der türkischen Garnison und fast der ganzen Einwohnerschaft verlassen worden war. Soweit ging Alles glücklich. Aber nun schickte Philipp II. seinem Halbbruder, erbittert über seinen Ungehorsam, den gemessensten Befehl, nach der Lombardei zurückzukehren. Don Johann mußte Folge leisten; nur eine kleine Besatzung blieb in Goletta zurück. Cervantes war mit dem Regimente Figueroa selbst in Tunis eingezogen. Nachdem das Unternehmen aufgegeben war, kehrte er im Herbste mit den andern Truppen nach Italien zurück. Diese thatlosen Feldzüge gefielen ihm nicht mehr. Im Jahr 1575 forderte er seinen Abschied, um nach Spanien zurückzukehren. Seine Entlassung war ehrenvoll. Don Johann gab ihm Empfehlungsbriefe an den König mit, worin er seinen Halbbruder bat, dem erprobten Manne eine der Compagnien zu schenken, die damals in Spanien neu geworben wurden. Nicht minder empfahl ihn der Vice-König von Sicilien, Don Carlos von Aragon, Herzog von Sesa, dem spanischen Hofe, als einen Soldaten, der bisher vernachläßigt worden sey, der aber durch seine Tapferkeit, Einsicht und tadellose Aufführung sich eben so sehr die Achtung seiner Kameraden, als seiner Vorgesetzten erworben habe. Ausgerüstet mit solchen kräftigen Empfehlungen, die ihm eine gute Aufnahme im Vaterlande verhießen, bestieg Cervantes in Neapel das spanische Kriegsschiff „die Sonne“, um nach Spanien zurückzukehren. Mehrere ausgezeichnete Soldaten befanden sich auf demselben, unter Anderen sein

älterer Bruder Rodrigo und der General des Geschützes Pero Diaz Carrillo de Quesada. Aber nur auf langen und mühsamen Umwegen sollten sie die ersehnte Heimath erreichen. Den 26. September 1575 gerieth „die Sonne“ unter ein algierisches Raubgeschwader. Drei türkische Schiffe, worunter eine Galione von zweiundzwanzig Ruderbänken, geführt von Dal-Mami, einem griechischen Renegaten, fielen über die spanische Galeere her. Nach einem eben so hartnäckigen, als ungleichen Kampf mußte „die Sonne“ ihre Flagge streichen; sie ward im Triumphe nach dem Hafen von Algier geführt, wo die Korsaren ihre Beute theilten; Cervantes fiel dem Renegaten Dal-Mami zu. Dies war ein eben so grausamer, als geiziger Mensch. Aus den Empfehlungs-Schreiben Don Johanns und des Herzogs von Sesa an den König von Spanien, die er unter Cervantes Gepäcke fand, schloß er, daß sein Gefangener eine Person von hoher Bedeutung seyn müsse, von dem ein hohes Lösegeld erpreßt werden könne. Er begann daher damit, seinen Gefangenen mit schweren Ketten zu belasten, eng einzuschließen und auf alle Weise zu peinigen. Dies war damals so Brauch in der Berberei. Besonders in der ersten Zeit wurden die unglücklichen Christen hart mißhandelt, damit sie entweder ihren Glauben abschwören, oder durch die Schilderung namenloser Leiden ihre Verwandten in Europa zur Erlegung eines ausschweifend hohen Lösegeldes bestimmen möchten. Cervantes zeigte in dieser Lage einen Muth, noch höher als den auf dem Schlachtfelde bewiesenen, den Muth der Geduld. Statt den Martern zu weichen, wie sein Peiniger glaubte, brütete er von Anfang an über kühnen Planen, nicht nur sich selbst, sondern alle Mitgefangene zu retten. Durch die Ueberlegenheit seines Geistes und Charakters wurde er bald das Haupt und der Mittelpunkt der anderen Christensklaven. Die Geschichte hat die Namen von einigen derselben aufbewahrt, der Hauptmann Franzisco de Meneses, die Fähndriche Rios und Castanneda, der Feldwebel Navarete, ein gewisser Don Beltran del Salto y Castilla und ein anderer Edelmann, Don Osorio, befanden sich darunter. Ihr erster Befreiungsplan ging nach dem Berichte des Paters Haedo darauf aus, zu Lande nach Oran zu entfliehen, welche Stadt damals unter spanischer Herrschaft stand.

Glücklich entwischten sie aus Algier, geführt von einem eingeborenen Mohren, den Cervantes gewonnen hatte. Aber schon am zweiten Tage verließ sie der Mohr, und so blieb den Flüchtlingen nichts Anderes übrig, als nach Algier zurückzukehren, selbst auf die Gefahr hin, von ihren Gebietern mit dem Tode bestraft zu werden. Cervantes wurde als der Anstifter des Versuches behandelt, doch ohne Grausamkeit. Im Sommer 1576 erkauften einige seiner Mitgefangenen, worunter namentlich der Fähndrich Castanneda, ihre Freiheit. Castanneda übernahm es, den Eltern des Cervantes Briefe zu überbringen, worin die beiden Brüder ihre traurige Lage schilderten. Rodrigo Cervantes, der Vater, verkaufte oder versetzte sogleich das geringe Erbe seiner Söhne sammt seinem eigenen kleinen Vermögen. Zwei Schwestern, die noch nicht verheirathet waren, opferten ihre Morgengabe für die Brüder. Alle diese Liebe erreichte den Zweck nicht. Als das Geld in Cervantes Hände kam, trat er sogleich in Unterhandlung mit seinem Gebieter; allein der Renegat machte jetzt die ausschweifendsten Forderungen, so daß die überschickten Mittel nicht ausreichten. Großmüthig trat nun Cervantes den ihm gehörenden Theil an seinen Bruder Rodrigo ab, der, weniger hoch angeschlagen, seine Freiheit im August 1577 erkaufte. Vor seiner Abreise versprach Rodrigo, in Valencia oder auf den balearischen Inseln eine Fregatte auszurüsten, welche auf einem bestimmten Punkte der afrikanischen Küste landen und den Bruder sammt andern Christen befreien sollte. Er erhielt zu diesem Zwecke von mehreren vornehmen Gefangenen Briefe an die Vicekönige der benachbarten spanischen Besitzungen. Cervantes beschäftigte sich schon seit längerer Zeit mit den Vorarbeiten zu diesem Plane. Drei Meilen von Algier, auf der Westseite der Stadt, lag ein Garten, der dem griechischen Renegaten Hassan gehörte. Einer seiner Sklaven, der mit dem Anbau des Grundstückes beauftragt war und mit Cervantes in Verbindung stand, hatte auf jenem Landgute in aller Stille eine Höhle unter der Erde gegraben, in welcher seit dem Februar 1577 mehrere gefangene Christen eine Zuflucht fanden. Als Rodrigo nach Spanien abreiste, war ihre Zahl bereits auf 15 gestiegen. Cervantes regierte von dem Hause seines Gebieters

aus, das er, um Argwohn zu vermeiden, nicht verließ, diese kleine unterirdische Gemeinde, und trug Sorge, daß sie mit Lebensmitteln versehen wurde. Man wäre versucht, an dieser seltsamen Geschichte zu zweifeln, sprächen nicht zu viele Urkunden und Zeugnisse dafür. Als hauptsächlichster Gehülfe unterstützte ihn der Gärtner, Johann genannt, der die Rolle des Wächters übernahm und Niemanden Zutritt zum Garten gestattete, außerdem ein anderer Sklave, der den Namen „Vergolder" führte und in früher Jugend seinen Glauben verleugnet hatte, aber aus Reue wieder Christ geworden war. Letzterer war mit Herbeischaffung der Lebensmittel für die Höhle beauftragt, welche die daselbst Eingeschlossenen nur bei Nacht verließen. Als Cervantes den Zeitpunkt nahe glaubte, wo die von seinem Bruder versprochene Fregatte eintreffen sollte, floh er — den 20. September 1577 — aus dem Sklavenzwinger in Algier und schloß sich mit den Anderen in die Höhle ein. Seine Rechnung erwies sich als richtig. Wirklich war die Fregatte inzwischen auf der spanischen Küste ausgerüstet worden. Viana, ein tüchtiger Seemann, der die Oertlichkeiten der Berberei vollkommen kannte, führte sie. Den 28. September erschien sie auf der Höhe von Algier; nachdem sie den Tag über verborgen gelegen, näherte sie sich in der Nacht unweit von dem Garten der Meeresküste. Unglücklicher Weise wurde sie, der Dunkelheit unerachtet, von etlichen Fischern erkannt, welche ihre Barke noch nicht verlassen hatten; diese machten Lärm und zogen durch ihr Geschrei so viele Leute herbei, daß Viana nothgedrungen sich zurückziehen mußte. Einige Tage später versuchte er eine zweite Landung, aber mit noch schlimmerem Erfolge. Die Mohren hatten sich in einen Hinterhalt gelegt. Mit seiner ganzen Mannschaft wurde Viana, als er eben ausgestiegen war, überfallen und gefangen genommen.

Bis hieher trugen Cervantes und seine Genossen, in der Erwartung ihrer Freiheit, Alles mit großer Geduld, obgleich in Folge des ungesunden, feuchten Aufenthaltes Seuchen unter ihnen zu wüthen begannen. Der Vergolder, jener Renegat, der sich mit der Kirche wieder ausgesöhnt und welchem Cervantes unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, schwur seinen Glauben von Neuem ab und ging hin,

dem Dey Hassan-Aga den Versteck der Gefangenen zu verrathen. Nach den Gesetzen des Landes gehörten alle entlaufenen Sklaven dem Dey; mit Freuden nahm er daher eine Nachricht auf, die ihm so viel Gewinn versprach, und schickte dreißig Mann von seiner Leibwache ab, um sich der Unglücklichen zu bemächtigen. Von dem Vergolder geführt, stürzten diese mit gezückten Säbeln in die Höhle, deren Bewohner, unvermuthet überfallen, keinen Widerstand leisteten. Während die Türken damit beschäftigt sind, ihre Gefangenen zu fesseln, rief Cervantes aus: „Ich allein bin schuldig, ich habe die Anderen verleitet, zu entfliehen und sich hier zu verbergen! Die Strafe kann nur mich treffen.“ Die Soldaten schickten sogleich einen Reiter ab, um dieses Geständniß dem Dey anzuzeigen, welcher nun Befehl gab, die Uebrigen in seinen eigenen Sklavenzwinger abzuführen, den Rädelsführer aber vor sein Angesicht zu bringen. Cervantes wurde mit Ketten belastet und unter Hohnreden und Schmähungen des türkischen Pöbels zu Fuß aus der Höhle nach der Kassabah geführt. Der Dey verhörte ihn selbst, die einschmeichelndsten Versprechungen wechselten mit den fürchterlichsten Drohungen ab, um ihn zu bewegen, daß er seine Mitschuldigen angebe. Cervantes blieb unerschütterlich; zuletzt begnügte sich der Dey, welchem eine solche Seelengröße Achtung abzwang, den edlen Gefangenen, mit Ketten belastet, nach dem Zwinger abführen zu lassen.

Der Renegat, in dessen Garten das ganze Abenteuer vorgegangen war, hatte indeß vom Dey unnachsichtige Bestrafung aller Flüchtlinge verlangt. Um ein gutes Beispiel zu geben, fing er damit an, seinen Sklaven, den Gärtner Johann, eigenhändig aufzuhängen. Dasselbe Schicksal drohte unserem Dichter und seinen Genossen, doch rettete sie diesmal der Geiz des Dey. Ueberdies wurden die Meisten durch ihre früheren Gebieter zurückgefordert. Cervantes selbst kam wieder in den Besitz Dal-Mami's. Allein bald darauf erkaufte ihn der Dey um die Summe von 500 Thalern, sey es, weil er einen so gefährlichen Mann selbst bewachen wollte, sey es, daß er ein sehr hohes Lösegeld von ihm zu erpressen hoffte. Dieser Dey Hassan, ein geborner Venetianer, dessen wahrer Name Andreta war, gehörte unter die Zahl der

ärgsten Ungeheuer, die je auf der Küste der Berberei gewüthet. Die Grausamkeiten, welche er, nach des Paters Haedo Bericht, während seiner Herrschaft begangen haben soll, übersteigen allen Glauben. Nicht bloß seinen eigenen Christensklaven, deren Anzahl bis auf 2000 stieg, sondern auch den Mahomedanern war er gleich fürchterlich. Cervantes sagt von ihm in der Geschichte des gefangenen Hauptmannes: „Nichts verursachte uns so viel Pein, als daß wir täglich Zeuge von den unerhörten Greueln seyn mußten, die unser Gebieter gegen Christen beging. Jeden Tag ließ er einen oder den andern umbringen; der wurde gehenkt, der gepfählt, dem die Ohren abgeschnitten, und das wegen solcher Kleinigkeiten, oder besser, so ganz ohne allen Grund, daß die Türken selbst sagten, er thue das Böse nur um des Bösen willen, und weil angeborner Trieb ihn zum Mörder des menschlichen Geschlechtes mache.“

Cervantes wurde gegen Ende des Jahres 1577 vom Dey angekauft. Trotz der strengsten Einsperrung, trotz der großen Gefahr, welche jeden Versuch zur Befreiung bedrohte, setzte er fortwährend alle Hülfsmittel in Bewegung, die ihm sein reicher Geist oder die Umstände darboten. Im Laufe des Jahres 1578 gelang es ihm, einen Mohren mit Briefen an den Statthalter von Oran, Don Martin von Cordova, abzufertigen. Dieser Bote wurde jedoch, fast vor den Thoren Orans, von den Beduinen aufgegriffen und mit seinen Briefen nach Algier zurückgebracht. Der Dey ließ ihn spießen, und befahl, daß Cervantes als Aussteller der Briefe zweitausend Peitschenhiebe erhalten solle. Einige Freuude, die er sich unter der Umgebung des Dey gemacht, legten Fürbitte für ihn ein, und noch einmal verzieh ihm der blutdürstige Hassan. Diese Milde war um so auffallender, weil der Wütherich um dieselbe Zeit drei Spanier, welche ebenfalls nach Oran hatten entfliehen wollen, vor seinen Augen zu Tode prügeln ließ. So gehäufte Unglücksfälle schlugen dennoch den Muth des Dichters nicht nieder. Im September 1579 machte er die Bekanntschaft eines spanischen Renegaten aus Grenada, der früher sich den Licentiaten Giron nannte und seit der Abschwörung Abd-al-Rhamen hieß. Dieser Mensch fühlte Reue über seinen Abfall, und hatte die Absicht, nach Spanien

zurückzukehren, um dort wieder in den Schooß der Kirche zu treten. Im Einverständnisse mit ihm schmiedete Cervantes einen neuen Plan zur Flucht. Sie wendeten sich gemeinschaftlich an zwei Kaufleute aus Valencia, die sich in Algier niedergelassen hatten. Der eine hieß Onofrio Exarca, der andere Baltasar von Torres; beide boten die Hände, und der erste schoß die Summe von 500 Dublonen vor, zur Ausrüstung einer Fregatte von zwölf Ruderbänken, welche der Renegat, unter dem Vorwande, einen Kreuzzug zu machen, an sich kaufte. Die Mannschaft war schon in Bereitschaft, mehrere vornehme Gefangene warteten, von Cervantes zur Theilnahme eingeladen, nur auf das Zeichen zur Abfahrt, als das Unternehmen verrathen wurde. Ein Dominikaner-Mönch, Juan Blanco de Paz, dem sich Cervantes anvertraut hatte, ging wie ein anderer Judas zum Dey, und zeigte um einige Goldstücke den Plan an. Hassan Aga hielt es für besser, sich zu verstellen; er hoffte nämlich, die Gefangenen auf der That zu ertappen, um sie als Verbrecher sich selbst zueignen zu können. Indessen verbreitete sich in der Stadt ein dunkles Gerücht, daß der Anschlag verrathen sey. Für sein Leben und Vermögen zitternd, machte Onofrio Exarca unserem Dichter den Antrag, ihn um jeden Preis loskaufen und nach Spanien schicken zu wollen, denn er fürchtete, die Folter möchte ihm Geständnisse abnöthigen. Aber Cervantes war zu edel, um zu fliehen, während die Gefahr sich auf die Häupter seiner Genossen entladen konnte. Er wies das Anerbieten des Kaufmanns zurück, und schwur, daß weder Folter, noch Tod ihm eine Anklage abpressen sollten. Er hatte sich, in der Hoffnuug, das Schiff des Renegaten besteigen zu dürfen, eben aus dem Sklavenzwinger geflüchtet und einen Schlupfwinkel im Hause des Fähndrichs Diego Castellano, seines alten Waffengenossen, gefunden. In den Straßen Algiers wurde ein Befehl des Deys ausgerufen, der seinen Sklaven Cervantes zurückforderte und jeden Hehler mit der Todesstrafe bedrohte. Sogleich befreite Cervantes seinen zitternden Freund von aller Verantwortlichkeit; unter Vermittelung eines Renegaten von Murcia, der sich die Zuneigung des Dey erworben hatte, stellte er sich vor diesem. Hassan Aga verlangte die Angabe aller Mitschuldigen; um

Cervantes desto mehr einzuschüchtern, ließ er ihm die Arme auf den Rücken binden und eine Schlaufe um den Hals legen, so daß es nur eines Winks bedurfte, um ihn aufzuknüpfen. Cervantes blieb sich auch in dieser gefährlichsten aller Proben gleich, er klagte bloß sich selbst an; als Mitschuldige nannte er zuletzt vier spanische Edelleute, die aber etliche Tage zuvor ihre Freiheit wieder erkauft hatten und bereits abgereist waren. Seine Antworten waren so edel und scharfsinnig zugleich, daß Hassan Aga sich noch einmal rühren ließ. Er begnügte sich, den Licentiaten Giron nach Fez zu verbannen und Cervantes selbst in ein enges Gefängniß einzusperren, wo der Unglückliche, an Händen und Füßen gefesselt, fünf ganze Monate schmachtete. Diese Leiden wurden jedoch mehr als aufgewogen durch die Achtung, welche Cervantes sich bei Freunden und Feinden erworben hatte. Ein Augenzeuge, der Fähndrich Ludwig Pedrosa, erzählt, sein edles Betragen habe ihm Ruhm, Ehre und die Krone unter den Christen eingetragen. Cervantes selbst berichtet in der Geschichte des gefangenen Hauptmannes, lange Jahre werden jene Abenteuer in dem Gedächtnisse der Landeseinwohner eingegraben bleiben, und der Pater Haedo sagt übereinstimmend, man könnte eine besondere Geschichte darüber schreiben. In der That war Cervantes seit dieser Zeit von den Mohren so gefürchtet, daß Hassan Aga größere Unternehmung argwöhnte. Schon zuvor hatten zwei tapfere Spanier einen allgemeinen Aufstand aller Christensklaven versucht. Cervantes war der Mann dazu, diesen damals verunglückten Plan wieder aufzunehmen und gestützt auf eine Masse von 25,000 Gefangenen, die sich damals in der Regentschaft befanden, in's Werk zu setzen. Einer seiner neuern Biographen, Fernandez Navarrete, unterstellt ihm wirklich diesen kühnen Gedanken und meint, Cervantes würde ihn auch ausgeführt haben ohne die Undankbarkeit und die Schufterei, die ihn so oft verriethen. Dem sey, wie ihm wolle: so sehr fürchtete der Dey seinen Muth, seine Geschicklichkeit und die Herrschaft, welche Cervantes über die Gemüther seiner Mitgefangenen ausübte, daß er öfters über ihn äußerte: „Wenn ich nur den Spanier mit der Stumpfhand in gutem Gewahrsam halte, so sind meine Hauptstadt, meine Sklaven, meine

Flotte in Sicherheit." Und doch zeigte dieser Wütherich nur gegen Cervantes Milde, ja selbst Edelmuth. So groß ist die Macht wahrer Charaktergröße. Unser Dichter spricht selbst hievon in der mehrfach angeführten Novelle: „Ein Einziger kam gut mit ihm aus, ein spanischer Soldat, Saavedra genannt, welcher Dinge ausführte, die lange, lange im Gedächtnisse der Eingebornen bleiben werden, Alles, um seine Freiheit wieder zu gewinnen. Dennoch gab ihm Hassan Aga nie einen Stockstreich, noch ließ er ihn durch Andere schlagen, noch richtete er je ein beleidigendes Wort an denselben, während bei seinen vielen Befreiungsversuchen wir Alle jeden Augenblick befürchteten, sein Ende sey gekommen, ja er selbst erwartete mehr als einmal, gespießt zu werden."

So lange Cervantes in dem engen Gefängnisse schmachtete, war sein Loos noch erträglicher, als das der andern Sklaven, welche frei herumlaufen durften; Hassan Aga hatte sich nämlich des Alleinhandels mit Korn und andern Lebensmitteln bemächtigt, und durch seinen Wucher eine solche Theurung erkünstelt, daß die Straßen der Stadt mit Leichen von verhungerten Eingebornen wie besäet lagen. Die Christensklaven erhielten von ihren Gebietern, den Türken, nur die allernöthigste Nahrung, nicht sowohl aus Mitleiden, als aus Geiz; dabei wurden sie mit den härtesten Arbeiten belastet, denn die Kriegsrüstungen, welche Philipp II. von Spanien unter dem Vorwande eines Zuges gegen Algier wider Portugal machte, hatten Schrecken in der Berberei verbreitet, und man arbeitete dort Tag und Nacht an Wiederherstellung der Werke, an Vergrößerung der Seemacht.

Während Cervantes sich auf diese Weise abmühte, seine Freiheit durch kühne Anschläge zu erobern, waren seine Verwandte in Madrid nicht müßig geblieben. Nachdem sie im Jahre 1577 fast ihr ganzes Vermögen für die Loskaufung des ältern Bruders Rodrigo aufgewendet, ließen sie unter dem 17. März 1578 durch einen der Alcalden des Hofes eine Schrift aufsetzen, in welcher mehrere Zeugen sowohl die ehrenvollen Dienste, welche Cervantes in den türkischen Kriegen dem Lande geleistet, als auch die Mittellosigkeit seiner Familie verbürgten. Der ehemalige Vicekönig von

Sicilien, Herzog von Sesa, fügte dieser Schrift ein Gutachten bei, in welchem er dem König seinen ehemaligen Soldaten auf's angelegentlichste empfahl. Noch ehe sie übergeben werden konnte, starb der alte Cervantes und hinterließ seine Angehörigen in bitterer Armuth. Im folgenden Jahre beschloß endlich König Philipp II., Commissäre zur Loskaufung von Gefangenen nach Algier zu schicken. Der Pater Juan Gil, General-Procurator des Ordens der heiligen Dreieinigkeit und Haupt der Gesellschaft de la Redencion (der Erlösung), erhielt diesen Auftrag; ein anderer Mönch von demselben Orden, Bruder Antonio de la Bella genannt, begleitete ihn. Vor diesen beiden Mönchen erschienen am 31. Juli 1579 Miguel Cervantes Mutter, Donna Leonor de Cortinas, sammt ihrer Tochter Donna Andrea, und übermachte ihnen 300 Dukaten als Beitrag zur Befreiung ihres Bruders und Sohnes, zweihundert fünfzig Dukaten gab die arme Wittwe, fünfzig die arme Schwester. Die Väter der Erlösung landeten den 29. Mai 1580 in Algier, und arbeiteten sogleich in ihrem edeln Berufe. Aber große Schwierigkeiten stellten sich der Befreiung unseres Dichters entgegen. Der Dey, sein Gebieter, verlangte 1000 Goldstücke, und drohte, ihn als Sklave nach Constantinopel mitzunehmen, wenn diese Summe nicht augenblicklich bezahlt würde. In der That war er kaum zuvor durch einen Ferman des Großsultans abberufen worden, und Hassan hatte unsern Dichter bereits auf einer seiner Galeeren anschmieden lassen. Zuletzt gelang es den unabläsfigen Bemühungen des Paters Juan Gil, daß Cervantes um 500 Goldstücke seine Freiheit erhielt. Dies war gerade die Summe, welche Hassan Aga selbst für ihn ausgelegt hatte. Der Barbar bewies ihm noch durch diese letzte Handlung seine Hochachtung. Doch kostete es große Mühe, das Geld zusammen zu bringen. Mehrere christliche Kaufleute in Algier steuerten bei, auch aus der Kasse des Almosens der Erlösung wurde ein bedeutender Beitrag gegeben. Die Offiziere der Galeere, auf welcher Cervantes rudern sollte, erhielten überdies ein Geschenk von 9 Dublonen. Am 19. September 1580 wurde unser Dichter im nämlichen Augenblicke, wo Hassan Aga nach Constantinopel unter Segel ging, an's Land gesetzt. Sein Vaterland, die Welt sollte ihn nicht verlieren.

Der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, bestand darin, daß er auf eine glänzende Weise Verleumdungen zurückwies, deren Opfer er kurz zuvor geworden war. Sein fluchwürdiger Angeber, der Mönch Johann Blanco de Paz, hatte nämlich die letzte strenge Haft unsers Dichters dazu benützt, ihm die Verbannung des Renegaten Giron und den unglücklichen Ausgang des letzten Versuchs zur Flucht aufzubürden. Cervantes bat den Pater Gil, eine Untersuchung anzustellen. Vor dem päbstlichen Notar Pedro de Ribera legten elf spanische Edelleute, die angesehensten unter allen gefangenen Christen, auf 21 Fragen ihre Zeugnisse ab. Das Protocoll enthält eine umständliche Erzählung aller Vorfälle, die sich auf Cervantes Sklaverei beziehen, und umfaßt die rühmlichsten Züge seines Geistes, seines Charakters, der Reinheit seiner Sitten, seiner edeln Aufopferung für die anderen Gefangenen, deren Herzen er fast ohne Ausnahme gewann. Wir wollen einige der Zeugnisse mittheilen. Der Edelmann Don Diego de Benavides sagt aus: „Als ich nach meiner Ankunft zu Algier mich nach den angesehensten gefangenen Christen erkundigte, nannte man mir vor allen Andern den Namen Cervantes, denn er sey in hohem Grade ehrenwerth, edel, tugendhaft, von vortrefflichem Charakter und deßhalb allgemein verehrt. Ich habe seine Freundschaft gesucht, und bin so herzlich von ihm behandelt worden, daß ich Vater und Mutter in ihm fand.“ Der Carmeliter-Mönch Feliciano Enriquez bestätigte diese Aussage, und gab weiter an: „Nachdem er die Falschheit der gegen ihn geschmiedeten Verleumdungen erkannt, sey er sein Freund geworden, wie alle andere Gefangene, deren Achtung sein edles, christliches, tugendhaftes Betragen errungen habe.“ Der Fähndrich Ludwig de Pedrosa erklärte: „Unter allen Christen in Algier habe ich keinen andern gesehen, der seinen Mitgefangenen gleich so viel Gutes erzeigt und ein so zartes Ehrgefühl bewiesen hätte, wie Cervantes. In allen Dingen hat derselbe eine unvergleichliche Anmuth, er ist so geistvoll, klug, gewandt, daß nur wenige Menschen sich mit ihm messen können!“

Ist es ein Wunder, daß diese so ruhmreiche Gefangenschaft sich in glänzenden Zügen in Cervantes Gedächtniß

eingrub, daß er seine eigenen Abenteuer zum Gegenstande von Dramen und Erzählungen wählte, daß er fast in allen seinen Werken Anspielungen darauf machte, die man lange nicht mehr verstand, bis erst in unseren Tagen sein Leben urkundlich erhoben wurde. Er vergaß auch die Wohlthäter nicht, die ihm die Freiheit wieder verschafften; in der Novelle „die Anglo-Spanierin" hat er den Vätern der Erlösung ein würdiges Denkmal seiner Dankbarkeit gesetzt. Ende Octobers 1580 ging Cervantes unter Segel; nach fünfjährigen Leiden genoß er endlich, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die süßeste aller Wonnen, die man auf Erden kosten kann, die Freude, nach langer Sklaverei wohl und gesund den Boden des Vaterlandes wieder zu betreten. „Denn," fügt er an einem anderen Orte bei, „es gibt kein anderes Gut, das dem Gewinn verlorener Freiheit gleichkommt." Die Dürftigkeit seiner Familie zwang ihn bald wieder, sein Heil auswärts zu versuchen. Bei seiner Zurückkunft lag Philipp II. krank zu Badajoz, in Folge des Todes seiner zweiten Gemahlin Anna von Oesterreich. Am 5. December betrat dieser König die Grenzen Portugals, welches Land ihm der Herzog von Alba erobert hatte. Das spanische Heer blieb im Lande vertheilt, ebensowohl um eine mögliche Empörung zu vereiteln, als um die Eroberung der Azoren vorzubereiten, wo sich noch immer die Anhänger des Großpriors von Ocrata hielten. Rodrigo Cervantes, unsers Dichters Bruder, hatte gleich nach seiner Befreiung aus der algierischen Sklaverei wieder Dienste genommen, wahrscheinlich in seinem alten Regimente, dem des Feldmarschalls Don Lopez von Figueroa. Miguel Cervantes reiste seinem Bruder nach, und dieser Mann, der als Gefangener im Sklavenzwinger zu Algier dem Dey schlaflose Nächte gemacht, ergriff zum zweiten Male als gemeiner Soldat die Muskete. Cervantes schiffte sich im Sommer 1581 auf der Flotte unter Don Pedro Valde's Befehlen ein, welche die Azoren erobern und den indischen Handel beschützen sollte. Unser Dichter machte auch den Feldzug des folgenden Jahres unter dem Marquis de Santa-Cruz mit, und nahm Theil an der Seeschlacht, welche die Spanier am 25. Juli im Angesichte der Insel Terceira gegen die französische Flotte,

die Verbündete der vertriebenen portugiesischen Königsfamilie, gewann. Die Galione San Mateo, bemannt mit den Veteranen des Regiments Figueroa, unter denen sich ohne Zweifel auch Cervantes befand, zeichnete sich auf's rühmlichste in diesem Kampfe aus. Beide Brüder fochten auch in dem Feldzuge von 1583, und waren bei der Einnahme von Terceira zugegen. Rodrigo Cervantes sprang bei dieser Gelegenheit als einer der Ersten an's Land, und wurde nach erfolgter Heimkehr der Flotte zum Fähndrich befördert.

Obgleich das Glück unsern Dichter minder begünstigte und er sich aus den niedersten Graden nicht aufschwingen konnte, hatte er doch Ursache, mit seinem Aufenthalte in Portugal zufrieden zu seyn. Aus Achtung vor seinen hohen Talenten zog man ihn während des Winterquartiers in die ersten Gesellschaften. Es entspann sich damals ein Liebesverständniß zwischen ihm und einer Dame von Lissabon. Diese Portugiesin beschenkte ihn mit einer Tochter, welche den Namen Donna Isabella de Saavedra bekam, und welche Cervantes während seines ganzen späteren Lebens, auch nach seiner Verheirathung, bei sich behielt. Auf diese Liebe folgte eine andere ernsthaftere, die ihn auch zu den Musen, den Pflegerinnen seiner Kindheit, zurückführte. Während der kurzen Ruhezeit zwischen den oben erzählten Feldzügen machte er in der kleinen kalistischen Stadt Esquivias die Bekanntschaft einer Dame von edler Herkunft, Donna Catalina von Palacios Salazar und Vozmediano. Cervantes glühte für die Geliebte, und dichtete mitten im Sturme eines bewegten Soldatenlebens ihr zu Ehren die Galatea. Dieses Werk, das er selbst eine Ekloge nennt, ist ein Hirtengedicht ganz im Geschmacke jener Zeit. Unter erdichteten Namen schildert er darin einen Theil seiner Abenteuer, lobt die damaligen Schöngeister, und bringt vor Allem der Gebieterin seines Herzens eine zarte Huldigung dar. Man weiß aus sichern Zeugnissen, daß Cervantes, unter dem Namen Elicios, des Schäfers von den Auen des Tagus, seine eigene Liebe zur schönen Gelatea, der Schäferin von den Ufern desselben Flusses, schildert. Unter den andern Schäfern, die er anführt, Tircis, Damon, Meliso, Siralvo, Lauso, Larsileo, Artidoro, sind Franz Figueroa, Pedro Lainez, Don Diego

Hurtado de Mendoza, Luis Galvez de Montalvo, Luis Barahona de Soto, Don Alonzo de Ercilla, Andres Rey de Artieda, lauter Freunde von ihm, lauter mehr oder minder berühmte Schriftsteller jener Zeit, gefeiert. Die Galatea, von welcher jedoch nur der erste Theil erschienen ist, zeichnet sich aus durch Reinheit des Styls, durch Schönheit der Schilderungen, besonders durch zarte Liebesbilder. Aber die Schäfer unsers Dichters sind zu gelehrt, ihr Mund fließt über von prächtigen Sentenzen und schönen Redensarten, und überdies sind in dem Gedichte Episoden auf Episoden mit wenig Geschmack auf einander gestapelt. Dies ist das Urtheil, welches Cervantes in der Vorrede seines Hirtengedichtes selbst über seine Arbeit fällt. Die Galatea erschien gegen Ende des Jahres 1584. Am 14. December desselben Jahres vermählte sich Cervantes mit der Heldin seines Gedichtes. Der Vater von Donna Catalina war zuvor gestorben, die Wittwe versprach ihrer Tochter eine angemessene Aussteuer in beweglichen und unbeweglichen Gütern; dieses Versprechen wurde zwei Jahre später erfüllt. Im Ehevertrage, der unter dem 9. August 1586 von dem Notar Alonzo de Aguilera ausgefertigt ward, vermachte Cervantes seiner Gemahlin 100 Dukaten, den zehnten Theil seines Vermögens.

Er hatte indeß den Kriegsdienst verlassen und war Bürger geworden in dem Städtchen Esquivias; sowohl die Muße, als die Nothwendigkeit, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, führten ihn nun zu den Träumen seiner Kindheit, zu den süßen Beschäftigungen der Jugend zurück. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, häufige Reisen dorthin zu machen. Er erneuerte daselbst seine Bekanntschaft mit mehreren Schriftstellern, namentlich mit Juan Rufo, Lopez Maldonado, Vicente Espinel, dem Verfasser des Romans Marcos de Obregon, den Le Sage für seinen Gil Blas ausbeutete. Es ist wahrscheinlich, daß Cervantes in eine Art von Akademie aufgenommen wurde, die ein großer Herr vom Hofe zu Madrid in seinem Hause eröffnet haben mag, ungefähr wie der berühmte Fernando Cortez zur Zeit Karls V. Wenigstens spricht unser Dichter in einer seiner Novellen aus Gelegenheit der italienischen Akademie von einer Academia imitatoria, nachgeahmten Akademie, zu Madrid. In den

vier ersten Jahren nach seiner Vermählung — von 1584 bis 1588 — widmete sich Cervantes ausschließlich dem Theater, dem einzigen Zweige der Literatur, welcher damals etwas eintrug. Während seiner Kindheit war die spanische Bühne der Kirche entschlüpft und weltlich geworden. Lope de Rueda, dieser wandernde Aeschylus, Schauspieler und Dichter in einer Person und der wahre Gründer des spanischen National-Theaters, führte seine Stücke auf öffentlichen Plätzen vor dem Volke auf. Eine politische Neuerung begünstigte die neue Pflanze. Der spanische Hof, der sonst von einer großen Stadt der Halbinsel zur andern zog, setzte sich seit 1561 in Madrid, und mit dem Jahre 1580 erhoben sich daselbst zwei Theater, die noch bestehen, „zum Kreuze" und „zum Fürsten" benannt (de la Cruz und del Principe). Seit dieser Zeit hielten es ausgezeichnete Geister nicht mehr unter ihrer Würde, für die Bühne zu arbeiten, die bis jetzt den herumziehenden Truppen überlassen war, welche ihre Schwänke selbst dichteten. Als einer der Ersten betrat Cervantes diese Laufbahn mit einem Stücke in sechs Acten, in welchem er seine eigenen Abenteuer schilderte, und das den Titel führte: das Leben in Algier. Etliche und zwanzig andere Komödien folgten bald auf diese erste, darunter Numancia, die Seeschlacht, die Großtürkin, das Haus der Eifersucht, Jerusalem, die Verwirrte und andere mehr. Cervantes sagt selbst darüber: „Ich wagte es, die Schauspiele von fünf Acten auf drei herabzusetzen. Auch war ich der Erste, welcher die innersten Bewegungen der menschlichen Seele enthüllte, mit allgemeinem Beifall des Publicums. Ich verfaßte in jener Zeit zwanzig bis dreißig Komödien, die alle auf die Bühne gebracht wurden, ohne ausgepfiffen oder ausgestampft zu werden, oder ohne daß, wie sonst, sich ein Hagel von Pomeranzenschalen und Melonenstücken über die Schauspieler ergoß." Lange kannte man diese Arbeiten nur dem Namen nach und bedauerte von ganzem Herzen ihren Verlust. Mit einer so reichen Einbildungskraft, bei diesem Witze, bei so viel Hoheit der Seele und Geschmack, bei der tiefen Kenntniß des Theaters, welche Cervantes da und dort in seinem Don Quixote verräth, endlich bei den Lobsprüchen, die er sich selbst, als komischem Dichter, mit so viel Offenherzigkeit

ertheilt, dachte man, müssen jene dramatischen Arbeiten wahre Meisterstücke seyn. Zum Unglücke für seinen Ruhm hat man einige derselben wieder aufgefunden, wie Numancia, das Leben in Algier, die lustigen Weiber. Aber diese Dichtungen entsprachen den gehegten Erwartungen nicht; besser wäre es gewesen für seinen Ruhm, wenn sie im Staube der Bibliotheken verborgen blieben. Es war die schwache Liebe eines Vaters zu seinen Kindern, die ihm selbst jene Lobsprüche eingab, ein neuer Beweis dafür, wie wenig selbst die ausgezeichnetsten Geister im Stande sind, sich selbst richtig zu beurtheilen.

Das beste unter den wiederaufgefundenen Stücken ist ohne Widerrede die Tragödie Numancia. Obgleich nichts weniger als vollkommen, übertrifft sie bei weitem die Tragödien von Lupercio de Argensola, welche Cervantes im achtundvierzigsten Kapitel des Don Quixote mit Lobsprüchen überschüttet, die um so mehr auffallen müssen, da sie aus einer so wenig schmeichlerischen Feder flossen. In der Schilderung der heroischen Gefühle eines Volkes, das sich für die Freiheit dem Tode weiht, in jenen rührenden Episoden, welche die volle Kraft der Freundschaft, der Liebe, der älterlichen Zärtlichkeit verherrlichen, offenbart sich Cervantes Seelengröße und sein edler Stolz. Aber der Plan des Ganzen ist mangelhaft, die einzelnen Theile hängen nicht fest zusammen, und die Theilnahme des Lesers erlischt allmählig, weil seine Aufmerksamkeit zu sehr zerstreut wird. Die besten Arbeiten, welche Cervantes für das Theater schuf, sind seine Intermezzo's, kleine Schwänke, die man jetzt in Spanien saïnetes nennt, und welche in den Zwischen-Acten der größeren Schauspiele aufgeführt wurden. Man hat bis jetzt drei solcher Stücke von Cervantes aufgefunden: den Ehrichter, den verwittweten Kuppler, die Schulzenwahl, welche in der That Meisterwerke von körnichtem Witze sind. Nicht lange jedoch fand der arme Cervantes auf dem Theater den gewünschten Ruhm und Gewinn. Wie so viele Andere wurde er durch Lope de Vega verdrängt. „Damals begann," erzählt Cervantes selbst, „jenes Wunder der Natur, der große Lope de Vega, seine glänzende Laufbahn, bemächtigte sich der Alleinherrschaft über die Bühne,

unterwarf alle Schauspieler seinen Gesetzen und erfüllte die Welt mit seinen Komödien."

Von Nahrungssorgen gedrängt mußte Cervantes einen anderen Beruf ergreifen, der zwar weit weniger seinen Neigungen gemäß, weit weniger glänzend und ehrenvoll war, aber doch Brod verhieß. Er stand jetzt im vierzigsten Lebensjahre. Ohne Vermögen, ohne Belohnung für harte zwanzig Dienstjahre, hatte er überdies für eine Familie zu sorgen, welche durch seine zwei Schwestern und seine natürliche Tochter verstärkt worden war. Ein Rath vom Finanzamte, Antonio de Guevara, wurde im Jahre 1588 zum Schatzmeister der Flotte ernannt, mit dem Befehle, seinen Sitz in Sevilla zu nehmen. Er erhielt die Vergünstigung, sich vier Commissäre als Gehülfen selbst zu wählen. Es handelte sich davon, die berühmte unüberwindliche Flotte auszurüsten, welche so schnell den Stürmen und den Engländern erlag. Guevara bot einen der vier Plätze unserem Dichter an, der nun mit seiner Familie sich nach Andalusien übersiedelte.

So war denn der Schöpfer der Galatea und so vieler mit Glück aufgeführten Bühnenstücke zum Proviant-Commissär geworden. Noch schlimmer hätte es ihm gehen können. Aus den spanischen Archiven ist eine Eingabe vom Mai 1590 hervorgezogen worden, in welcher er den König um eine Steuer-Einnehmerstelle in Neu-Grenada, oder um den Platz eines Richters in irgend einer kleinen Stadt von Guetemala bittet. Er wollte nach Amerika gehen, nach jenem Lande, das er selbst die gewöhnliche Zuflucht der Verzweifelten Spaniens nennt. Zum Glücke verlor sich seine Bittschrift in der unermeßlichen Registratur des Rathes beider Indien.

Sein Aufenthalt in Sevilla war von langer Dauer. Einige kleine Ausflüge nach Andalusien und eine einzige Reise nach Madrid abgerechnet, blieb er zehn Jahre hintereinander in jener Stadt. Im Jahre 1591 wurde Guevara durch Pedro Isunzo abgelöst; auch unter diesem diente Cervantes in gleicher Stellung noch weitere zwei Jahre. Als endlich die Hauptstelle eingezogen wurde, und somit die untergeordneten von selbst aufhörten, wurde Cervantes Sachwalter und lebte mehrere Jahre von der Besorgung gewisser

Geschäfte, welche ihm mehrere Stadträthe, Corporationen oder auch einzelne Privatleute anvertrauten; unter Anderem verwaltete er die Güter eines reichen Edelmannes, Don Hernando de Toledo, und wurde sein Freund.

Mitten unter diesen unedlen Geschäften vernachläßigte jedoch Cervantes die Musen nie ganz. Das Haus des berühmten Malers Franzisco Pacheco (Schwiegervater und Lehrer des großen Velasquez) stand damals allen Männern von Verdienst offen; die Werkstätte dieses Künstlers, der auch die Poesie liebte und trieb, war nach dem Ausdrucke Rodrigo Caro's die Akademie aller Schöngeister von Sevilla. Cervantes fand sich fast täglich ein, sein Bildniß wurde in jenes kostbare Gemälde aufgenommen, in welchem Pacheco mehr als hundert berühmte Personen damaliger Zeit darstellte. Er stand außerdem in freundlichem Verkehre mit dem ausgezeichneten Lyriker Fernando de Herrera, den Spanien fast ganz vergaß; denn man kennt weder sein Geburts-, noch Todesjahr, noch irgend einen besondern Umstand aus seinem Leben, und auch seine Werke, oder vielmehr die Ueberbleibsel derselben, fand man nur durch Zufall unter dem Nachlasse seiner Freunde. Cervantes, der ein Sonnett auf Herrera's Tod schrieb, stand noch mit einem anderen Dichter in Verbindung, mit Juan Jauregui, dem Verfasser einer classischen Uebersetzung von Tasso's Aminta. Wie der Maler Pacheco sich mit Poesie beschäftigte, so pflog der Dichter Jauregui der Malerei; er malte ebenfalls ein Bildniß seines Freundes Cervantes. In Sevilla war es auch, wo Cervantes seine **Novellas exemplares** schrieb, die jedoch erst später, in der Zwischenzeit der beiden Theile des Don Quixote, erschienen. Die Abenteuer zweier berühmten Diebe, die im Jahr 1569 zu Sevilla verhaftet worden waren, und deren Geschichte damals noch im Munde des Volkes herumlief, gaben ihm den Stoff zu der köstlichen Schelmen-Novelle Rinconete und Cortadillo. Aus der Plünderung von Cadix, das die englische Flotte unter dem Befehle des Admirals Howard und des Grafen von Essex am 1. Juli 1596 eroberte, entnahm er die Idee zur Anglo-Spanierin. Von den übrigen Novellen kannte man lange Zeit die unterschobene Tante nur dem Namen nach; erst in neuerer Zeit ist sie wieder

aufgefunden worden. Seit den Kriegen Karls V., welche in Spanien Bekanntschaft mit der italienischen Literatur verbreiteten, bis auf Cervantes, begnügte man sich in der Halbinsel, die leichtfertigen Erzählungen des Decamerone und der Nachahmer Boccacio's zu übersetzen. Cervantes konnte daher in seinem Vorworte mit gerechtem Stolze sagen: „Ich bin der Erste, der spanische Novellen schrieb, denn die vielen Dichtungen dieser Art, welche in spanischer Sprache verbreitet wurden, sind fremden Nationen abgeborgt. Aber diese hier gehören mein, sie sind nicht nachgemacht, nicht gestohlen. Mein Geist hat sie erzeugt, meine Feder hat sie an's Tageslicht gebracht." Er nannte sie Novellas exemplares,[1] theils um sie von den nachgemachten, dem italienischen Boden abgeborgten, zu unterscheiden, theils weil keine unter ihnen ist, aus der man nicht, wie er selbst sagt, irgend eine nützliche Lehre, ein gutes Beispiel ziehen könnte. Sie zerfallen in ernste und scherzhafte. Es gibt sieben der ersten, acht der zweiten Gattung. Nächst dem Don Quixote begründen hauptsächlich diese Novellen Cervantes Ansprüche auf ewigen Ruhm. In ihnen offenbart sich unter tausend wechselnden Formen der ganze Reichthum seiner Einbildungskraft, ein Herz voll Güte und Wohlwollen, ein unerschöpflicher Witz, der erheitert, ohne boshaft zu verwunden; endlich eine meisterhafte Geschmeidigkeit der Sprache, die sich allen Gegenständen anpaßt, die den rührendsten Tönen in der Geschichte der Cornelia und den unübersetzlichen Schelmereien des Rinconete und Cortadillo den naturgemäßen Ausdruck verleiht. König Philipp II. starb den 13. September 1598. Ihm zu Ehren wurde in der Hauptkirche von Sevilla ein prächtiger Katafalk errichtet, von dem ein alter Chronist sagt, es sey das wunderwürdigste Todtendenkmal gewesen, das je menschliche Augen hätten schauen dürfen. Solche und ähnliche Ruhmrednereien veranlaßten Cervantes, sein berühmtes Spottgedicht zu schreiben, worin er mit außerordentlicher Anmuth die Windbeutelei der Andalusier — dieser Berliner Spaniens — durchzieht. Cervantes nennt dieses kleine

[1] Doppelsinnig, zugleich Original-Novellen und solche, welche als Beispiel dienen können.

Gedicht selbst (in der Reise nach dem Parnaß) die beste unter seinen Schriften. Wenige Monate später verließ er die Stadt Sevilla, um sie nie wieder zu betreten, aus folgendem Anlasse.

Cervantes, dessen Leben sonst so viel Aehnlichkeit mit den Schicksalen des Camoens darbietet, war dem großen Portugiesen auch darin gleich, daß er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt wurde. Wie der Letztere, bewies er seine Unschuld durch seine ehrenvolle Armuth. Gegen Ende des Jahres 1594 war er damit beschäftigt, seine Rechnungen in Ordnung zu bringen und einige Rückstände einzuziehen, was ihm nur mit großer Mühe gelang; die eingehenden Summen schickte er dann einzeln in Wechselbriefen auf Sevilla an das Schatzamt in Madrid. Eine dieser Summen, im Betrage von 7400 Realen Steuergeldern, aus dem Districte Velez-Malaga, übergab er in klingender Münze einem in Sevilla ansäßigen Kaufmanne, Namens Simon Freire de Lima, der es über sich nahm, das empfangene Geld an das Madrider Schatzamt zu bezahlen. Cervantes machte bald darauf eine Reise nach der Hauptstadt, und da das Geld noch nicht eingegangen war, forderte er es schriftlich von dem Kaufmanne; dieser hatte aber indeß Bankerott gemacht und sich geflüchtet. Cervantes eilte sogleich nach Sevilla zurück, wo er alles Vermögen des Kaufmanns von andern Gläubigern mit Beschlag belegt fand. Er machte nun eine Eingabe an den König, und in der That erschien unter dem 7. August ein königliches Decret, welches den Oberrichter in Sevilla ermächtigte, die dem Kaufmann übergebene Summe auf seine zurückgelassene Güter zu entnehmen. Der Richter erhob auch das Geld, und übermachte es durch einen Wechsel vom 22. November 1596 an den königlichen Schatzmeister Don Pedro Mesia de Tomar.

Die spanischen Finanzen waren damals auf's tiefste erschöpft durch die Eroberung von Portugal und Terceira, durch den Krieg in den Niederlanden, durch die Vernichtung der unüberwindlichen Flotte, endlich durch eine Menge Projectmacher, damals Arbitristas genannt, in deren betrügliche Hände die Regierung fiel. Die Ober-Rechnungskammer entwickelte daher, um den erschöpften Schatz wieder einigermaßen

zu füllen, die größte Strenge in Vereinigung alter Ausstände. Der Ober-Einnehmer, dessen Untergebener Cervantes gewesen war, wurde nach Madrid berufen, um dort Rechnung abzulegen. Er erklärte, daß alle Urkunden, deren er zu diesem Zwecke benöthigt sey, sich zu Sevilla in Cervantes Händen befänden. Ohne weitere Förmlichkeit erhielt nun der königliche Richter Gaspar de Vallejo unter dem 6. September 1597 Befehl, unseren Dichter zn verhaften und in eines der Gefängnisse Madrids abzuliefern. Cervantes wurde wirklich eingesetzt, da er aber Bürgschaft für die Bezahlung von 2641 Realen (330 Gulden) leistete, — so hoch belief sich die ganze Summe, deren Veruntreuung man ihm Schuld gab, — so erhielt er seine Freiheit wieder kraft eines zweiten königlichen Befehls vom 1. December desselben Jahres, gegen das Versprechen, sich innerhalb einer Frist von dreißig Tagen vor der Rechnungskammer zu stellen und die Rückstände zu bezahlen. Man weiß nicht, wie diese erste gerichtliche Verfolgung endigte; soviel ist aber gewiß, daß er einige Jahre später wegen derselben kleinen Summe von Neuem belästigt wurde. Der Steuereinnehmer von Baza, Gaspar Osorio de Tejada, brachte Ende 1602 unter seinen Rechnungen einen Empfangschein von Cervantes hervor, woraus sich ergab, daß unser Dichter im Jahre 1594 2641 Realen erhalten hatte, als er beauftragt wurde, die oben berührten Rückstände in der Stadt und Umgegend von Baza einzuziehen. Die Rechnungskammer erstattete hierüber einen Bericht, datirt Valladolid den 24. Januar 1603, worin sie die Verhaftung unseres Dichters wegen derselben Summe und seine Freilassung gegen Bürgschaft berührte, und weiter beifügte, daß er seit 1597 nicht vor dem Tribunal erschienen sey. Dieser Umstand ward die Veranlassung, daß sich Cervantes mit seiner ganzen Familie nach Valladolid verfügte, wohin seit zwei Jahren König Philipp III. den Hof verlegt hatte. Aus wieder aufgefundenen Urkunden geht hervor, daß unseres Dichters Schwester Donna Andrea im Februar 1603 die Haushaltung eines gewissen Don Pedro Osorio, Marquis von Villafranca, einrichtete. Unter ihren Hausrechnungen, welche ein redendes Zeugniß sind von der Mittellosigkeit der ganzen Familie, fanden sich mehrere Schuld-

Scheine von Cervantes eigener Hand. Er berichtigte damals seinen Handel mit der Rechnungskammer, sey es dadurch, daß er eine frühere Heimbezahlung nachwies, oder indem er jetzt die kleine Summe erlegte. Die Verfolgungen hörten von nun an auf, und ruhig brachte er den Rest seiner Tage in der Nähe dieser Behörde zu, die ihn so hart behandelt hatte. Die Ehre unseres Dichters machte diese in's Einzelne gehenden Nachweisungen nothwendig. Uebrigens wird seine Redlichkeit schon dadurch über allen Verdacht erhoben, daß er selbst in seinen Werken da nnd dort mit der harmlosesten Heiterkeit auf seine vielen Verhaftungen anspielt. Dies wäre eine allzugroße Frechheit, sobald irgend eine erniedrigende Handlung Schuld daran gewesen wäre, und andererseits hätten dann seine zahllosen Feinde, Neider, Verkleinerer, die ihm selbst seine Stumpfhand vorwarfen, sicherlich nicht ermangelt, ihn an einem viel verwundbarern Punkte, als an der bloßen Schriftsteller-Eitelkeit, anzugreifen.

Die urkundlichen Nachforschungen über Cervantes Leben zeigen hier eine große Lücke. Man weiß nichts Gewisses über ihn vom Jahre 1598, wo er jenes Sonnett am Grabe Philipp's II. schrieb, bis 1603, in welchem Jahre er an den Hof zu Valladolid zog. Und doch hat er gerade in diesem dreijährigen Zwischenraume den ersten Theil des Don Quixote entworfen, begonnen, vielleicht beendigt. Aus mehreren Umständen wird sehr wahrscheinlich, daß er um's Jahr 1599 Sevilla mit seiner Familie verließ und sich in irgend eine Ortschaft der Provinz Mancha übersiedelte, in welcher er Verwandte hatte und Geschäfte besorgen mußte. Sein schnelles Erscheinen vor der Rechnungskammer zu Valladolid im Jahre 1603 läßt keinem Zweifel darüber Raum, daß er damals in einer Gegend wohnte, welche jener Stadt weit näher seyn mußte, als die Provinz Andalusien es ist. Weiter zeigt er in seinem Romane eine so vollkommene Kenntniß der Sitten und Eigenheiten obiger Provinz, daß man gezwungen ist, anzunehmen, unser Dichter habe sich längere Zeit in der Mancha aufgehalten. Allem Anscheine nach wohnte er in dem Orte Argamasilla; indem er dorthin die Heimath seines verrückten Ritters verlegte, wollte er die Krautjunker dieses Dorfes züchtigen, welche gerade damals, laut

anderer Nachrichten, wegen gewisser jämmerlichen Rangstreitigkeiten so erboste und hartnäckige Prozesse miteinander führten, daß nach den Chroniken jener Zeit die Bevölkerung in Abnahme kam. Cervantes sagt in seiner Vorrede: „Dieser trockene, langweilige, verstiegene Querkopf, der Sohn seines Gehirns, sey im Gefängnisse geboren, wo alle Uebel hausen, wo der Jammer seine Wohnung aufgeschlagen hat.“ Man fragt daher mit gerechter Neugier, um welcher Ursache willen, wann und wo unser Dichter in eine so schlimme Lage versetzt worden sey, aus der eine der heitersten Schöpfungen des menschlichen Geistes hervorging. Die außer Spanien lange Zeit herrschende Meinung war die, daß Cervantes sein Werk in den Gefängnissen der Inquisition entworfen habe. Aber schon Voltaire meinte, der müsse nicht viel Witz haben, der mit dem heiligen Officium anbinde. In der That hatte Cervantes bei allem Unglücke, das über ihn kam, doch nie etwas mit den Glaubensgerichten zu schaffen. Man hat über die Ursache seiner Einkerkerung eine Menge schwankender Vermuthungen aufgestellt. Einige behaupten, der Streich sey ihm im Dorfe Toboso gespielt worden, wegen einiger beißenden Reden gegen eine gewisse Frau, deren Verwandte ihn dann aus Rache hätten einthürmen lassen. Die verbreitetste Ansicht ist jedoch: die Einwohner von Argamasilla seyen es gewesen, die ihn so mißhandelten, sey es aus Rache dafür, daß er die rückständigen Zehnten des Groß-Priorats von S. Johann einforderte, oder weil er ihnen zum Behufe einer Salpetergrube den Guadiana abdämmte, den jene Junker zur Wässerung ihrer Wiesen benützten. Gewiß ist, daß man noch bis auf diesen Tag in jenem Orte ein altes Haus, das Haus Medrana genannt, zeigt, in welches eine uralte Sage das Gefängniß unseres Dichters verlegt. Eben so sicher ist, daß er lange Zeit und im entblößtesten Zustande in diesem Loche schmachtete, so daß er sich zuletzt genöthigt sah, die Hülfe eines Oheims, Johann Barnabe de Saavedra, anzurufen. Sein Brief an ihn soll mit den Worten angefangen haben: „Lange Tage und kurze Nächte (Schlaflosigkeit) peinigen mich in diesem Gefängnisse, oder besser, in diesem Loche.“ Im Andenken an die schlechte Behandlung begann er auch seinen Don Quixote mit den Worten: „In

einem Orte der Mancha, an dessen Namen ich mich nicht erinnern mag," — gewiß eine milde Rache!

Als Cervantes nach dreizehnjähriger Abwesenheit wieder an den Hof von Valladolid kam, fand er sich wie in einem fremden Lande. Ein anderer Fürst, andere Günstlinge regierten; seine alten Freunde waren gestorben oder da und dorthin zerstreut. Konnte der Soldat von Lepanto, der Verfasser des Trauerspiels Numancia und der Galatea keine Anerkennung, keinen Schutz finden, als seine Ansprüche noch neu waren, was durfte er dann jetzt nach fünfzehnjähriger Vergessenheit vom Nachfolger Philipps II. erwarten! Dennoch machte Cervantes, gedrängt durch die traurige Lage seiner Familie, einen letzten Versuch. Er erschien im Vorzimmer des Herzogs von Lerma, des Riesen, der die Last der Monarchie auf seinen Schultern trug, wie Cervantes sich ausdrückt, unter dem Schwarme der Bittsteller. Allein der hochmüthige Günstling empfing ihn mit kaum verstelltem Hohne, und Cervantes, in seinem Selbstgefühle auf's tiefste verwundet, gab jeden Gedanken an weitere Gunstbewerbungen auf. Von nun an lebte er vom Ertrage seiner Feder und etlicher Geschäfte, die ihm anvertraut waren, in der Stille und Zurückgezogenheit. Seine einzigen Beschützer unter den Vornehmen waren der Graf Lemos und der Erzbischof von Toledo.

Die Herausgabe des ersten Theiles von Don Quixote wurde unter diesen Umständen beschleunigt. Unter dem 26. September 1604 erhielt Cervantes ein königliches Privilegium. Es handelte sich jetzt darum, einen Mäcenas zu finden, der sich die Zueignung gefallen ließ und das Buch unter die Fittige seines Namens nahm. Cervantes mußte sich nothgedrungen dieser erniedrigenden Sitte unterwerfen, wegen der Natur seines Buches. Denn wurde das Werk, dessen Titel leicht täuschen mochte, für einen gemeinen Ritter-Roman genommen, so konnte es leicht in die Hände von Menschen fallen, die darin nicht fanden, was sie suchten, und also auch die Satyre auf ihren schlechten Geschmack nicht merkten. Ward es dagegen sogleich verstanden, so ertheilte das Buch außer dem Hauptschlage gegen das falsche Ritterthum unter tausend Anspielungen noch so viele versteckte

Seitenhiebe, daß ein hoher Schutzpatron nur um so nöthiger war. Cervantes ersah sich zu diesem Zwecke den Herzog von Bejar, Don Alonzo Lopez de Zunniga und Sotomayor, einen von jenen vornehmen Müßiggängern, die sich herabließen, die Künste und Wissenschaften mit dem Beifalllächeln ihrer hochgebornen Unwissenheit zu beglücken. Man erzählt, der Herzog habe, als er erfuhr, daß der Gegenstand des Don Quixote eine Satyre sey, die Zueignung verweigert, weil er die Annahme eines witzigen Werkes der Art unter seiner Würde hielt. Cervantes stellte sich, als ob er auf die Ansichten des Herzogs einginge, und verlangte bloß die Gunst, ihm ein Kapitel daraus vorlesen zu dürfen. Aber so groß war die Ueberraschung und der Genuß, welchen alle Zuhörer empfanden, daß Cervantes von einem Kapitel zum anderen und zuletzt bis zu Ende in einem Zuge fortlesen mußte. Der Verfasser wurde mit Lobsprüchen überschüttet, und der Herzog gab den allgemeinen Bitten nach, und ließ es sich gefallen, daß sein Name durch Cervantes der Unsterblichkeit übergeben ward. Der Gewissensrath des Herzogs, ein ehrgeiziger Priester, der das große Wort im Hause führte, wurde eifersüchtig auf den Beifall, den der Dichter sich errungen, zog auf das Buch, wie über den Verfasser, mit gleicher Bitterkeit los, und rechnete es seinem Beichtkinde zur Sünde an, soviel Wohlgefallen an einem weltlichen Buche gefunden zu haben. In der That vergaß der Herzog schnell unsern Dichter, der ihm seinerseits nie mehr mit einer Zueignung beschwerlich fiel. Cervantes rächte sich sogar nach seiner Art, indem er im zweiten Theile des Don Quixote den ganzen Auftritt, sowie die anwesende Zuhörerschaft, schilderte.

Der erste Theil des Don Quixote erschien zu Anfang des Jahres 1605. Ehe wir jedoch mit unserer Erzählung weiter gehen, müssen wir die spanischen Zustände der Zeit schildern, wo das Buch in die Welt trat. Die Epoche, in welche man die Blüthe des irrenden Ritterthums, die Paladine und den König Arthus mit seiner Tafelrunde, versetzt, fällt zwischen den Untergang der alten Welt und das Aufblühen der neueren geordneten Staaten. Es ist jenes finstere Mittelalter, wo das Schwert Alles galt, wo man im Zweikampfe

die Gerechtigkeit seiner Sache bewies, wo das Faustrecht den Boden mit Blut düngte, wo die Kirche endlich mit allen ihren Schrecken kaum dadurch den Nationen einige Ruhetage in der Woche verschaffte, daß sie den Gottesfrieden einführte. Gewiß, in einer solchen Zeit muß es als eine schöne Aufgabe erscheinen, Unglückliche zu trösten, Unterdrückte zu beschützen. Denkt euch einen Krieger von hoher Abkunft, der, die Lanze in der Faust und eingehüllt in Stahl, hinauszieht in die weite Welt und Gelegenheit sucht, die Hoheit seiner Gesinnung, die Stärke seines Armes im Dienste des Rechtes und der Tugend zu beweisen, so ist dies ein edles Bild. Wenn ein solcher die Räuberhaufen vernichtet, welche die Wege umlagerten, oder jene adeligen Schnapphähne bändigt, welche von ihren Felsennestern herab auf die unbewaffneten Wanderer einstürmten, wenn er Gefangene von ihren Ketten befreit, einen Unschuldigen vom Henkerbeile rettet, einen Mörder bestraft, einen Tyrannen vom Throne stößt: so war dies eine Erneuerung jener heroischen Thaten, welche die Sage der antiken Heldenzeit den Halbgöttern des griechischen Alterthums, dem Theseus, Herkules und Anderen, zuschreibt. Das Christenthum hatte ferner durch Vermischung geistiger Reize mit den körperlichen einen Minnedienst geschaffen, von welchem die alte Welt nichts wußte. Die irrenden Ritter mochten daher den Schutz der Frauen zu ihrer ersten Pflicht erheben, diese erzbekleideten Kämpfer des Rechtes mochten ihr Leben theilen zwischen Krieg und Liebe. So aufgefaßt, bot jene sagenreiche Zeit nicht etwa nur zu einem Buche, sondern zu einer ganzen Literatur Stoff genug dar. Es lag ferner nahe, in die Geschichte der fahrenden Ritter eine Schilderung der Sitten jener Zeit, der Turniere und Feste und so vieler Glanzpunkte des Mittelalters, die Liebeshöfe, die Gesänge der Troubadour, die Wallfahrten in ferne Länder, die Kreuzzüge zu verweben und alle Wunder des Orients vor der Einbildungskraft des Lesers zu entfalten.

Aber nicht so verstanden die Verfasser der Ritterromane ihre Aufgabe. Ohne alle Achtung für Wahrheit häuften sie die gröbsten Verstöße gegen Geschichte, Geographie, Physik und gegen die Natur des Menschen, ja selbst die gefährlichsten moralischen Irrthümer aufeinander; da fällt Hieb auf

Hieb, beständige Balgereien, unglaubliche Thaten, Abenteuer über Abenteuer, ohne allen Plan, Zusammenhang und gesunden Menschenverstand, wechseln miteinander ab; schwärmerische Liebe vermischt sich mit der wildesten Rohheit, Laster mit Aberglauben. Riesen, Zwerge, Ungeheuer, Zauberer wimmeln auf den Straßen, und die Verfasser dieser papiernen Welt wetteifern mit einander, sich im Reinunmöglichen und Unnatürlichen zu übertreffen.

Dennoch fanden die Ritterbücher gerade wegen ihrer Fehler unglaublichen Beifall. Zu der Zeit, wo sie erschienen, hatten zwar eben einige Gelehrte den Schutt, der die Literatur des Alterthums bedeckte, weggeräumt, aber die unwissende müßige Menge war noch ohne bessere geistige Nahrung; mit wahrer Gier stürzte sie sich auf die dargebotenen groben Dichtungen. Es lag in jenem Jahrhunderte ein mächtiger Hebel, der diese falsche Richtung begünstigte. Ein abenteuerlicher Geist hatte sich seit den Kreuzzügen über Europa verbreitet und den Ritterbüchern einen Weg gebahnt, und gerade in Spanien fanden dieselben mehr Anklang, als irgendwo sonst, weil hier der Boden am günstigsten war. Nach achthundertjährigen Kriegen gegen Araber und Mohren folgten in reißender Schnelle die Entdeckung der neuen Welt, die Kriege in Italien, in Flandern, in Afrika. Kann es auffallen, wenn die Ritterbücher in einem Lande Beifall fanden, wo die ausschweifendsten Ansichten derselben schon verwirklicht worden waren. Der scharfsinnige Junker von der Mancha war nicht der Erste seiner Art, er hatte schon Vorbilder von Fleisch und Blut gefunden. Man schlage den kastilischen Plutarch des Hernando del Pulgar auf, und man wird Wunder finden; dort wird der mannhafte Ritter Don Suero de Quinnones, der Sohn des Landammanns von Asturien, mit Lob überschüttet, er, ein Mann, der während dreißig Tagen jedermänniglich den Uebergang des Orbigo verwehrte, weil er übereingekommen war, sich mit dreihundert gebrochenen Lanzen von den Ketten der Gebieterin seines Herzens loszukaufen. Derselbe Chronikenschreiber nennt bloß aus der Regierungszeit König Johanns II. eine Masse ihm persönlich bekannter Krieger, wie Gonzalo de Guzman, Juan de Merso, Gutierre Quejada, Juan de Polanco, Pero Vazquez de Sayavedra,

Diego Varela, die nicht nur ihre nächsten Nachbarn, die Mohren von Grenada, heimsuchten, sondern als wahrhafte irrende Ritter entlegene Länder, Italien, Frankreich, Deutschland, durchstreiften, um Jedem, der sich ihnen stellte, ein Lanzenbrechen zur Ehre ihrer Damen anzubieten.

Die maßlose Vorliebe für die Ritterbücher trug bald ihre bittern Früchte. Die Jugend, deren wild aufgeregter Einbildungskraft das ernste Studium der Geschichte nicht mehr behagte, erkor Sprache, wie Thaten in jenen Romanen zum Vorbild. Blinde Unterwürfigkeit gegen die Launen der Frauen, Ehebrüche, falsches Ehrgefühl, die blutigste Rachgier wegen unbedeutender Beleidigungen wurden Mode, und so schadeten jene Bücher ebenso den guten Sitten, als dem gesunden Menschenverstande. Bald erhoben sich kräftige Stimmen gegen dieselben. Männer wie Louis Vives, Alexo Vanegas, Diego Gracian, Melchior Cano, der Bruder Louis von Granada, Malon de Chaide, Arias-Montano und andere fromme oder vernünftige Schriftsteller klagten laut über die unseligen Folgen, welche das Lesen so verkehrter Bücher hervorbrachte. Auch die Gesetzgeber ließen das Uebel nicht unbeachtet. Ein Dekret Kaiser Karls V. vom Jahre 1543 verbot allen Vicekönigen und Gerichtshöfen der neuen Welt bei schwerer Strafe, keinen Spanier oder Indier Ritterbücher drucken, verkaufen oder lesen zu lassen. Im Jahre 1555 forderten die Stände von Valladolid, in sehr entschiedener Sprache, dasselbe Verbot für Spanien, ja sie sprachen sogar den Wunsch aus, daß alle vorhandene Romane gesammelt und verbrannt werden möchten. Die Königin Johanna verhieß ein Gesetz dagegen, das aber nie erschien. Aber weder die Beredsamkeit der Sittenprediger, noch die Drohungen des Gesetzes konnten das Uebel eindämmen. Alle Mittel vermochten nichts gegen die Vorliebe der Zeit für das Wunderbare. Fortwährend wurden neue Ritterromane verfaßt und gelesen. Fürsten, Große, Prälaten der Kirche ließen sich die Zueignung dieser Werke gefallen. Eine gewisse heilige Theresa, die sich in ihrer Jugend ganz dem Lesen von Ritterromanen hingegeben hatte, verfaßte selbst einen solchen, ehe sie ihr „Inneres Schloß“ und andere mystische Schriften der Art schrieb, worüber sie zuletzt heilig gesprochen ward. Kaiser

Karl V. verschlang, während er diese Romane öffentlich ächtete, in aller Stille den Don Belianis von Grácia, einen der allerausschweifendsten unter denselben, und als seine Schwester, die Königin von Ungarn, seine Rückkunft nach Flandern feierlich begehen wollte, glaubte sie ihm mit nichts eine größere Freude machen zu können, als dadurch, daß sie in den berühmten Festen von Bins (1549) alle Helden und Bilder eines Ritterromans von lebenden Personen darstellen ließ. Die großen Herren von Hofe, selbst Philipp II., übernahmen eine Rolle dabei. Der Geschmack für diese Literatur war bis in die Klöster gedrungen; Mönche und Nonnen schrieben oder lasen Romane. Ein Franziskaner-Bruder, Gabriel von Mata genannt, schmiedete noch im Jahre 1589 ein Rittergedicht, dessen Held der heilige Franz war; dasselbe führte den Titel: der Ritter von Assisi. Auf dem Titel des Buches prangte das Bildniß des Heiligen zu Pferd, ganz nach Art der Amadis und Esplandiane, über und über mit Schutzwaffen bedeckt. Auch sein Pferd war geharnischt, und trug eine prächtige Decke. Die Spitze des Helmes zierte ein Kreuz, mit den Nägeln und der Dornenkrone des Erlösers, auf seinem Schilde führte er die fünf Wundenmale, an der Lanze ein Fähnlein mit der Umschrift: en esta no faltarè (in diesem Zeichen wird mir nichts mißlingen). Dieses sonderbare Buch war dem Connetable von Castilien zugeeignet.

So standen die Sachen, als Cervantes, der arme Gefangene in einem Dorfe der Mancha, den Gedanken faßte, den Ritterbüchern mit Einem Schlage den Garaus zu machen. Diese Art von Literatur stand eben in ihrer höchsten Blüthe, als er, ein armer Mann, ohne Namen, ohne Beschützer, ohne andere Hülfsmittel, als seinen Geist und seine Feder, einen Wahn anzugreifen beschloß, der bisher der Vernunft und den Gesetzen trotzte. Freilich ergriff er eine Waffe, die schärfer schnitt, als alle Kanzelreden, Beweise und Verbote: die Waffe des Lächerlichen. Sein Sieg war vollkommen. Ein Edelmann vom Hofe Philipps III., Don Juan de Silva und Toledo, Herr von Cannada-Hermosa, schrieb im Jahre 1602 die Chronik des Prinzen Don Policisne von Böotia. Dieser Roman, einer der ausschweifendsten von allen, war der letzte, der in Spanien entstand. Denn seit der Erscheinung

des Don Quixote wurde nicht nur kein neuer mehr verlegt, sondern man hörte sogar auf, die alten wieder abdrucken zu lassen, die dadurch sehr selten und zu wahren Schatzstücken großer Bibliotheken geworden sind. Von vielen kennt man nur noch die Titel, von andern gingen selbst die Namen verloren. Kurz, der Erfolg des Don Quixote war in dieser Beziehung so ausschließend, daß einige strenge Richter seinem Verfasser den Vorwurf machten, durch eine übertriebene Gabe des Heilmittels die entgegengesetzte Krankheit hervorgerufen zu haben; denn durch Cervantes' beißende Satyre, sprachen sie, sey nicht bloß der Geschmack für's Abenteuerliche, sondern auch das alte castilianische Ehrgefühl zu Grabe gegangen. Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Geschichte unseres Dichters und seines Buches zurück. Kraft einer allgemein angenommenen Ueberlieferung, die viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, soll der erste Theil des Don Quixote Anfangs mit großer Gleichgiltigkeit aufgenommen worden seyn. Wie Cervantes zum Voraus gefürchtet hatte, wurde sein Buch von Leuten gelesen, die es nicht verstanden, und umgekehrt von Solchen verschmäht, die es hätten beurtheilen können. Er ersann daher eine unschuldige List; unter dem Titel Buscapies (Leuchtkugel) gab er eine Flugschrift heraus, in welcher er, ohne seinen Namen zu nennen, den wahren Zweck des Don Quixote enthüllte, und zugleich zu verstehen gab, daß die Personen und Handlungen des Romans, obwohl anscheinend erträumte Gestalten, denn doch ein Vorbild auf dem spanischen Boden finden dürften. Diese Kriegslist gelang vollkommen; durch die halben Aufklärungen neugierig gemacht, lasen nun auch gescheite Leute das Buch, und von diesem Augenblicke an verwandelte sich die frühere Gleichgiltigkeit in das regste Interesse. Der erste Theil des Don Quixote wurde im Jahre 1605 viermal allein in Spanien aufgelegt, und durch vervielfältigte im Auslande veranstaltete Nachdrücke verbreitete er sich reißend schnell nach Frankreich, Italien, Portugal und Flandern.

Die erste Frucht, welche Cervantes von dieser günstigen Aufnahme seines Werkes pflückte, war keineswegs Befreiung aus seiner kümmerlichen Lage, sondern Neid und Feindschaft. Nicht etwa bloß jene eitlen Thoren, die jedes Verdienst

empört, schrien gegen ihn, sondern die ganze Gelehrtenzunft Spaniens gerieth in Bewegung. In der That enthielt der Don Quixote so viele Seitenhiebe auf alle Arten von Schriftstellern, daß dies nicht auffallen kann. Wie gewöhnlich trugen die ausgezeichnetsten Namen die Bolzen, welche auf sie abgeschossen waren, mit größerer Geduld; Lopez de Vega, der vielleicht unter Allen am schlechtesten wegkam, zeigte gar keinen Groll gegen den neu auftauchenden Schriftsteller, welcher es gewagt hatte, einen Tropfen Wermuth in den Nektarstrom von Lobsprüchen zu gießen, mit denen ihn damals ganz Spanien überschüttete. Sein wohlbegründeter Ruf, seine Reichthümer erlaubten ihm, großmüthig zu seyn, ja er war sogar so höflich, einzugestehen, daß es Cervantes weder an Anmuth, noch an Schönheit des Styls fehle. Nicht so machten es die Schriftsteller zweiten Ranges, die ihr Bischen Ruhm und außerdem ihren Antheil an der Börse des lesenden Publicums zu vertheidigen hatten. Ein wahrer Wolkenbruch von Schmähungen, ein tausendfaches Echo von geheimen und offenen Schulmeistereien brach über unsern Dichter herein; da behandelte ihn ein dummhochmüthiger Akademiker als einen ungehobelten Menschen, dem es an aller höheren Bildung, an der philosophischen Weihe fehle; ein Anderer nannte ihn höhnisch einen Don Quixotisten, dieser verlästerte ihn in kleinen Flugschriften, den Zeitungen des siebenzehnten Jahrhunderts, jener schickte ihm wohlversiegelt ein Schandgedicht zu, das Cervantes, um sich zu rächen, selbst abdrucken ließ. Unter den Gegnern von einigem Werthe, die sich wider ihn am heftigsten erhoben, müssen wir den Dichter Don Luis de Gongora, Urheber jener schwulstigen Redeweise, welche den reinen castilischen Styl nach kurzer Blüthe verdrängte, und welche noch heute in den Kammern Madrids in allerlei Mißgeburten spukt; den Doctor Christoval Suarez, einen bissigen und scheelsüchtigen Schriftsteller, so wie endlich den kleinen Reimschmied Esteban Villegas anführen, der sich selbst für das größte Genie in ganz Spanien erklärte. Cervantes, der eben so wenig an schwarzer Galle, als an kindischer Eitelkeit litt, belustigte sich an diesen eigenliebigen Angriffen auf seinen wachsenden Ruhm. Eine härtere Probe für sein edles Gemüth war das

Zurücktreten etlicher Freunde, die den Gleichgestellten geliebt, aber jetzt sich von dem Hochgefeierten zurückzogen. Es thut uns leid, unter diesen den bereits angeführten romantischen Dichter und Musiker Vicente Espinel, den Verfasser des Marcos de Obregon, nennen zu müssen. So ist eben der Welt Lauf: die berauschendsten Gesichte unterbricht der hinkende Schleicher und gießt einen Tropfen Bitterkeit in den Becher der Wonne.

Don Quixote erschien in demselben Jahre, wo Philipp IV. geboren wurde (zu Valladolid am 8. April 1605). Das Jahr zuvor hatte der spanische Hof den Connetable von Castilien, Don Juan Fernandez de Velasco, nach England geschickt, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Zur Vergeltung dieser Höflichkeit sendete Jakob I. den Admiral Karl Howard, Grafen von Hotingham, ab, um die Friedensurkunde dem König von Spanien zur Unterschrift zu überreichen, und zu gleicher Zeit Englands Glückwünsche wegen der Geburt des Prinzen darzubringen. Howard landete mit einem Gefolge von 600 Englischen in Coronna, und hielt am 26. Mai 1605 seinen Einzug in Valladolid. Er wurde mit aller Pracht empfangen, welche der spanische Hof damals entfalten konnte. Unter den kirchlichen und weltlichen Festen, den Stierkämpfen, den Maskenbällen, den Paraden und Ringelrennen, an welchen der König selbst Theil nahm, und den übrigen Herrlichkeiten nennt man ein Gastmahl im Hause des Connetable, bei welchem zwölfhundert Schüsseln Fleisch und Fische, ungerechnet den Nachtisch und die Gerichte, die auf der Tafel keinen Platz fanden, aufgetragen worden seyn sollen. Der Herzog von Lerma ließ eine Beschreibung dieser Feste aufsetzen, welche zu Valladolid im nämlichen Jahre gedruckt wurde. Man glaubt, daß Cervantes Verfasser derselben ist, wenigstens scheint dies ein Eprigramm des Augenzeugen Gongora vorauszusetzen.

In Folge dieser Festlichkeiten traf die Familie unseres Dichters ein neuer Schlag, der ihn zum dritten Male in's Gefängniß führte. In der Nacht des 27. Juni 1605 wollte ein Ritter vom Orden S. Jakob, Don Gaspar de Ezpeleta, die hölzerne Brücke des Esgueva-Baches überschreiten, als ihm ein Unbekannter den Weg verrannte. Es kam sogleich

zum Streit, die beiden Kämpen zogen ihre Degen, und Don Gaspar fiel mit mehreren Wunden. Um Hülfe rufend und mit Blut bedeckt schleppte er sich nach dem nächsten Hause. In dem ersten Stocke desselben wohnte, neben der Wittwe des Chronikenschreibers Stephan Garibay, Cervantes mit seiner Familie. Auf das Geschrei des Verwundeten liefen er und der Sohn der Wittwe herbei. Sie fanden Don Gaspar auf der Schwelle des Hauses liegend, in einer Hand den Degen, in der andern seinen Schild, und trugen ihn zu der Wittwe Garibay, wo er zwei Tage später verschied. Der Stadt- und Hofrichter Cristobal de Villaroel leitete sogleich eine Untersuchung ein. Cervantes, seine Hausfrau, seine natürliche Tochter, welche damals zwanzig Jahre alt war, seine verwittwete Schwester, welche eine achtundzwanzigjährige Tochter bei sich hatte, eine Nonne Donna Magdalena de Sotomayor, die Magd Maria de Cevallos, und außerdem zwei Hausfreunde Cigales und Simon Mendez wurden verhört. Mit Recht oder Unrecht nahm der Richter an, daß Ezpeleta in einem Liebesabenteuer mit der Tochter oder Nichte unseres Dichters getödtet worden sey; er ließ daher beide Damen, so wie Cervantes selbst und seine Schwester, einthürmen. Erst nach Verfluß von acht Tagen, uachdem mehrere Verhöre vorgenommen und Zeugen abgehört waren, wurden die vier Verhafteten gegen Bürgschaft freigegeben. Aus den Acten dieses unangenehmen Vorfalls geht hervor, daß Cervantes damals noch, um den Unterhalt seiner Familie bestreiten zu können, den Sachwalter machen mußte.

Im Jahre 1606 zog er nach Madrid, wahrscheinlich dem spanischen Hofe folgend, und erwählte diese Stadt zum bleibenden Wohnsitz. Man hat erhoben, daß er im Juni 1609 in der Magdalenenstraße, ein wenig später hinter dem Collegium unserer lieben Frauen von Loretto, im Juni 1610 in der Löwenstraße Nr. 9, im Jahre 1614 in der Gartenstraße, dann in der Herzog-Alba-Straße, endlich 1616 abermals in der Löwenstraße Nr. 20 wohnte, wo er auch starb. Cervantes war zum Greise geworden, und doch hatten weder seine Dienste, noch seine hohen Talente Anerkennung gefunden. Vernachläßigt von seinen Freunden, verfolgt von Nebenbuhlern, und durch lange Welterfahrung in jene Stimmung versetzt,

wo alle Täuschungen zerrinnen, lebte er ganz eingezogen als Philosoph, ohne zu murren oder zu klagen. Nicht jene goldene Mittelstraße, welche Horaz den Verehrern der Musen wünscht, nein bitterer Mangel, Armuth war sein Loos. Doch fand er zwei Beschützer in dem Erzbischofe von Toledo, Don Bernardo de Sandoval y Rojas, und Don Pedro Fernandez de Castro, Grafen von Lemos, einem großen Herrn von ausgezeichnetem Verstande, der im Jahre 1610 einen kleinen Hof von Gelehrten mit sich in sein Vicekönigthum Neapel nahm, und von so hoher Stellung herab und aus weiter Ferne den verstümmelten Veteranen von Lepanto, der ihm selbst nicht hatte folgen können, nicht vergaß.

Eine fast unerklärliche Erscheinung, die jedoch der unabhängigen Seele des Cervantes eben so viele Ehre bringt, als Schande den Ausspendern der königlichen Gnade, den Ministern des spanischen Hofes, ist es, daß man den großen Dichter ganz unbeachtet ließ, während eine Masse elender Sudler Pensionen empfing, die sie in Prosa und Versen erbettelt hatten. Man erzählt, eines Tages habe Philipp III. vom Balkon seines Schlosses einen Studenten bemerkt, der mit einem Buche in der Hand am Ufer des Manzanares lustwandelte. Der Mensch im schwarzen Mantel hielt jeden Augenblick an, säbelte mit den Händen, schlug sich mit der Faust vor den Kopf, und brach dann in ein unbändiges Gelächter aus. Der König beobachtete den Menschen eine gute Weile, dann rief er aus: „Entweder ist der Student ein Narr, oder liest er im Don Quixote!" Höflinge liefen sogleich fort, um auszumitteln, ob der königliche Scharfsinn in's Schwarze getroffen habe. Sie kamen zurück mit der Nachricht, daß der Student wirklich im Don Quixote lese. Aber keinem von ihnen fiel es ein, den König auf das Elend aufmerksam zu machen, in welchem sich der Verfasser eines so gefeierten und populären Buches befand.

Eine andere Anekdote aus späterer Zeit, die wir aber hier einflechten wollen, zeugt noch stärker für die hohe Achtung, die der arme Cervantes genoß. Der Licentiat Francisco Marquez de Torres, Kaplan beim Erzbischofe von Toledo, und mit der Censur des zweiten Theils von Don Quixote beauftragt, erzählt Folgendes in seinem Tagebuche: „Am

15. Februar 1615 war der Kardinal, mein Gebieter, mit mir auf Besuch bei dem Botschafter von Frankreich. Mehrere französische Edelleute aus dem Gefolge des Gesandten näherten sich mir und den anderen Kaplanen des Kardinals, und fragten uns, welche neue Erscheinungen aus dem Gebiete der schönen Literatur jetzt am meisten Aufsehen erregten. Ich nannte zufälliger Weise den Don Quixote, mit dessen Censur ich mich gegenwärtig beschäftige. Kaum hörten sie den Namen Miguel von Cervantes, als sie in Bewegung geriethen und laut die hohe Achtung rühmten, welche der Verfasser der Galatea, die einer der Anwesenden auswendig hersagen konnte, des Don Quixote und der Novellen in Frankreich, wie in den benachbarten Ländern genösse. Sie konnten nicht satt werden, ihn zu loben, so daß ich ihnen meine Dienste anbot, um sie persönlich mit dem Dichter bekannt zu machen. Mit großem Danke nahmen sie dieses Anerbieten an. Sie fragten weiter sehr genau nach seinem Alter, Stand, Charakter, Vermögen. Ich konnte ihnen keine andere Antwort geben, als daß er alt, Soldat, Edelmann und arm sey. Hierauf rief Einer von ihnen lebhaft aus: „Wie, Spanien hat einen solchen Mann nicht mit Reichthümern überschüttet, man erhält ihn nicht auf Kosten des öffentlichen Schatzes?“ Ein Anderer gab dieser Aeußerung schnell eine feine Wendung. „Wenn es die Noth ist, die ihn zum Schreiben treibt, so verhüte Gott, daß er nie reich werde, damit er noch ferner durch Werke, die ihm die Armuth eingibt, die ganze Welt reich mache.“

Die erste Ausgabe des Don Quixote, die vom Jahre 1605, war fern von den Augen des Verfassers, und nach seiner eigenen, sehr unleserlichen Handschrift veranstaltet worden, sie wimmelte deßhalb von Fehlern. Eine der ersten Sorgen unseres Dichters nach seiner Niederlassung zu Madrid war daher, eine zweite Ausgabe zu machen, die er selbst genau corrigirte. Diese zweite Ausgabe vom Jahre 1608 diente allen späteren Drucken als Original. Im Jahre 1612 gab er auch die zwölf Novellen heraus, die mit den beiden in den Don Quixote eingeschalteten und einer dritten neu aufgefundenen die ganze Sammlung seiner fünfzehn Novellen ausmachen. Dieses Buch, das im vorgedruckten königlichen

Privilegium eine schöne Unterhaltung genannt wird, in welcher sich die ganze Majestät und Fruchtbarkeit der castilischen Sprache zeige, fand in Spanien und dem Auslande dieselbe günstige Aufnahme, wie der Don Quixote. Lopez de Vega ahmte unsern Dichter auf zwei verschiedene Weisen nach: indem er selbst eigene Novellen schrieb, die aber tief unter denen des Cervantes stehen, und indem er mehrere von diesem bearbeitete Stücke auf die Bretter brachte. Andere große dramatische Dichter schöpften aus derselben Quelle, wie Don Augustino Moreto, Don Diego de Figueroa, Don Antonio Solis, namentlich auch der Mönch Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina, welcher unsern Miguel Cervantes den spanischen Boccacio zu nennen pflegte. Nach den Novellen veröffentlichte Cervantes im Jahre 1614 sein Gedicht, „die Reise zum Parnaß" (Viage al Parnaso) betittelt, sammt einer kleinen, in Prosa geschriebenen Abhandlung, welche er unter dem Namen „Zugabe zum Parnaß" (adjunta al Parnaso) herausgab. In dem Gedichte lobt er die guten Schriftsteller jener Zeit, und züchtigt dagegen ohne Erbarmen die Jünger der neuen Schule von Gorgora, welche die schöne Sprache des goldenen Jahrhunderts durch den unsinnigsten und lächerlichsten Schwulst verdarben. In der Abhandlung beklagt er sich über die Schauspieler, weil sie weder seine älteren, noch seine neueren Theaterstücke aufführen wollten. Um einigen Nutzen aus den letzteren zu ziehen, beschloß Cervantes, sie herauszugeben. Er wandte sich daher an den angesehensten Buchhändler Madrids, Villaroel, der ihm rund heraus sagte: „Ich habe wegen Euers Antrags einen namhaften Schriftsteller zu Rathe gezogen, der mich versicherte, daß man Alles von Eurer Prosa, gar nichts von Euren Versen erwarten dürfe." Diese Antwort war ganz richtig, obgleich ein wenig grob, und sie that Cervantes sehr wehe, der Apollo zu Trotz reimte, und wie ein Kind an seinem Rufe als Poet hing. Nichts desto weniger druckte Villaroel im September 1615 acht Komödien und eben so viele Intermezzo unseres Dichters, mit einer Zueignung an den Grafen von Lemos und einer Vorrede, die nicht nur sehr witzig, sondern auch für die Geschichte der spanischen Bühne sehr belehrend ist. Lopez de Vega war noch immer

König der Bretter, und der Nebenbuhler, der ihn entthronen sollte, Calderon, begann erst seine Laufbahn. Mit Gleichgiltigkeit wurden die ausgewählten Stücke von Cervantes vom Publicum aufgenommen, und die Schauspieler brachten nicht ein einziges auf die Bühne. Undankbar mögen Schauspieler und Publicum gewesen seyn, ungerecht keineswegs. Wie konnte man sie auch darüber tadeln, Komödien der Vergessenheit überlassen zu haben, von denen ein Jahrhundert später Blasius Nasarro aus Gelegenheit einer neuen von ihm veranstalteten Ausgabe behauptete, Cervantes hätte sie absichtlich schlecht geschrieben, um sich über die ausschweifenden Stücke, welche zu seiner Zeit Beifall fanden, lustig zu machen.

In demselben Jahre 1615 erschien eine andere Arbeit unseres Dichters, veranlaßt durch einen interessanten Vorfall. In Spanien herrschte damals noch die schöne Sitte der dichterischen Wettstreite, die unter König Johann II. so häufig waren, als die Turniere, und die sich im mittäglichen Frankreich unter dem Namen Blumenspiele (jeux floraux) bis auf unsere Tage erhalten haben. Pabst Paul V. hatte im Jahre 1614 die berühmte Heilige Theresa de Jesus selig gesprochen, und der Triumph dieser Klosterheldin ward zum Gegenstande des Wettstreites gegeben. Lopez de Vega war einer der Kampfrichter. Die Bewerber sollten die Entzückungen dieser Heiligen in Gestalt der Ode, die man Cancion castellana nannte, und nach dem Metrum von Garcilaso de la Vega's erster Ekloge „El dulce llamentar de los pastores“ besingen. Alle Dichter von einigem Rufe traten als Bewerber auf; auch Cervantes, in den sechziger Jahren sich als Lyriker versuchend, schickte seine Ode ein, die, ohne den Preis zu erlangen, doch für eine der besten erklärt und als solche gedruckt wurde.

Im Jahre 1615 erschien auch der zweite Theil des Don Quixote. Er hatte fleißig daran gearbeitet und sein baldiges Erscheinen in der Vorrede zu den Novellen versprochen, als plötzlich um die Mitte des Jahres 1614 in der Stadt Tarragona eine Fortsetzung des ersten Theiles von fremder Hand, unter dem Namen des Licentiaten Alonzo Fernandez de Avellaneda, gebürtig von Tordesillas, erschien. Dies war ein erheuchelter

Name, mit welchem sich einer der unverschämtesten literarischen Schnapphähne verkappte, um dem Verfasser eines unsterblichen Werkes noch bei seinen Lebzeiten Titel und Gegenstand zu entwenden. Trotz aller Nachforschungen ist es nicht gelungen, seinen wahren Namen zu erheben; nur so viel haben die mühsamen Untersuchungen von Mayans, Murillo und Pellicer wahrscheinlich gemacht, daß es ein arragonischer Mönch vom Predigerorden war, und zugleich einer von den Komödienschreibern, welche Cervantes im ersten Theile des Don Quixote auf eine so ergötzliche Weise mitgenommen hat. Gleich einem Straßenräuber, der die Opfer seiner Raubgier noch beschimpft, goß der falsche Avellaneda gleich zu Anfang des Buches alle Galle seines rachsüchtigen Herzens in den wildesten Schimpfworten über Cervantes aus, nannte ihn den stumpfhändigen, mürrischen, neidischen, verleumderischen Alten, warf ihm sein Unglück, seine Gefangenschaft, seine Armuth vor, sprach ihm allen Geist und alles Talent ab, und machte sich endlich selbst groß damit, den Gegner um den Absatz seines zweiten Theiles zu bringen. Als dieses Buch in seine Hände fiel, bereitete Cervantes eine Rache vor, die seiner würdig war. Er beeilte sich, so sehr als möglich, den zweiten Theil zu vollenden, so daß die letzten Kapitel einige Spuren von Flüchtigkeit an sich tragen. Schon in der Zueignung seiner Komödien an den Grafen von Lemos sagt er (zu Anfang des Jahres 1615): „Don Quixote hat die Sporen schon angeschnallt, um Eurer Excellenz seine Huldigung darzubringen. Indeß besorge ich, er möchte ein wenig verdrießlich ankommen, weil er in Tarragona irregeleitet und mißhandelt war; doch hat er eine Urkunde mit Brief und Siegel darüber aufnehmen lassen, daß nicht er selbst in jener anderen Geschichte enthalten ist, sondern ein falscher Doppelgänger, der er selbst seyn wollte, aber es nicht vermochte." Im zweiten Theile des Don Quixote (Vorrede und Kapitel 59) antwortete er auf die groben Schimpfreden des Fälschers, ohne jedoch seinen wahren Namen zu nennen, mit den feinsten Spöttereien voll attischen Salzes, und zeigte sich durch dieses edle Benehmen eben so erhaben über den Gegner, wie durch die jede Vergleichung ausschließende Vollkommenheit seines Werkes. Um jedoch auch künftigen

Avellaneda's die Lust zu jeder weiteren Entweihung zu benehmen, führte er diesmal seinen Helden bis auf's Todtenbett, ließ ihn das Testament machen, seine Beichte ablegen und verscheiden, begrub ihn dann, und vergaß auch die Aufschrift auf den Leichenstein nicht. Zuletzt schließt er in demselben Geiste sein Werk mit den Worten voll edlen Stolzes: „Hier legte Cid Hamed Ben Engeli seine Feder nieder, aber er hat sie diesmal so hoch aufgehängt, daß Niemand sich fürder beigehen lassen soll, dieselbe wieder herabzunehmen."

Es sey uns vergönnt, einige Worte über Bedeutung und Werth dieses Buches, des Meisterstückes der castilianischen Literatur, zu sagen. Man hat sich gewöhnt, den Don Quixote bloß unter dem Gesichtspunkte eines Schlangentödters der Ritterromane zu betrachten, aber mit Unrecht. Wenn er nur dieses Verdienst hätte, so würde er sie nicht lange überlebt haben. Nach dem Besiegten hätte man bald auch den Sieger in's Grab gescharrt. Ist es die Verspottung der Amadis, der Esplandian, der Platir, der Ritter Gotterbarm von Montalban, die wir jetzt noch im Don Quixote suchen? Wir wollen nicht leugnen, daß Cervantes den völligen Umsturz dieser gefährlichen und ausschweifenden Literatur selbst als eines seiner Hauptverdienste betrachtete. Sein Buch ist in dieser Beziehung eine sittliche That, eine Arbeit, die im höchsten Grade die zwei Tugenden der wahren Komödie, das Nützliche im Bunde mit den Angenehmen (miscuit utile dulci), vereinigt. Nichts desto weniger ist Don Quixote noch etwas mehr als eine Satyre auf alte Romane, und wir müssen zeigen, daß der Verfasser seinen Plan während des Schreibens erweitert und veredelt hat. Zu Anfang des Buches, glauben wir, hatte Cervantes keinen andern Zweck, als mit den Waffen des Lächerlichen die ganze Ritter-Literatur über den Haufen zu rennen. Er sagt dies mit dürren Worten in der Vorrede. Auch sonst braucht man nur auf die sonderbaren Nachläßigkeiten, Widersprüche und Verstöße, von denen es im ersten Theile des Don Quixote wimmelt, aufmerksam zu machen, um in diesem Fehler (wenn es anders ein Fehler zu nennen ist) einen vollgiltigen Beweis dafür zu finden, daß er den Don Quixote in einer gutgelaunten Stunde anfing, daß er ohne festen

festen Plan seiner Feder den freien Lauf, daß er endlich keinen vorausberechneten Werth auf dieses Werk legte, dessen volle Größe er vielleicht nie ganz empfunden hat. Don Quixote ist Anfangs nichts als ein Narr, ein Narr, der Ketten und Prügel verdient, und in der That bekömmt ja der arme Ritter so viel Püffe von Menschen und Vieh, daß es selbst für die Rippen seines Rozinante zu viel wäre. Auch Sancho Pansa ist Anfangs ein bloßer Bauernlümmel, der sich eben so sehr aus Geiz, als aus Einfalt von den Thorheiten seines Gebieters fortreißen läßt. Aber das dauert nicht lange.

Allmählig faßt Cervantes eine väterliche Zuneigung zu den Helden und Kindern seines Gehirnes, er leiht ihnen sein Urtheil, seinen Geist, er theilt die Rollen nach einem wohlberechneten Plane zwischen ihnen aus. Dem Gebieter gehören erhabene Ansichten, wie sie sich durch Studium und Nachdenken bei edeln, gesunden Geistern ausbilden; dem Schildknappen ein beschränkter, aber sicher das Ziel treffender Sinn, gesunder Menschenverstand, angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, das nur da schweigt, wo es vom Eigennutze überstimmt wird, lauter Eigenschaften, welche ein ordentlicher Mensch bei der Geburt mit auf die Welt bringt, und welche die gemeine Welterfahrung auszubilden vermag. In der Hirnkammer des Ritters ist nur noch ein einziges krankes Fach; seine Narrheit ist die überschwängliche Stimmung eines edlen Menschen, den jede Ungerechtigkeit empört, den Begeisterung für Tugend aus dem Geleise des Lebens herausreißt. Noch immer träumt er davon, den Unterdrückten beizustehen, die Schwachen zu heben, die Stolzen und Schlechten zu zerschmettern, aber sonst urtheilt und schließt er vortrefflich, ein Strom der Beredsamkeit entfließt seinen Lippen, er taugt, wie Sancho sagt, viel eher zu einem Prediger, als zum fahrenden Ritter. Dieselbe Verwandlung ist mit dem Schildknappen vorgegangen: Sancho hat den alten Adam abgelegt, er ist schlau genug, obgleich roh, er ist ein Schalk, und doch gutmüthig. Wie man an Don Quixote nur noch ein Körnchen von Narrheit bemerkt, so zeigt auch er nur ein Restchen von leichtgläubiger Einfalt, die überdies durch den hohen Geist des Gebieters und durch die natür-

liche Anhänglichkeit des Schildknappen gerechtfertigt erscheint. Und nun entfaltet sich vor unserem staunenden Blicke ein herrliches Schauspiel. Diese beiden Menschen, unzertrennlich von einander, wie Seele und Leib, erklären und ergänzen sich gegenseitig, sie haben sich vereinigt zur Verwirklichung eines Zweckes, der eben so edel, als unausführbar ist, sie handeln wie Thoren und sprechen wie Weise, sie setzen sich dem Gelächter, oft auch der Grobheit der Menschen aus, und stellen zugleich die Laster und die Dummheit derjenigen, welche sich über sie lustig machen wollen, in's klarste Licht. Sie erwecken zuerst das Gespötte, bald das Mitleid, zuletzt die regste Sympathie des Lesers, sie rühren ihn eben so viel, als sie ihn ergötzen, sie belehren und unterhalten ihn zu gleicher Zeit, endlich durch den doppelten Gegensatz Beider zu einander und zu der übrigen Welt bieten sie uns ein immer neues, beinahe unendliches Schauspiel dar. In dem ersten Theile des Don Quixote schwankt der Plan noch, aber im zweiten hat sich der Grundgedanke des Verfassers, durch Alter und Welterfahrung gereift, fest ausgebildet und verklärt. Von der fahrenden Ritterschaft ist hier nur noch so viel die Rede, als nöthig war, um beide Theile zu verbinden und in einen Rahmen zu fassen. Man suche hier nicht mehr bloß eine Satyre auf die Ritterromane, es ist vielmehr ein Buch voll Lebensweisheit, voll unumstößlicher Grundsätze, oder vielmehr voll aus der Erfahrung gegriffener Beispiele; ihr findet hier eine eben so milde, als scharfsinnige Schilderung der ganzen Menschheit. Der neue Bekannte, der sich dem Kreise des Ritters von der Mancha anschließt, der Baccalaureus Samson Carrasco, ist er nicht der leibhaftige Unglauben, der ohne Rückhalt, ohne Achtung Alles bezweifelt, Alles bespöttelt? Und um ein anderes Beispiel zu geben, welcher Leser hätte nicht, wenn er zum ersten Male an die Stelle kommt, wo Sancho die Regierung der Insel Barataria übernimmt, zum voraus erwartet, daß der Schildknappe in dieser Eigenschaft Stoff genug zum Lachen geben werde? Wer hätte nicht geglaubt, daß der nagelneue, wie vom Himmel gefallene Monarch auf seinem Richterstuhle mehr Tollheiten begehen werde, als sein gestrenger Gebieter während der ganzen Buße in der Sierra Morena?

Mit nichten: der hohe Geist des Dichters dachte etwas weiter, als bloß den Leser zu belustigen, obgleich er diesen Zweck nicht vergaß. Er wollte beweisen, daß die vielgepriesene Kunst, die Menschen zu beherrschen, nicht die Geheimlehre einer Familie oder Kaste ist, daß zur Ausübung derselben noch edlere Eigenschaften, als ein wenig Juristerei und Verschlagenheit, daß nämlich vor Allem gesunder Menschenverstand und ein redlicher Wille dazu gehöre. Ohne aus seinem früher geschilderten Charakter herauszuplumpen, ohne sich über die Sphäre seines Schildknappen-Geistes zu versteigen, richtet und regiert Sancho Pansa wie ein zweiter Salomo.

Der zweite Theil des Don Quixote erschien zehn Jahre nach dem ersten, und als Cervantes den ersten schrieb, dachte er an keine Fortsetzung. Es war damals Sitte, Werke der Dichtung unvollendet zu lassen. Man schloß ein Buch, wie Ariost seine Gesänge, mitten im verwickeltsten Abenteuer, an der interessantesten Stelle. Der Lazarillo de Tormes und der hinkende Teufel haben keinen Schluß, die Galatea eben so wenig. Die Fortsetzung des Avellaneda war es nicht, was Cervantes bestimmte, den Faden wieder aufzunehmen, denn er hatte ja den zweiten Theil beinahe vollendet, als das Werk des Ersteren erschien. Wäre der Don Quixote bloß auf eine schriftstellerische Satyre berechnet gewesen, so würde ihn Cervantes nicht vollendet haben. Daß er es doch that, dies spricht für die Wahrheit unserer oben entwickelten Ansicht, die beiden Theile des Werkes bieten daher auch eine in den Jahrbüchern der Literatur einzige Ausnahme dar; ein zweiter Theil, der erst hintendrein kommt, nachdem der Hauptstreich schon geführt ist, erreicht nicht nur den ersten, sondern übertrifft ihn sogar, denn die Ausführung ist gleich gut, die leitende Grund-Idee aber noch viel größer und reicher. Der Don Quixote ist dadurch zu einem Werke geworden, das allen Ländern, allen Zeiten angehört, er spricht zu der Menschheit in der allgemeinen Sprache; denn in höherem Grade, als irgend ein Buch in der Welt, enthält er die beste Gabe des menschlichen Geistes: gesunden Verstand in allgemein faßlicher Ausdrucksweise.

Genug hiemit; unsere Absicht war nicht, ihn zu loben,

denn wer hat nicht von ihm gehört, wer ward nicht entzückt, wenn er ihn las? Walter Scott, der feurigste Bewunderer des Cervantes und zugleich einer seiner glücklichsten Nacheiferer, hat den Don Quixote für eine der höchsten Schöpfungen des menschlichen Geistes erklärt. Einsichtsvolle Männer aller Nationen stimmten diesem Urtheile bei. Die vollkommene Schönheit dieses Buches fühlen indeß nur Diejenigen, welche Spanisch verstehen. Kaiser Karl V. soll die castilianische Sprache die Sprache der Götter genannt haben; mit gleich begründetem Rechte hatte man vom Don Quixote behauptet, er sey mit göttlicher Kunst in der Sprache der Götter geschrieben. Die Zeiten sind vorbei, wo man an den Höfen von Wien, von München, von Neapel, Mailand, Brüssel, Paris castilisch redete. Die spanische Sprache wurde durch die französische entthront, die edle stolze Gebieterin mußte einer geschminkten Zofe Platz machen. Daher gibt es heutzutage nur Wenige, die den Don Quixote im Originale lesen können. Uebersetzungen füllen einigermaßen die Lücke aus. Fast jede neuere Nation besitzt solche. Cervantes unsterbliches Werk wurde in's Holländische, Schwedische, Dänische, Russische übertragen. Von deutschen Uebersetzungen mag es wohl ein Dutzend verschiedene geben, worunter sehr alte, wie uns denn eine vom Jahre 1662 vorliegt. In England fand Cervantes zehn Uebersetzer: Shelton, Gayton, Ward, Jarvis Smollet, Ozell, Motteux, Wilmont, Durfey, J. Philips, und dazu noch einen vortrefflichen Erklärer in der Person des Doctor John Bowle; vielleicht eben so viele in Italien von Franciosini's trefflicher Uebersetzung bis zu der anonymen vom Jahre 1815 herab, zu welcher Novelli die Stiche lieferte. In Frankreich ist die Zahl noch weit größer. Bloß die Uebertragung von Filleau de Saint-Martin hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sie zuerst erschien, bis jetzt zweiundfünfzig Auflagen erlebt. Die neueste und beste ist die von Viardot, dessen vortrefflicher Notice sur la vie et les ouvrages de *Cervantes* wir Schritt vor Schritt folgen. Außer der Bibel, der Imitatio Jesu Christi und etlichen römischen und griechischen Classikern ist kein Buch so viel gedruckt, gelesen und bei allen Völkern eingebürgert worden, wie der Don Quixote. Dieser Erfolg beweist schon für sich

allein, daß er der Roman aller Romane und mit dem Siegel der Unsterblichkeit gestempelt ist. Und doch wurde dieses Buch von den Uebersetzern vielfach verstümmelt, und doch enthält es selbst im Originale so viele feine Anspielungen, welche den Zeitgenossen zwar verständlich, der Nachwelt aber verschlossen sind. Cervantes mußte seine geheimsten Gedanken verschleiern, er mußte die Spürhunde der heiligen Inquisition auf eine falsche Fährte führen; daher eine Menge doppelsinniger Ausdrücke, feiner Wendungen voll schlauer Ironie, unter welcher er vor den Argus-Augen des heiligen Officiums seine kühnen Ansichten verbarg. In unseren Tagen, wo die Anspielungen auf Zeitereignisse uns entgehen, ist der Sinn oft schwer zu errathen. Nur die Worte stehen vor uns, der Gedanke verbirgt sich, und selbst die Spanier verstehen dieses Buch nicht mehr vollkommen. Man bedarf daher eines Schlüssels; dieser Schlüssel findet sich in den Commentaren von Bowle, von der spanischen Akademie, von Fernandez Navarette, Los Rios, Arietta, Clemencin. Viardot hat sie in seiner französischen Uebersetzung benützt, und wir haben sie theilweise von ihm entlehnt. Der geneigte Leser wird, hoffen wir, finden, daß sie zum genauen Verständniß des Don Quixote nöthig sind.

In einem Alter von mehr als sechzig Jahren arbeitete Cervantes mit der Kraft und dem Feuer eines Jünglings; als läge noch eine lange Zukunft vor ihm, trug er sich noch mit weit aussehenden Planen zu größeren Werken. In jener edlen und würdigen Zueignung, welche er im October 1615 mit dem zweiten Theile des Don Quixote an seinen Beschützer, den Herzog von Lemos, richtete, verkündigte er ihm die baldige Vollendung eines zweiten Romans, Persiles und Sigismunda. Bei andern Gelegenheiten hatte er schon früher eine Fortsetzung der Galatea und zwei andere Werke, deren Natur man nicht kennt, den Bernardo und die Semanas del Jardin, versprochen. Von diesen drei letztern ist nicht einmal ein Bruchstück übrig geblieben. Den Persiles dagegen gab seine Wittwe im Jahre 1617 heraus. Sonderbar! In demselben Augenblicke, wo die Ritterbücher unter seinem Witze erlagen, mit derselben Feder, welche den tödtlichen Streich wider sie geführt, schrieb er einen Roman von fast eben so ausschweifender Natur, als diejenigen waren, welche das Gehirn

des Junkers von der Mancha verwirrten. Er ahmte die nach, welche er getadelt, er beging dieselbe Sünde, gegen welche er den Bannstrahl geschleudert. Noch sonderbarer ist, daß er diesem mißgebornen Werke seine ganze Liebe und Zärtlichkeit zuwandte, ähnlich jenen Vätern, welche eine blinde Zärtlichkeit verleitet, die welken Sprößlinge ihres Alters den rüstigen Früchten jugendlicher Kraft vorzuziehen. Während er von Don Quixote mit Bescheidenheit, fast mit verlegener Miene sprach, kündigte er der Welt mit Pomp die Wunder seines Persiles an. Der Roman Persiles, den man mit nichts vergleichen, nirgends einreihen kann, — denn er hat etwas von allen Arten der Poesie, ohne in eine bestimmte Gattung zu gehören, — ist ein Gewebe in einander geschachtelter Episoden, toller Abenteuer, der seltsamsten Wunder-Erscheinungen, falscher Charaktere, kränklicher Gefühle. Cervantes, dieser tiefe Kenner der Natur, hat wohlgethan, die Scene des Persiles in die hyperboreischen Lande zu verpflanzen; denn es ist eine wahre Traumwelt, ohne alle Beziehung zur wirklichen. Beim Durchlesen dieses Entwurfes, aus dem man Stoff genug zu zwanzig Dramen und hundert Novellen entnehmen könnte, muß man über die Einbildungskraft eines Greises von achtundsechzig Jahren staunen, die noch so reich und fruchtbar ist, als die Phantasie Ariost's. Nicht genug kann man diese Feder bewundern, die immer edel, geschmackvoll und kühn ist, welche endlich das Widersinnige des Stoffes unter dem goldenen Prunke castilischer Sprache verbirgt. Persiles ist noch gefeilter und glatter als Don Quixote, er ist in Beziehung auf die Form das erste unter Spaniens klassischen Büchern. Man möchte ihn mit einem Palaste vergleichen, der ganz aus Marmorstein und Cedernholz aufgeführt ist, aber ohne Ordnung, Plan und richtiges Verhältniß dem Auge des Beschauers nichts darbietet, als einen Haufen der köstlichsten Materialien. Ueberschlägt man den Stoff des Buches, den Namen des Verfassers, den Vorrang, welchen er dem Persiles vor allen seinen andern Werken gab, endlich die außerordentliche, aber so thöricht verschwendete Dichterkraft: so ist man versucht, den Persiles für eine der großen Verirrungen des menschlichen Geistes zu erklären.

Cervantes sollte die günstige Aufnahme, die er diesem

letzten seiner Werke, dem Benjamin unter den Kindern seines Geistes, verhieß, nicht mehr erleben, eben so wenig, als er den dauernden Ruhm ahnte, den sein ebenbürtiger Sohn Don Quixote bei allen Völkern, zu allen Zeiten einernten würde. Während er in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre den zweiten Theil des Don Quixote herausgab, war er bereits von der Krankheit befallen, welche seine Tage endigte. Bei Anbruch des Frühlings 1616 hoffte er von der Landluft einige Linderung des Uebels, und begab sich daher am 2. April zu seinen Verwandten nach Esquivias. Aber schon nach einigen Tagen nahm die Krankheit auf eine bedenkliche Weise überhand, er mußte nach Madrid zurückkehren. Zwei Bürger des Städtchens begleiteten ihn, um ihn unterwegs zu pflegen. Auf dieser kleinen Reise ereignete sich ein Abenteuer, das er in der Vorrede zum Persiles launig genug beschrieben hat. Die drei Freunde zogen friedlich ihres Wegs, als ein Student, der auf einem Esel hintendrein trabte, ihnen zurief, anzuhalten. Sobald er sie erreicht hatte, beklagte er sich darüber, daß er nicht früher zu ihnen gestoßen sey, um ihre Unterhaltung zu theilen. Einer der Bürger aus Esquivias erwiderte: „Hieran ist bloß das Pferd des Herrn Miguel Cervantes Schuld, das stark ausgreift.“ Kaum berührte der Name Cervantes sein Ohr, als der Student von seinem Grauen herabrutschte, auf Cervantes zueilte, seine Hand ergriff, und den Dichter, den er längst verehrte, ohne ihn zu kennen, mit den begeistertsten Huldigungen überschüttete. Cervantes dankte ihm mit seiner gewohnten Bescheidenheit, und bat ihn dann, wieder aufzusteigen, um an seiner Seite die Reise fortzusetzen. Lassen wir Cervantes selbst sprechen: „Wir hielten ein wenig an,“ erzählt er, „bald kam das Gespräch auf meine Krankheit. Der gute Student sprach mir das Leben ab. Ihr habt die Wassersucht, sagte er, und dieses Uebel kann alles Wasser des Oceans nicht heilen, wenn Ihr es auch Tropfen um Tropfen austrinken würdet. Darum, Herr Cervantes, laßt das Trinken lieber ganz bleiben und esset desto mehr, vielleicht werdet Ihr dann wieder gesund, ohne andere Mittel. Das haben mir schon viele Leute gerathen, antwortete ich. Allein ich kann nicht anders, ich muß nach Herzenslust trinken. Mein Lebensdocht

erlischt, und der Kalender meines schleichenden Pulses sagt mir, daß ich kommenden Sonntag nicht überleben werde. Ihr habt daher in einem schlimmen Augenblicke meine Bekanntschaft gemacht, denn kaum bleibt mir Zeit genug übrig, um Euch für die bewiesene Theilnahme zu danken. Unter diesem Gespräche kamen wir an die Toledobrücke, über welche wir ritten, während der Student sich seitwärts nach dem Thore von Segovia wandte."

Diese Vorrede zum Persiles, in welcher unser Dichter besonders durch die launige Schilderung des Studenten die volle Heiterkeit seiner Seele entfaltete, war sein letztes Werk. Das Uebel machte reißende Fortschritte, er mußte sich zu Bette legen, und empfing am 18. April die Sterb-Sacramente. Die nahe Rückkunft des Grafen von Lemos, der von seiner hohen Stelle in Neapel zur Präsidentschaft des Geheimenraths berufen war, stand bevor. Die letzten Augenblicke des Dichters waren einem Gefühle der Dankbarkeit gegen diesen Wohlthäter geweiht. Fast sterbend dictirte er folgenden Brief an den Grafen:

„Jene alten Lieder, welche ihrer Zeit so viel Glück machten und mit der Strophe anfangen: „In Bügel ist der Fuß gesetzt," passen leider nur zu sehr auf meinen Brief, denn mit denselben Worten muß ich anfangen:

Puesto ya el pie en el estribo,
Con las ansias de la muerte,
Gran sennor, esta te escribo. [1]

„Gestern hat man mir die letzte Oelung gegeben, und heute schreibe ich Ihnen dieses Briefchen. Kurz ist mir die Zeit gemessen, es wächst die Angst, Hoffnung schwindet, doch hänge ich noch am Leben, doch wünsche ich Aufschub des Todes so lange, um Eurer Excellenz meine Huldigung darbringen zu können. Vielleicht würde die Freude, Sie gesund heimgekommen zu sehen, mich in's Leben zurückrufen. Doch wenn ich sterben soll, geschehe der Wille des Himmels. Wenigstens sollen Euer Gnaden meine Wünsche kennen, den letzten Ausdruck meiner treuen Anhänglichkeit vernehmen, die so groß

[1] Mit den Füßen schon im Steigbügel, in den Aengsten des Todes schreibe ich dieses, o edler Herr.

ist, daß sie gerne über die Schranken des Grabes hinausgreifen möchte.

„Wenn nicht als Augenzeuge, so genieße ich als Prophet die Freude Ihrer Rückkehr, im Geiste sehe ich voraus, wie alle Herzen Ihnen entgegenschlagen, und schaue den Ruhm, den Ihre Tugenden verdienen."

Dieser Brief, der, wie schon Los Rios bemerkt, allen Großen und allen Schriftstellern immer vor Augen schweben sollte, um die Einen Großmuth, die Andern Dankbarkeit zu lehren, bezeugt die vollkommene Heiterkeit des Gemüths, die unsern Dichter bis zum letzten Augenblicke nicht verließ. Nach langen Ohnmachten verschied er Samstags am 23. April 1616. Dr. John Bowle hat zuerst die überraschende Bemerkung gemacht, daß die zwei größten Geister jener Epoche, beide von ihren Zeitgenossen verkannt, beide glänzend gerochen durch eine dankbarere Nachwelt, Wilhelm Shakespeare und Miguel Cervantes, an einem und demselben Tage starben. Doch ist diese Aehnlichkeit nur scheinbar, denn die Engländer nahmen den Gregorianischen Kalender, der schon im sechzehnten Jahrhundert in Spanien eingeführt war, erst mit dem Jahre 1754 an. Da nun der Unterschied zwischen beiden Zeitrechnungen für das siebenzehnte Jahrhundert zehn Tage beträgt, so folgt, daß Shakespeare zehn Tage älter wurde.

Im Testamente, zu dessen Vollziehern Cervantes seine Wittwe und seinen Nachbar, den Licentiaten Franzisco Nunnez, eingesetzt, war der Wunsch ausgesprochen, daß man ihn bei den Trinitarier-Nonnen begraben sollte, die seit vier Jahren ein Kloster in der Straße del Humilladero besaßen, und bei denen seine natürliche Tochter Donna Isabel de Saavedra, wahrscheinlich durch Armuth aus dem väterlichen Hause vertrieben, erst neulich den Schleier genommen hatte. Es ist wahrscheinlich, daß sein letzter Wunsch in dieser Beziehung erfüllt wurde, aber im Jahre 1633 siedelten sich die Nonnen in ein anderes Kloster in der Straße Cantaranas über; so weiß man nicht, was aus Cervantes Asche geworden. Kein Grabstein, kein Denkmal, keine Aufschrift bezeichnet Miguel Cervantes letzte Ruhestätte.

Auch die beiden Bildnisse, welche Pacheco und Jauregui von ihm gemacht, sind verloren gegangen; nur ein Nachbild

hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Es gehört in die Regierungszeit Philipp's IV.; die Einen schreiben es dem Alonzo del Arco, Andere der Schule des Vicencio Carducho oder des Eugenio Cajes zu. Mag übrigens der Maler heißen wie er will, so viel ist gewiß, daß es vollkommen genau der Zeichnung entspricht, welche Cervantes in der Vorrede zu den Novellen von sich gibt. „Manche Leute," sagt er dort, „möchten doch gerne wissen, wie der Mann aussieht, der es wagt, die Welt mit seinen Grillen und Einfällen zu unterhalten. Diesen Wunsch könnte einer meiner Freunde leicht befriedigen, wenn er mich fein zierlich, wie es jetzt Mode ist, nach dem Gemälde des berühmten Jauregui vor dem Titel dieses Werkleins in Kupfer stäche, und dann unter mein Bild die Worte setzte: Der Mann da mit dem Adlergesichte, mit kastanienbraunen Haaren, mit der freien offenen Stirne, mit den lebhaften Augen, mit der gebogenen, doch wohlgestalteten Nase, mit dem Silberbarte, — der vor kaum zwanzig Jahren noch gelb war, — mit dem großen Knebelbarte, dem kleinen Munde, worin nur noch sechs Zähne, die leider nicht einmal auf einander passen, von mittlerer Statur, von heller mehr weißer als dunkler Gesichtsfarbe, der ein wenig gebückt geht und nicht gar zu leicht auf den Füßen ist: eben dieser Mann ist Verfasser der Galatea, des Don Quixote von der Mancha, der Reise zum Parnaß und anderer Werke, die zerstreut und zum Theil namenlos in der Welt herumflattern. Gewöhnlich nennt man ihn Miguel de Cervantes Saavedra."

Dies ist Alles, was urkundlich und mit Sicherheit durch sehr mühsame Nachforschungen über Cervantes Leben erhoben wurde, doch genügt es, um ihm dieselbe Verehrung, die er als Schriftsteller verdient, auch wegen seines Charakters zu sichern. Cervantes war ein tapferer Soldat, ein guter Spanier, ein Dichter ersten Ranges, ein edler, reiner Mensch, dabei während eines langen Lebens von Neid und Unglück verfolgt. Bedarf es mehr, um ihm die innigste Hochachtung zu zollen?

Dieser langen, aber hoffentlich erwünschten Einleitung erlaubt sich der Uebersetzer nur noch wenige Worte über seine eigene Arbeit beizufügen. Vorliegende Ausgabe ist an Ausstattung die schönste, die je in Deutschland erschien. Der innere Werth sollte nach seinem Wunsche nicht hinter dem äußern Glanze zurückbleiben. Alle vorhandenen Hülfsmittel wurden daher sorgfältig benützt. Eine vortreffliche Vorarbeit lag ihm vor, die Bertuch'sche Bearbeitung des Don Quixote, welche in mehr als einer Beziehung würdig ist, neben den besten deutschen Uebersetzungen fremder Werke von Wieland, Ebert und Anderen eine Stelle einzunehmen. Im Komischen ist Bertuch unübertrefflich; leider will er oft noch spaßhafter seyn als das Original, und erlaubt sich überdies, Cervantes Werk nach seinem Wohlgefallen zusammenzuziehen und zu verstümmeln. Wo er gesund ist, bin ich ihm oft lange Strecken auf dem Fuße gefolgt, seine Fehler habe ich dagegen zu vermeiden gesucht. Offen gestehe ich daher, daß ich in der wohlüberlegten Absicht, den Don Quixote ganz in Deutschland einzubürgern und wo möglich zum Volksbuche zu machen, auf den zweideutigen Ruhm ausschließender Originalität verzichte. Auch Soltau's zweite Bearbeitung wurde benützt, hauptsächlich in den Novellen, desgleichen die alte Uebersetzung vom Jahre 1662, die mir da und dort einen guten alterthümlichen Ausdruck bot. Die Tiek'sche Arbeit lag dagegen ganz außer meinem Kreis. In der That ist dieselbe so gänzlich mißrathen, daß ich kaum glauben kann, sie sey von dem berühmten Dichter selbst verfaßt, sondern sie für das Werk irgend eines seiner jüngern Gehülfen halten muß. Die Einleitung über Cervantes Leben und Werke ist nach der trefflichen neuen Uebersetzung des Don Quixote von Viardot gearbeitet. Wie Bertuch und Soltau habe ich die Lob- oder Spottgedichte zu Anfang und Ende des Werks weggelassen, denn sie gehören nicht dem Don Quixote, kaum dem Cervantes, sondern besonderen Umständen des siebenzehnten Jahrhunderts an. Sonst wurde durchaus nichts vom Originale weggelassen, aber auch nichts dazugesetzt. Ueber den Werth vorliegender Arbeit möge nun das Publicum selbst richten.

Cervantes Vorrede.

Lieber müßiger Leser! du kannst mir auf's Wort glauben, daß ich von Herzen wünsche, dies Buch, das Kind meines Gehirns, möchte so schön, lustig und klug seyn, als man sich nur immer denken kann. Aber wer kann wider die Natur? In der ganzen Welt zeugt jedes Ding seines Gleichen; was konnte folglich aus meinem unfruchtbaren, verwahrlosten Kopfe Besseres kommen, als die Geschichte eines trocknen, langweiligen, verstiegnen Querkopfes, voll seltsamer Einfälle, davon sich nie Jemand etwas träumen ließ; als ein Werk, das seinen Geburtsort, das Gefängniß, nicht verleugnen kann, wo alle Uebel hausen und der Jammer seine Wohnung aufgeschlagen hat? Stille, ein behagliches Plätzchen, lachende Felder, heitrer Frühlingshimmel, murmelnde Quellen und süßer Seelenfriede füllen freilich den Geist mit mehr Schöpfungskraft, machen die unfruchtbarste Muse fruchtbar, und

geben ihr Kinder, worüber die Welt erstaunt und die Menschen in Entzücken gerathen.

Manchem Vater knüpft zwar oft Vaterliebe die Binde so fest um's Auge, daß er die Flecken und Thorheiten seines häßlichen Jungen nicht nur nicht gewahr wird, sondern ihn seinen Freunden als ein Muster der Schönheit und Grazie vorstellt, und seine Albernheiten als goldne Sprüche empfiehlt. Hier ist der Fall nicht; denn ob du mich gleich für den rechten Vater des Don Quixote hältst, lieber Leser, so will ich doch nur als sein Stiefvater sprechen, will's nicht machen, wie Andre, will nicht mit Thränen im Auge vor dich hintreten und dich bitten, die Fehler zu übersehen, welche du an diesem meinem Kinde bemerkst. Du bist ja weder sein Verwandter noch Freund, hast deinen Kopf, deine Augen und deinen freien Willen, so gut als Einer in der Welt, bist Herr in deinem Hause, so gut als ein Fürst in seinem Erbe, und kannst, wie das Sprichwort sagt, dem König unter deinem Mantel ein Schnippchen schlagen, hast also Freiheit, Macht und Gewalt, von diesem Büchlein zu denken und zu sagen, was dir beliebt. Niemand wird dir's verargen, wenn du es verachtest, noch dir lohnen, wenn du es lobst.

Beinahe wollt' ich dir es baar und ungeschmückt, ohne Vorrede, Sonnette, Epigramme und Lobgedichte, die sonst immer schaarenweise vor den Büchern paradiren, vor Augen legen; denn, unter uns gesagt, das Werk kostete mir auch ein wenig Mühe, aber gegen diese Vorrede, die du zu lesen

beginnst, war es nur eine Kleinigkeit. Oft griff ich zur Feder, oft ließ ich sie fallen, weil ich nicht wußte, was ich schreiben sollte.

In einer so verzweifelten Lage saß ich einmal, das Papier vor mir, die Feder hinterm Ohr, den Arm auf dem Schreibtisch und den Kopf in der Hand, und sann darüber nach, was ich nun sagen wollte; siehe, da kam von ungefähr einer meiner Freunde, ein feiner, muntrer und verständiger Mann, zu mir. Wo fehlt's? fragt' er mich, da er mich so trostlos sitzen sah. Ich sagt' ihm gerade heraus, daß ich an einer Vorrede zur Geschichte des Don Quixote arbeite, die mir aber dergestalt zu schaffen mache, daß ich sie lieber gar liegen lassen, und die weltberühmten Thaten des edeln Ritters nicht an's Licht bringen wolle. Sollte mich, fuhr ich fort, der Gedanke an den alten Richter, an das Urtheil des Publicums, nicht in Verlegenheit setzen? soll ich mir vorwerfen lassen, daß ich nach so vielen in Vergessenheit durchschlummerten Jahren [1] wieder mit einer armen, marklosen Legende, ohne Erfindung, ohne Styl, ohne gute Einfälle, ohne Gelehrsamkeit hervortrete; daß mein Buch weder Randglossen noch Endnoten habe, wie andre, die, so abenteuerlich und fabelhaft sie auch immer seyn mögen, doch von Sentenzen des Aristoteles, Plato und der ganzen Philosophenschaar strotzen, also, daß die Leser erstaunen und den Verfasser

[1] Cervantes war 53 Jahr alt, als der erste Theil des Don Quixote erschien.

für ein Wunder von Belesenheit, Gelehrtheit und Beredsamkeit halten? Denn nach ihren Citaten sollte man darauf schwören, es wären lauter heilige Thomas oder andre Kirchenväter, und dabei können sie mit so vielem Witz und Anstand in der einen Zeile einen verliebten Gecken malen, und in der andern wieder eine feine christliche Predigt halten, daß es eine rechte Herzenslust ist, sie zu hören und zu lesen. Alles dies geht meinem Buch ab, Randglossen und Endnoten allzumal; ich weiß nicht einmal, was für Schriftsteller ich dabei gebraucht hätte, daß ich sie in beliebter Weise dem Alphabet nach aufzählen, von Aristoteles anfangen und mit Xenophon, Zeuxis oder Zoilus aufhören könnte, ungeachtet dieser ein Lästerer und jener ein Maler war. Eben so sehr mangelt meinem Buche die Empfehlung von Sonnetten an der Spitze, wenigstens von solchen, die Herzoge, Marquesen, Grafen, Erzbischöfe, Damen und berühmte Dichter zu Verfassern hätten; ungeachtet mir gewiß zwei oder drei meiner lieben Amtsbrüder derlei Verse machen würden, wenn ich sie darum bäte, und bessere als die, von welchen man jetzt in unserem lieben Spanien so viel Wesens macht.

Mit einem Worte, lieber Herr und Freund, fuhr ich fort, es ist beschlossen, Herr Don Quixote mag in den Archiven der Mancha vergraben liegen, bis der Himmel einen Mann sendet, der ihn mit allem dem, was ihm noch mangelt, ausrüstet; denn ich bin zu schwach und zu

ungelehrt, es zu thun. Ueberdies bin ich auch von Natur zu feig und verzagt, um mit Mühe Schriftsteller nachzuschlagen, die sagen was ich mir ohne sie zu sagen getraue. Eben dies war Schuld an meinem Mißmuth und der Verlegenheit, in der Ihr mich fandet.

Um's Himmels willen! rief mein Freund, als er dies hörte, und schlug sich unter lautem Lachen mit der Hand vor die Stirn, um's Himmels willen, Bruder, wie ist's möglich, daß ich mich bisher über Euch so betrügen konnte? So lange ich Euch nun kenne, hielt ich Euch immer für einen klugen und schlauen Mann; aber nun sehe ich, daß Ihr noch weiter davon entfernt seyd, als der Himmel von der Erde. Wie? ist's möglich, daß so leichte Dinge, so unerhebliche Schwierigkeiten einen so guten Kopf, der wohl größere überwinden kann, in Verlegenheit setzen oder gar abschrecken sollten? Was gilt's, nicht Mangel an Fähigkeiten, sondern Ueberfluß an Trägheit und übertriebene Bequemlichkeit ist Schuld daran. Wollt Ihr begreifen, daß ich Recht habe? Hört mich nur ruhig an, und Ihr sollt sehen, wie ich Euch in einem Augenblick all' Eure Berge wegblase und die Schwierigkeiten hebe, die Euch, wie Ihr zu sagen beliebt, von der Herausgabe der Geschichte Eures berühmten Don Quixote, des Lichts und Spiegels der ganzen fahrenden Ritterschaft, abschrecken.

Nun, so laßt hören, sagte ich; ich möchte wohl wissen, wie Ihr mir aus der Angst helfen, über die Kluft meiner

Furcht eine Brücke schlagen und das Chaos aufhellen wollt, worin ich befangen bin.

Wohlan! versetzte er; das Erste, was Euch für Euer Werk fehlt, sind Sonnette, Epigramme und Lobreden von großen, berühmten Leuten. Nichts in der Welt ist leichter gehoben, als diese Schwierigkeit, wenn Ihr Euch nur die kleine Mühe geben wollt, sie selbst zu machen, und dann könnt Ihr sie taufen und benennen, wie Ihr nur selber wollt. So könnt Ihr sie dem Priester Johannes von Indien,[1] oder dem Kaiser von Trapezunt zuschreiben; denn Beide sind als große Poeten bekannt, wie ich nicht anders weiß, und wären sie es auch nicht gewesen, und einige Pedanten und Privatdocenten wollten Euch nachkläffen und diese Wahrheiten beknurren, was kümmert das Euch? Denn bewiesen sie auch die Lüge, so können sie Euch doch nicht die Hand abhauen, mit der Ihr sie geschrieben. Was Randglossen und Citate aus andern Schriftstellern betrifft, so dürft Ihr nur immer zu gelegner Zeit ein paar Sentenzen oder lateinische Brocken einstreuen, die Ihr entweder schon auswendig wißt, oder doch mit leichter Mühe finden könnt. So paßt z. B. auf die Materie von Freiheit und Sklaverei:

Non bene pro toto libertas venditur auro;

[1] Einem König der Fabel. Im Mittelalter glaubte man, daß im nördlichen Theile von Indien oder in Tibet ein christlicher Held, Priester und König zugleich, ein großes Reich beherrsche. Die Aehnlichkeit der päbstlichen Religion mit der des Dalai Lama gab Anlaß zu dieser Sage.

am Rande citirt Ihr dann den Horaz, oder wer es sonst gesagt hat. Sprecht Ihr von der Gewalt des Todes, gleich rücket heraus mit:

Pallida mors aequo pulsat pede
Pauperum tabernas, regumque turres.

Handelt Ihr von Freundschaft und Liebe gegen Feinde, die Gott befiehlt, so ist Gottes Befehl in der heiligen Schrift zur Hand:

Ego autem dico vobis, diligite inimicos vestros;

imgleichen, was böse Gedanken betrifft, der Ausspruch des Evangelii:

De corde exeunt cogitationes malae;

von Unbeständigkeit der Freunde bietet Euch Cato sein schönes Distichon an:

Donec eris felix, multos numerabis amicos:
Tempora si fuerint nubila, solus eris.

Wenn Ihr Euch in dergleichen lateinische Flitter hüllt, werdet Ihr alsbald für einen Gelehrten passiren; und dies zu seyn, ist heutzutag' in nicht geringem Grade ehrenvoll und von Nutzen. Was die Noten zu Ende Eures Buches betrifft, so könnt Ihr es sicher folgendermaßen damit halten. Gedenkt Ihr z. B. eines Riesen in Eurer Geschichte, so macht ihn zum Riesen Goliath, und durch diesen einzigen Kunstgriff, der Euch fast nichts kostet, habt Ihr auf einmal eine große Note, und könnt setzen: der Riese Golias oder

Goliath war ein Philister, den der Hirte David mit einem gewaltigen Steinwurf im Thale Terebinto tödtete; wie solches denn im Buche der Könige, in dem und dem Kapitel des Weiteren nachzulesen. Um Euch aber auch als einen gelehrten Humanisten und Cosmographen zu zeigen, so erwähnet unter Anderm in Eurer Geschichte des Flusses Tago, und da habt Ihr wieder folgende schöne Note: der Fluß Tago hat seinen Namen von einem alten spanischen Könige; an dem und dem Orte empfängt er sein Daseyn und stirbt in dem Meere Ocean, nachdem er zuvor die Mauern des berühmten Lisboa geküßt; auch sagt man, er führe Goldsand in seinem Schooße. Ist die Rede von Räubern, so will ich Euch die Geschichte von Cacus erzählen, denn ich kann sie auswendig; von Buhlerinnen? da habt Ihr den Bischof von Mondonedo [1], der Euch sogleich eine Lamia, Lais und Flora zu einer Note liefert, die Euch Ehre machen wird; von Grausamen? Ovid borgt Euch seine Medea; von Hexen und Zauberinnen? Homer hat eine Calypso, Virgil eine Circe; von tapfern Feldherren? Julius Cäsar stellt in seinen Commentarien sich selbst als Beispiel dar, und Plutarch gibt eine hübsche Anzahl von Alexandern zum Besten. Handelt Ihr von Liebe, und habt nur ein paar Messerspitzen voll Toscanisch im Kopfe, so steht Euch Leo der Jude zu Diensten, wo

[1] Don Antonio de Gueverra beschrieb in einem seiner Briefe die denkwürdige Geschichte der drei berüchtigtsten Buhlerinnen.

Ihr volle Genüge finden werdet;[1] oder wolltet Ihr keinen Ausländer dazu, so habt Ihr ja zu Hause den Fonseca, von der Liebe Gottes, wo Alles steht, was Ihr oder sonst ein guter Kopf über diese Materie sagen kann. Mit einem Wort, Ihr braucht weiter nichts, als nur diese Namen und Geschichten in Eurem Werke zu berühren; die Noten und Randglossen überlaßt mir; und ich stehe dafür, ich will Euch alle Ränder vollschmieren, und vielleicht noch einen vier Bogen langen Schwanz an Euer Buch anhängen. Kommen wir nun auf das Verzeichniß der citirten Schriftsteller, das andre Bücher haben, Euch aber noch fehlt! Nichts ist leichter, als dies zu schaffen; denn Ihr dürft Euch nur ein Buch[2] mit einem dergleichen recht vollständigen Verzeichnisse von A bis Z suchen, und dies ganze A B C in Euer Buch übertragen, so habt Ihr was Ihr wollt. Gesetzt auch, man entdeckte den Betrug, weil Ihr es nicht nöthig hattet, was thut's? Vielleicht gibt es doch einen Pinsel, der dumm genug ist, zu glauben, Ihr habet alle diese hochberühmten Schriftsteller für Eure so einfache Geschichte benützt. Und wenn auch dies weitläufige Schriftsteller-Verzeichniß zu sonst nichts

[1] Ein portugiesischer Jude, der sich in Venedig als Arzt niederließ und in italienischer Sprache ein Buch unter dem Titel dialoghi d'amore (Gespräche über die Liebe) schrieb.

[2] Dies ist ein Stich auf den berühmten Zeitgenossen unsers Dichters Lopez de Vega, der hinter einem seiner Werke, el peregrino betitelt, ein Verzeichniß von 150 citirten Schriftstellern abdrucken ließ.

nützt, so gibt's doch dem Buch wenigstens auf den ersten Blick ein ehrwürdiges Ansehen. Und die Mühe wird sich gewiß Niemand geben, zu untersuchen, ob Ihr jene Bücher auch wirklich benützt habt; denn Niemanden wird diese Mühe belohnt werden.

Ueberdies hat Euer Werk, im rechten Lichte betrachtet, nicht das Mindeste von allem dem vonnöthen, was Ihr glaubt, daß ihm noch abgehe; denn das Ganze ist Satyre auf die Ritterbücher, davon weder Aristoteles, noch Sanct Basilius, noch Cicero je etwas geträumt, gesagt oder gepredigt hat. Weder historische Wahrheit, noch Astrologie, noch Geometrie, noch Rhetorik hat Etwas mit Euern Abenteuern zu thun; auch sind's keine Predigten, wo man Göttliches mit Menschlichem vermengt, und wovor jeder fromme Christ billig sich hüten soll. Hier kommt's bloß auf Nachahmung der Natur an, und je vollkommner diese ist, desto vortrefflicher ist das Werk. Da nun Euer Buch keinen andern Zweck hat, als den Ritterbüchern ihr Ansehen in der Welt und unter dem Volke zu nehmen, so habt Ihr nicht nöthig, Sentenzen bei Philosophen, Sprüche bei der heiligen Schrift, Fabeln bei Poeten, Reden bei Rednern und Wunder bei Heiligen zu entlehnen. Genug, wenn Eure Erzählungen deutlich, Eure Ausdrücke passend und kräftig, Eure Wendungen und Perioden schön und wohlklingend sind. Versteckt nie Eure Gedanken absichtlich in Dunkelheit: immer muß man verstehen, was Ihr sagen wollt. Der Schwermüthige

lächle bei Eurer Geschichte und werde heiter; dem Ungelehrten mache sie keine Langeweile; der Witzige bewundre an ihr die Erfindung; der Ernsthafte schätze sie seiner Achtung, der Weise seines Lobes werth. Habt immer Euern Hauptzweck vor Augen, den verdorbnen Geschmack für die Ritterbücher auszurotten, die von Manchen verachtet, von noch weit Mehreren aber gelobt werden, und erreicht Ihr nur diesen, so habt Ihr genug gethan.

In tiefem Schweigen hörte ich meinem Freunde zu. Seine Gründe schienen mir auch so einleuchtend, daß ich, ohne einen fernen Gedanken von Zweifel, sie billigte und annahm, und auf der Stelle beschloß, diese Vorrede daraus zu machen.

Du siehst hieraus, mein bester Leser, wie glücklich ich war, einen so klugen Freund und treuen Rathgeber bei meiner Nothdurft zu finden, und wie glücklich auch du bist, rein, lauter und unverfälscht die Geschichte des weltberühmten Don Quixote von der Mancha zu erhalten, von dem alle Bewohner des Feldes Montiel glauben, er sey der keuscheste Liebhaber und tapferste Ritter gewesen, den man seit vielen Jahren innerhalb ihrer Grenzen gesehen habe. Ich will's eben nicht rühmen, was ich dir für einen Dienst leiste, daß ich dir die Bekanntschaft eines so merkwürdigen und ehrsamen Ritters verschaffe; aber das solltest du mir doch danken, daß ich dir seinen Schildknappen, den ruhmwürdigen Sancho Pansa, näher bringe; in dessen Person

ich meines Bedünkens alle Grazie der Schildknappenschaft, die in den lügenhaften Ritterbüchern nur zerstreut sich findet, zusammengefaßt habe.

Und hiemit Gott befohlen, der auch meiner gedenken möge. Lebe wohl!

Der sinnreiche Junker

Don Quixote

von der Mancha.

I. Seite 14.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Stand und Lebensart des berühmten Junkers Don Quixote von der Mancha.

Der Held unsrer Geschichte wohnte vor nicht gar langer Zeit in einem Dorfe der Mancha, auf dessen Namen ich mich nicht besinnen mag, und gehörte zu der Classe derer, die einen Spieß und eine alte Tartsche im Waffenschrank haben, einen dürren Klepper im Stall und ein Windspiel im Hofe. Mittags ein Fleischkuchen, worin mehr Mehl als Fleisch, Abends gewöhnlich kalte Küche, Sonnabends arme Ritter,[1] Freitags Linsen und Sonntags zur Zugabe noch eine Taube, verzehrten drei Viertheile seines Einkommens. Der Rest ging auf für ein Wamms von feinem Tuche, für Festtagshosen und Pantoffeln von Sammt, und für einen Alltagsrock von hübschem Mitteltuche. Er hatte bei sich eine Haushälterin von mehr als vierzig, eine Nichte von noch nicht zwanzig Jahren, und einen Burschen, der den Klepper sattelte und Holz spaltete.

Die Lebensjahre unsers Junkers streiften hart an die fünfzig; er hatte eine gute Natur, einen hagern Leib, ein

[1] „Arme Ritter" bedeutet im Sächsischen dasselbe, was man in Schwaben unter „Eierhaber" versteht; oder auch in Milch geweichte und mit Eiern geröstete Semmelschnitten. Der Herausgeber.

ausgemergeltes Gesicht, war ein großer Frühaufsteher, und Liebhaber der Jagd. Verschiedne wollen ihm den Zunamen Quixada oder Quesada geben, und die Schriftsteller, welche seiner gedenken, sind nicht ganz darüber einig; dem wahrscheinlichsten Vermuthen nach hieß er Quixana. Doch wie wenig thut dies zu unsrer Geschichte! Genug, wenn sie sich nur sonst in keinem Stücke von der Wahrheit entfernt.

Zur Hauptsache! So oft gedachter Junker nichts zu thun hatte, was den größten Theil des Jahres über der Fall war, beschäftigte er sich damit, Ritterbücher zu lesen, und zwar mit solchem Eifer und Behagen, daß er darüber die Jagd vergaß und selbst die Verwaltung seines Vermögens. Seine Liebhaberei hiefür ging so weit, daß er manchen schönen Acker daran rückte, um Ritterbücher zu kaufen. Er brachte auch, so viel er deren nur auftreiben konnte, in seinem Hause zusammen.

Am besten von allen gefielen ihm die Werke des berühmten Feliciano de Sylva. Der Glanz seiner Prosa und deren verwickelte Spitzfindigkeiten schienen ihm lauter Perlen; am höchsten stieg sein Entzücken, wenn er an zärtliche Klagen, Seufzer oder Ausforderungen folgenden Schnittes kam: „Dero fürtreffliche Seelenreize sind so ohn' allen Grund, daß ich nit ohne guten Grund darob ein Narr geworden;" oder: „der hohe Himmel, welcher Euch mit den Sternen Eurer Gottheit göttlich zieret, und Euch zur Verdienerin der Verdienste macht, die Eure Hoheit verdient."

Ueber solcher geistreichen Speise zehrte sich das Hirnmark unsers Ritters auf. Er zermarterte sich, einen Sinn aus diesem Wirrwarr herauszuwirren, worüber selbst Aristoteles vergeblich gegrübelt hätte, wäre er auch ausdrücklich deßhalb auferstanden. Am wenigsten kam er über die Wunden in's

Klare, welche Don Belianis austheilte und empfing; „denn so große Meister der Kunst auch immer die Wundärzte, die sie heilten, seyn mochten," sprach er, „so mußte ihm endlich doch sein Leib und Gesicht zu einer einzigen Narbe werden." Indessen lobte er es sehr an diesem Schriftsteller, daß er sein Buch mit dem Versprechen schloß, ein unmögliches Abenteuer nachzuliefern. Oft wollte er schon zur Feder greifen, und den Faden, welchen jener Autor eingefädelt, unverdrossen zu Ende spinnen. Er würde es auch unstreitig gethan haben, wenn ihn nicht andre wichtigere Gedanken daran gehindert hätten. Zuweilen gerieth er mit dem Pfarrer seines Dorfes — einem gelehrten und zu Siguenza [1] graduirten Manne — in Streit, ob Palmerin von England oder Amadis von Gallien ein besserer Ritter gewesen sey? Aber Meister Niklas, der Dorfbarbier, entschied meistens mit dem Ausspruche, daß Keiner von Beiden dem Sonnenritter das Wasser reiche; und käm' ihm je noch Einer bei, so sey es Don Galaor, des Amadis von Gallien Bruder, weil er sich in Alles besser fügte, kein solcher löschpapierner Ritter und Jammermann wie sein Bruder wäre, auch diesen, was die Tapferkeit anbelange, im Sack wegtrüge.

Kurz, der gute Junker versank so tief in seine Lectüre, daß er Nächte und Tage lang, vom Abend bis an den Morgen, und vom Morgen bis an den Abend, damit zubrachte, und sich endlich durch vieles Lesen und wenigen Schlaf das Gehirn dergestalt austrocknete, daß er den Verstand verlor. Er füllte sich den Kopf mit dem Zeuge an, das er in seinen

[1] Ein Stich auf die kleinen Universitätchen, welche jeden Thoren um ein Stück Geld graduiren. Siguenza stand in demselben Rufe, wie später in Deutschland Erlangen; Spötter sagten: es werden dort Doctorhüte an Esel um zwei Dublonen verkauft.

Büchern fand, als da sind Bezauberungen, Fehden, Schlachten, Herausforderungen, Wunden, Zärtlichkeiten, Liebeshändel, Qualen und andere Tollheiten mehr; und so tief arbeitete er sich hinein, daß ihm endlich dieser Wust von Hirngespinnsten als die zuverlässigste Geschichte von der Welt galt. Cid Rui Diaz,[1] meinte er, sey ein ganz guter Ritter, aber bei weitem komme er dem Ritter vom brennenden Schwerte nicht gleich, der auf einen Hieb zwei stolze, unmäßig große Riesen mitten entzwei gehauen habe.

Noch besser stand bei ihm Bernardo del Carpio, weil er bei Ronceval den bezauberten Roland erschlagen und dabei den Kunstgriff des Herkules angewandt, der einst Antäus, den Sohn der Erde, in seinen Armen erdrückt hatte. Viel Gutes wußte er vom Riesen Morgante zu sagen, weil er, obwohl ein Sprößling jener übermüthigen Riesenbrut, doch stets freundlich und manierlich gewesen sey. Ueber Alle aber ging ihm Reynald von Montalban, sonderlich wenn er ihn im Geiste aus seiner Burg ausfallen und Alles plündern sah, was ihm aufstieß, oder wie er von drüben[2] über das Meer herüber Mahoms Bild holte, das laut der Geschichte von lauterem Gold gewesen. Um den Verräther Ganelon[3] nur einmal nach Herzenslust mit Füßen treten zu können, hätte er gern seine Haushälterin hergegeben, und noch dazu die Nichte in den Kauf.

[1] Der Roman von dem berühmten Cid heißt: Los famosos y eroicos hechos del invicible y esforcado Cavallero, Onra y flor de las Espannas, el Cid Ruy Diaz de Bivar con los de otros Varones ilustres, por Diego Ximenez. Ayllon in 4to 1568. Bertuch.

[2] Aus Nordafrika.

[3] Einer der zwölf Pairs des großen Karl. Den Zunamen Verräther erhielt er, weil er das christliche Heer in den Thälern von Roncesvalles den Sarazenen in die Hände spielte.

Endlich, als sein Verstand völlig auf die Neige ging, gerieth er auf den seltsamsten Einfall, den je ein Narr in der Welt gehabt. Es schien ihm nämlich angemessen und nöthig, sowohl zur Verherrlichung seines eignen Namens, als auch zu Nutz und Frommen des gemeinen Wesens, daß er selbst ein fahrender Ritter werde, und in der ganzen Welt herumziehe mit Wehr und Roß, um Abenteuer zu suchen und allem dem nachzukommen, was, wie er gelesen, fahrende Ritter zu thun pflegten, allem Unrecht zu steuern und sich in Fährlichkeiten zu stürzen, durch deren Ueberwindung er ewigen Ruhm und Glorie sich erwerben werde. Schon sah der arme Mann als Preis für die Tapferkeit seines Arms zum wenigsten die Kaiserkrone von Trapezunt auf seinem Haupte, und berauscht von dem Glücke, dessen Gunst er im Voraus genoß, eilte er, so sehr er konnte, sein Vorhaben in's Werk zu richten.

Sein erstes Geschäft war, einige Waffen zu putzen, die seinen Urahnen gehört und seit undenklicher Zeit, von Rost zerfressen und staubbedeckt, in einem Winkel gelegen hatten. Er säuberte sie,. so gut er konnte, entdeckte aber einen sehr wesentlichen Mangel; denn statt eines vollständigen Turnierhelms fand er bloß eine Pickelhaube. Aber aus dieser Verlegenheit half ihm gar bald sein erfinderischer Geist: er machte sich ein neues Untertheil von Pappe, welches, an die Sturmhaube befestigt, ihr so ziemlich das Ansehen eines vollständigen Helmes gab. Die Probe, ob sie auch dauerhaft sey und einen derben Stoß aushalten könne, wurde sogleich gemacht. Er zog den Degen und führte zwei starke Hiebe darauf; allein schon bei dem ersten lag das mühsame Werk einer ganzen Woche in Trümmern. Verdrießlich darüber, daß dies so leicht gelungen sey, ging er von Neuem an's

Werk, und brachte, um sich vor einer ähnlichen Gefahr zu sichern, am innern Theile des Helms einige Eisenstäbe an, die ihm so stark schienen, daß er ohne weitere Probe an der Vortrefflichkeit des Ganzen keinen Augenblick mehr zweifelte.

Sein nächster Gedanke war nun der Klepper, und ob dieser gleich mehr Mängel hatte, als Haare im Schweif, und mehr Gebrechen, als das Pferd Gonelas, das bloß aus Haut und Knochen bestand, so würde er ihn doch nicht gegen den Bucephalus Alexanders oder gegen den Babieça des Cid vertauscht haben. Vier Tage lang ging er mit sich zu Rathe, was er dem Roß für einen Namen geben wollte; „denn," sprach er bei sich selbst, „es wäre doch Sünde und Schande, wenn das Pferd eines so berühmten Ritters, das auch an sich schon so gut und vortrefflich ist, keinen berühmten Namen führen sollte. Es muß einen haben, der zugleich anzeigt, was es vorher war und was es nachher ist; denn es ist doch höchst billig, daß, wenn der Herr den Stand wechselt, auch das Roß den Namen ändere, und einen prächtigern und volltönendern bekomme, wie es sich für den neuen Orden ziemt, in welchen dasselbe jetzt eintritt." Endlich, nachdem er eine große Menge von Pferdenamen in seinem Hirne gebildet, gemischt, getrennt, zusammengesetzt, zerrissen und wieder geflickt hatte, nannte er's Rozinante, — ein Name, der seinen Gedanken nach stolz, pompös und sinnreich klang, und nicht nur das gemeine Roß bezeichnete, das es vordem gewesen, sondern auch das Vor- und Preisroß, das es nun geworden.[1]

Für sein Pferd war nun zwar der geschmackvollste Name gefunden, ihm selbst aber fehlte noch ein solcher. Hiemit

[1] Ein unübersetzliches Wortspiel. **Rozin** heißt im Spanischen ein Klepper; **antes** zuvor, oder was den Vorrang vor Andern seinesgleichen hat.

ging er andre acht Tage schwanger, und endlich nannte er sich Don Quixote. Daher kam es vermuthlich, daß die Verfasser dieser wahrhaften Geschichte meinten, er müsse eher Quixada als Quesada geheißen haben, wie Andere behaupten wollten. Bei dieser Gelegenheit fiel aber unserm Junker ein, daß der mannhafte Amadis sich nicht schlechtweg Amadis, sondern Amadis von Gallien genennt habe, um sein Reich und Vaterland durch seinen Namen berühmt zu machen. Als ein wackrer Ritter wollte er demnach zu seinem Namen den seiner Heimath fügen, und nannte sich Don Quixote von der Mancha, ein Zuname, womit er sein Geschlecht in volles Licht zu stellen und sein Land zu verherrlichen glaubte.

Nun, da seine Waffen geputzt, die Pickelhaube in einen Helm verwandelt, er und sein Klepper glücklich umgetauft waren, schien ihm nichts mehr zu fehlen, als eine Dame, in die er sich verlieben könnte; maßen ein fahrender Ritter ohne Liebe ein Baum ohne Blätter und Frucht, ja ein Körper ohne Seele sey. „Denn," sprach er, „wenn mir zur Strafe meiner Sünden oder gar zur guten Stunde etwa unterwegs ein Riese in den Wurf kommt, wie denn solches fahrenden Rittern zu geschehen pflegt, — und ich ihn nun auf einen Ritt zu Boden strecke, oder durch und durch steche, mit einem Wort, ihn überwinde, wäre es da nicht fein, eine Dame zu haben, vor die ich ihn weisen und bescheiden könnte? und daß er dann zu meiner süßen Gebieterin hineinträte, sich ihr zu Füßen würfe und mit demüthiger und halbgebrochner Stimme sagte: O Herrin! ich bin der Riese Caraculiambro, Herrscher der Insel Malindrania, welchen in einem Zweikampfe der nie genug nach Würden zu lobende Ritter Don Quixote von der Mancha überwand, als welcher mir auch befohlen, mich allhier vor Euer Gnaden gehorsamlich

zu stellen, damit Eure Hoheit nach Dero Beliebung und Gefallen über mich gebiete."

O, wie freuete sich nicht unser wackrer Ritter, als er diese Standrede zur Welt gebracht hatte, und noch mehr, als ihm einfiel, wen er sich zur Liebschaft erwählen könne! Es war, wie man glaubt, ein hübsches Bauermädchen in einem benachbarten Dorfe, in die er früher verliebt gewesen, obgleich sie der Sage nach weder davon gewußt, noch sich darum bekümmert hatte. Sie hieß Aldonza Lorenzo, und schien ihm vollkommen geeignet, die Dame seines Herzens zu werden. Er suchte ihr einen Namen, der dem seinigen einigermaßen entspräche, und dabei halbwegs auf eine Prinzessin und große Herrin rathen ließe. Endlich fand er ihn, und nannte sie Dulcinea von Toboso, weil sie von Toboso gebürtig war: ein Name, der, in seinen Ohren musikalisch, fremd und bedeutsam klang, wie die andern, die er sich und seinem Rosse gegeben.

Zweites Kapitel.

Erste Fahrt des scharfsinnigen Junkers Don Quixote.

Alles war vorbereitet, er wollte daher die Ausführung seines Plans keinen Augenblick mehr verschieben; denn lebhaft stellte sich ihm das Unheil vor Augen, welches der Welt aus seinem Zaudern erwachsen könnte, weil so viel Ungebühr auf ihn warte, die er abzustellen, so manches Unrecht, das er gerade zu machen, Mißbräuche, denen er zu steuern, Frevel, die er zu rächen habe. Ohne demnach Jemanden

ein Wort davon zu sagen, und ohne sich von Jemanden erblicken zu lassen, legte er eines Morgens vor Tage — es war einer der heißesten im Heumonat — seine ganze Rüstung an, setzte seinen zusammengeflickten Helm auf, ergriff Tartsche und Lanze, bestieg seinen Rozinante und ritt durch die Hinterthüre des Hofes auf das freie Feld, äußerst vergnügt, daß sein wichtiges Vorhaben einen so leichten Anfang nahm. Kaum war er hinaus, als ihn ein so schrecklicher Gedanke überfiel, daß er nahezu den ganzen Ausritt und das angefangne Werk aufgegeben hätte. Es fiel ihm nämlich ein, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen sey, und es folglich nach den Gesetzen der Ritterschaft mit keinem andern Ritter aufnehmen könne und dürfe; und gesetzt, er wäre ein Ritter, so dürfe er bloß einen blanken Schild ohne Sinnbild führen, bis er sich solches durch tapfre Thaten erworben hätte.

Dies machte ihn eine Zeit lang in seinem Vorsatze wankend; allein seine Narrheit war stärker als alle Gründe, und er beschloß, sich von dem Ersten dem Besten, der ihm unterwegs aufstieße, zum Ritter schlagen zu lassen, wie es viele Andere auch gethan, den Ritterbüchern zufolge, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten. Was den Punkt wegen des blanken Schildes betraf, so gedachte er selbigen zu gelegner Zeit schon so hell zu putzen, daß er weißer als ein Hermelin aussehen sollte.

Nun war er wieder ruhig, und setzte seinen Weg fort, den jedoch das Pferd wählte; denn dies, glaubte er, sey das wahre große Geheimniß, Abenteuer zu finden. Dort zog nun unser angehender Abenteurer hin, und begann folgendes Selbstgespräch: „Erscheint dereinst in kommenden Zeiten die wahre Geschichte meiner berühmten Thaten vor den Augen der Welt, so wird unstreitig der Weise, der sie schreibt,

wenn er an die Erzählung meines ersten so frühen Auszuges kommt, folgendergestalt anheben: Kaum hatte der rubinrothe Apollo die goldnen Locken seines schönen Hauptshaares über das weite Angesicht der weiten, langgestreckten Erde verbreitet; kaum hatten die kleinen bunten Vögelein mit ihren Harfenzungen und ihrer süßen schmelzenden Harmonie die Ankunft der rosigen Aurora gegrüßt, welche das weiche Bett ihres eifersüchtigen Gemahls verließ, und sich in den Thüren und Fenstern des Horizonts der Mancha den Sterblichen zeigte: als der berühmte Ritter Don Quixote von der Mancha die schnöden Federn verließ, sein berühmtes Pferd Rozinante bestieg, und anfing über das alte Feld Montiel zu ziehen." — Er zog auch in der That eben über dieses Feld. — „Glückliche Zeit," fuhr er fort, „gesegnetes Jahrhundert, in welchem die Welt meine berühmten Thaten, werth in Erz gegossen, in Marmor gehauen, in Gemälden der Nachwelt aufgestellt zu werden, kennen lernen wird! — O du, wer du auch seyest, weiser Zauberer, dem die Ehre aufbehalten ist, Aufzeichner dieser seltnen Geschichte zu werden, ich bitte dich, vergiß meinen guten Rozinante, den ewig treuen Gefährten aller meiner Abenteuer, nicht." — Dann, auf ein anderes Kapitel übergehend, rief er, als wär' er wirklich verliebt: „O Prinzessin Dulcinea, Gebieterin dieses gefangnen Herzens, wie so gar schwere Trübsal habt Ihr mir auferlegt, daß Ihr mich verbannt und mir es grausamlich verweigert, vor Eurer Schönheit zu erscheinen. Möchte es Euch doch gefallen, o Herrin! einmal in Gnaden zu gedenken dieses Euch leibeignen Herzens, welches Eurenthalb aus Liebe so große Pein erduldet."

Mit diesem und ähnlichem Unsinn, ganz nach dem Schnitt und Style seiner Bücher, zog er fürbaß, bis die Sonne mit

solcher Hitze hervorbrach, daß ihm sicherlich das Gehirn verbrannt wäre, wenn er noch welches gehabt hätte. Er reiste fast den ganzen Tag, ohne daß etwas vorfiel, was verdiente, hier erzählt zu werden. Fast verzweifelte er darüber, denn er dürstete darnach, Jemanden zu finden, an dem er die Stärke seines Arms erproben könnte.

Einige Schriftsteller berichten, das erste Abenteuer, welches unser Ritter bestand, sey das am Passe Lapice gewesen; andre dagegen weisen dem mit den Windmühlen die vorderste Stelle an. Alles, worüber ich mir habe Gewißheit verschaffen können, und was ich in den Annalen der Mancha aufgezeichnet fand, ist, daß er diesen ganzen Tag fortreiste, und daß beim Einbruche der Nacht der Ritter wie sein Klepper vor Hunger und Müdigkeit halb todt waren. Er sah sich allenthalben um, irgendwo ein Schloß oder eine Schäferhütte zu entdecken, wohin er seine Zuflucht nehmen und seiner dringenden Noth abwarten könne. Endlich gewahrte er nicht fern vom Wege, den er zog, eine Schenke, für seine Augen ein Stern, der ihm, wenn nicht zum Burgthor, so doch zum Pförtchen der Erlösung winkte. Er strengte sein Pferd an, so gut es ging, und erreichte das Ziel, eben, als der Tag sich neigte.

Von ungefähr standen vor der Thüre ein paar Dirnen aus der Zahl der barmherzigen Schwestern, welche mit einigen Maulthiertreibern nach Sevilla zogen, und Willens waren, mit diesen in der Schenke zu übernachten. Da nun in unsers Abenteurers Kopfe Alles, was er sah und hörte, dichtete und dachte, die Farbe seiner Ritterbücher annahm, so erschien ihm auch die Schenke gleich auf den ersten Blick als ein Schloß mit vier Thürmen und silberstrahlenden Zinnen, sammt einer Zugbrücke nebst tiefen Gräben und aller der

Zubehör, womit dergleichen Kastelle gewöhnlich ausgestattet sind. Er ritt auf die Schenke oder, wie er meinte, auf das Kastell zu; wenige Schritte davor zog er die Zügel seines Rozinante an, hoffend, es werde zwischen den Zinnen ein Zwerg erscheinen und mit der Trompete das Zeichen geben, daß ein Ritter vor dem Kastell angekommen sey. Da ihm aber dies zu lange währte, und sein Rozinante aus allen Kräften nach dem Stall arbeitete, so näherte er sich endlich der Thüre, und erblickte die beiden Dirnen, die er für zwei schöne Fräulein oder edle Damen hielt, welche sich vor das Schloßthor begeben hätten, der frischen Luft zu genießen. In dem Augenblicke trug sich's zu, daß ein Schweinhirte, welcher auf dem nahen Stoppelfeld eine Heerde Schweine — die wir, ohne Barmherzigkeit, bei ihrem rechten Namen nennen müssen — hütete, in sein Horn blies und seine Untergebnen zusammenrief. Nun hatte Don Quixote was er wollte, denn in seinen Ohren erscholl das Signal des Zwergs von seiner Ankunft; und nun ritt er auch mit unaussprechlicher Zufriedenheit unter das Thor auf die beiden Dirnen zu.

Wie diese so einen geharnischten Mann mit Schild und Lanze auf sich zukommen sahen, flohen sie erschrocken in die Schenke zurück; aber Don Quixote, als er merkte, daß sie bloß aus Furcht vor ihm flohen, schob sein zusammengekleistertes Visier auf, entblößte sein hagres und staubiges Gesicht, und rief mit zierlicher Geberde und gedämpfter Stimme ihnen nach: „Fliehen Eure Gnaden nicht, oder befürchten eine Beleidigung von mir: dem Ritterorden, zu dem ich mich bekenne, ziemt es nicht, irgend Jemanden Unbill zuzufügen, geschweige denn Jungfrauen so hoher Art, wie Euer Anblick beurkundet."

Die Dirnen sahen ihn darauf an, und suchten neugierig

mit den Augen sein Gesicht, welches das schlecht gemachte Visier noch fast ganz versteckte; da sie sich aber Jungfrauen nennen hörten, was, wie sie wohl wußten, weit von ihrem Gewerbe entfernt war, so brachen sie in ein Gelächter aus, und zwar so unbändig, daß er ihnen zurief: „Sittsamkeit stehet den Schönen wohl an, und über Kleinigkeiten zu lachen, ist große Thorheit; wiewohl ich dies nicht sage, um Euch wehe zu thun oder Euch übler Laune zu machen. Nein, mein Wille ist vielmehr, Euch auf jede Weise zu dienen.“

Diese für Schenken-Prinzessinnen unverständliche Sprache und der noch seltsamere Aufzug unsers Ritters vermehrte bei jenen das Gelächter und bei diesem den Zorn so gewaltig, daß er sich ganz gewiß an ihnen vergriffen haben würde, wäre nicht in eben dem Augenblicke der Wirth, ein dicker, folglich friedliebender Mann, dazu gekommen.

Dieser nun konnte sich bei dem Anblick einer so mißgeschaffnen, mit Schild, Speer, Harnisch und Zaum verpanzerten Figur fast eben so wenig des Lachens enthalten, als die beiden Dirnen. Im Grunde aber fürchtete er sich doch etwas vor einer so ausgerüsteten Maschine, und beschloß daher, seinen Gast ein wenig höflich anzureden. „Herr Ritter,“ sprach er, „wenn es Euch beliebt, hier Quartier zu suchen, so werdet Ihr, die Betten ausgenommen, — denn in meinem Hause sind keine — sonst an Allem Ueberfluß bei mir finden.“ Als Don Quixote sich so unterthänig von dem Schloßhauptmann, wofür er den Wirth hielt, empfangen sah, antwortete er ihm: „Für mich, Herr Kastellan, ist Alles gut genug; ich nehme vorlieb: denn meine Pracht sind Waffen, und Kämpfen meine Ruh',[1] u. s. w.“ Der Wirth, welcher nicht wußte, warum der Ritter ihn Kastellan nenne, glaubte,

[1] Der Anfang einer spanischen Romanze.

er halte ihn für einen sogenannten ehrwürdigen Castilianer,[1] ohnerachtet er ein Andalusier war aus der Gegend von San Lucar, so lange Finger hatte als Cacus und kein geringerer Schalk war als ein Student oder Edelknabe. Er versetzte also: „Demnach werden wohl harte Steine Euer Gnaden Bett, stetes Wachen Euer Schlaf[2] seyn? und wenn dies ist, so dürfet Ihr nur absteigen, Herr Ritter, ich gebe Euch die Versicherung, daß Ihr in meinem Hause alle Gelegenheit finden sollet, ein ganzes Jahr nicht zu schlafen, geschweige denn eine Nacht.“ So sprechend hielt er dem Ritter die Steigbügel, der sich dann mit Mühe und Schwierigkeit vom Pferde herabwälzte, als Einer, der am Abend noch nicht gefrühstückt hatte. Er befahl hierauf dem Wirthe sein Pferd auf's Leben an, weil es das beste Thier sey, das je Heu gefressen. Der Wirth schaute es darauf an, fand es aber nicht halb so preiswürdig, als Don Quixote sagte, und führte es in den Stall.

Hierauf kam er zurück, um zu hören, was etwa sein Gast zu befehlen hätte, fand aber bereits die beiden Nymphen, mit denen er sich schon wieder ausgesöhnt hatte, ihn zu entwaffnen beschäftigt. Den Vorder- und Hinterküraß hatten sie ihm wohl losgeschnallt, aber so viele Mühe sie sich auch gaben, so konnten sie doch weder die Halsberge öffnen, noch den geflickten Helm abnehmen; denn er hatte ihn mit einigen grünen Schnüren zusammengeknüpft, die sie hätten zerschneiden müssen, weil die Knoten unauflöslich waren, was aber der Ritter auf keine Weise zugeben wollte.

Er behielt also die ganze Nacht hindurch seinen Helm

[1] Castellano heißt sowohl ein Kastellan als auch ein Castilianer; un Sano de Castilla aber im Sprichwort ein feiner Spitzbube.

[2] Ebenfalls Anfang eines Liedes.

auf dem Kopfe, und machte darin die schönste und seltsamste Figur, die man sich nur denken kann. Unter dem Entwaffnen sagte er zu den beiden Dirnen, die er noch immer für Fräulein und vornehme Damen aus dem Schlosse hielt, überaus zierlich: „Niemals ward ein edler Degen baß bedient, als Don Quixot', Damen kamen ihm entgegen, pflegten ihn als einen Gott, führten ihn zum Ritterschlosse, streuten Futter seinem Rosse — nämlich der Rozinante, denn dies, meine Damen, ist der Name meines Pferdes, und Don Quixote von der Mancha der meinige, den ich Euch zwar nicht eher entdecken wollte, als bis ihn etwelche Großthaten, Euch zu Dienst und Nutz, verrathen hätten, wenn ich nicht die alten Verse Lanzarote auf gegenwärtigen Fall anwenden müßte, und dies die Ursache wäre, warum Ihr ihn eher erfahret, als es seyn sollte. Aber es wird die Zeit kommen, da Euer Gnaden nur gebieten und ich durch meinen Gehorsam zeigen werde, wie brennend mein Verlangen sey, Euch durch die Tapferkeit meines Arms zu dienen."

Die Dirnen, welche nicht gewohnt waren, dergleichen rednerische Figuren zu hören, antworteten ihm kein Wort darauf, und fragten nur, ob er nichts essen wolle? „O ja," versetzte Don Quixote; „sey es, was es wolle, denn so wie ich merke, ist es sehr vonnöthen." Zum Unglück war es eben Freitag und in der ganzen Schenke nichts zu haben als einige Bissen schlechten Stockfisches, dem man hier zu Lande den edlen Namen der Forellen gab. Man fragte also, ob Seine Gnaden Forellchen befehlen, weil eben kein anderer Fisch vorräthig wäre.

„Nun ja, wenn's viele Forellchen sind, so machen sie zusammen auch eine Forelle, wie sechzig Kreuzer immerhin einen Gulden. Und desto besser, wenn es kleine Forellen

sind; denn Kalbfleisch ist immer zarter als Fleisch von einer Kuh, und ein Zicklein besser denn ein Bock. Doch gleichviel, was? nur hurtig her damit, denn ein so weiter Weg und die Last der Waffen trägt sich nicht gut mit leerem Magen."

Man setzte ihm also den Tisch der Kühlung wegen vor die Thüre, und nun trug der Wirth ein Stück von dem schlecht geweichten und noch schlechter gekochten Stockfische nebst einem Brode auf, das schwärzer und schimmlichter war, als des Ritters Waffen. Man mußte sich krank lachen, wenn man ihn essen sah; denn mit dem Helm auf dem Kopfe und dem Visier vor dem Gesichte konnte er mit seinen eigenen Händen durchaus keinen Bissen zum Munde bringen, wenn man es ihm nicht hineinschob. Diesen Dienst leistete ihm eine von den Nymphen. Nun aber kam es zum Trinken. Dies war noch unmöglicher, und würde es auf immer geblieben seyn, wenn nicht der Wirth ein Rohr ausgehöhlt, ihm das eine Ende davon in den Mund gegeben und durch das andere ihm den Wein eingetrichtert hätte. Alles dies litt der Ritter mit Geduld, damit nur die Schnüre seines Helms nicht zerschnitten wurden.

Mitlerweile kam ein Schweintreiber vor die Schenke und blies vier- oder fünfmal auf seiner Rohrpfeife. Dies vollendete des armen Junkers Täuschung. Die Schenke war ihm unwidersprechlich ein Kastell, das Gedudel Tafelmusik, der Stockfisch Forelle, das Commißbrod Semmel, die beiden Landnickel Damen, der Wirth Kastellan des Schlosses, und somit sein erster Ausritt mit bestem Erfolge gekrönt. Nur Eines quälte ihn noch, daß er nämlich noch nicht zum Ritter geschlagen war; ohne welche Weihe er doch nicht mit gutem Gewissen ein Abenteuer bestehen konnte.

I. Seite 30.

Drittes Kapitel.

Don Quixote empfängt mit geziemender Feierlichkeit den Ritterschlag.

Als er, von diesem Gedanken gemartert, sein kärgliches Mahl schleunig verzehrt hatte, rief er den Wirth, verschloß sich mit ihm in den Stall, sank vor ihm auf die Knie und sprach: „Tapfrer Ritter, ich werde nicht eher von dieser Stelle aufstehen, bis Eure Herrlichkeit mir eine Gabe gewähret, um welche ich Euch bitten will, und welche nicht allein zu Eurem Lob, sondern auch zum Frommen des menschlichen Geschlechts ausschlagen wird."

Der Wirth, welcher seinen Gast zu seinen Füßen sah und in solchem Tone reden hörte, schaute ihn ganz betroffen an, und wußte nicht, was er thun oder sagen sollte. Er wollte ihn aufheben; allein es war Alles umsonst, bis er ihm seine Bitte zu gewähren versprach.

„Weniger erwartete ich auch nicht von Eurer gepriesenen Großmuth, Sennor! Wisset also, daß die Gabe, deren Gewährung mir Eure Freigebigkeit versprochen hat, darin bestehet, daß Ihr mich morgenden Tags zum Ritter schlaget. Diese Nacht werde ich in Eurer Schloß-Kapelle die Waffenwache halten, damit ich morgen früh empfangen könne, wornach ich so lange geschmachtet, und endlich in Stand gesetzt werden möge, in alle vier Theile der Welt zu ziehen, wie sich's gebührt, und zu Nutz und Frommen der Bedrängten Abenteuer aufzusuchen, wie es dem Amt der Ritterschaft, und sonderlich der fahrenden, zu welcher ich mich bekenne, obliegt, und mein feuriger Wunsch und Wille ist."

Der Wirth, der, wie oben gesagt, den Schelm zum Unterfutter hatte, und schon merkte, daß es bei seinem Gaste unter dem Helm nicht richtig seyn müsse, ward durch diese Anrede seiner Sache vollends gewiß, und damit es die Nacht über tüchtig zu lachen gebe, beschloß er, Don Quixote's Laune freien Lauf zu lassen. „Herr Ritter," antwortete er ihm, „Eure Bitte und Begehr ist sehr billig, und Euer Vorhaben nicht allein höchst löblich, sondern auch einem so hohen Ritter, als Euer edles Ansehen zeigt, besonders anständig. Ich selbst war in jungen Jahren solch edlem Gewerb ergeben, durchzog verschiedne Reiche der Welt und suchte Abenteuer; am meisten aber trieb ich mich herum in den Vorstädten von Malaga, auf den Inseln Riaran, im Weichbild von Sevilla, auf dem Markte von Segovia, im Oelgarten von Valencia, auf den Plätzen von Granada, am Strande San Lucar, in der Mauergasse von Cordova, in den Kneipen zu Toledo [1] und anderwärts, wo ich Proben genug von der Leichtigkeit meiner Füße und Geschwindigkeit meiner Hände ablegte. Ich trieb es ein wenig bunt, führte junge Wittwen in Versuchung, that einige Jungferschaften ab, verhalf etlichen Waisen von ihrem Erbe, und machte mir fast bei allen Tribunalen Spaniens einen Namen. Endlich hab' ich mich auf dieses Schloß zurückgezogen, wo ich von meinen und anderer Leute Einkünften lebe, alle fahrende Ritter, weß Standes und Würden sie auch seyn mögen, aufnehme, und zwar bloß aus Lieb' und Gunst, so ich zu diesem Stand trage, nebenbei auch, damit sie zur Vergeltung meiner Fürsorge ihr Bischen Habe mit mir theilen. Es ist zwar," fuhr er fort, „jetzt in meinem Schloß keine Kapelle, wo Ihr Waffenwache halten

[1] Lauter berüchtigte Orte in Spanien, wo man mehr Diebe und Beutelschneider, als ehrliche Leute findet.

könntet, weil ich sie niederreißen ließ, um eine neue zu bauen; aber ich weiß, daß man auch, im Falle der Noth, dies Geschäft verrichten kann, wo man will, und also könnt Ihr diese Nacht in einem Hofe des Kastells Waffenwache halten, bis wir morgen nach der Frühmesse die gebührende Ceremonie vornehmen können, wo Ihr dann so zum Ritter geschlagen werden sollet, wie Keiner in der Welt je dazu geschlagen worden ist. — Noch Eins: hat Euer Gnaden Geld bei sich?"

„Keinen Heller," antwortete Don Quixote; „ich habe auch nie in der Geschichte gelesen, daß ein fahrender Ritter Geld bei sich geführt."

„Hierin irrt Ihr Euch," versetzte der Wirth; „denn gesetzt auch, daß nichts davon in den Geschichten stände, so berechtigt dies nicht zu dem Schlusse, daß sie keines bei sich gehabt, dieweil die Verfasser es vielleicht für überflüssig hielten, einer so unentbehrlichen Sache zu erwähnen, wie Geld und weiße Wäsche auf Reisen ist. Ihr könnt also für ausgemacht annehmen, daß die fahrenden Ritter, von welchen so große und beglaubigte Bücher handeln, für den Nothfall allezeit einen wohlgespickten Beutel, desgleichen weiße Hemden und ein Büchschen Salbe für etwanige Wunden mit sich führten; denn auf den Feldern und Wüsteneien, wo sie kämpften und oft verwundet wurden, fand sich nicht gleich ein Wundarzt, es sey denn, daß sie einen weisen Zauberer zum Freunde hatten, der ihnen augenblicklich zu Hülf' eilte, oder ihnen durch die Luft in einer Wolke ein Fräulein oder einen Zwerg mit einer Flasche Wunderessenz zuschickte, davon ein einziger Tropfen sie so gründlich kurirte, als hätten sie nie eine Wunde gespürt. Sintemal aber letzteres Mittel nicht unter die sichersten zu rechnen, so fanden es obgemeldte Ritter rathsam, ihre Knappen mit Geld und andern nöthigen

Dingen, z. B. mit Heftfaden und Wundsalbe, zu versehen. Und so ihnen ein Knappe abging, — welcher Fall jedoch nicht oft vorgekommen, — so führten sie jene Dinge selbst in einem niedlichen Mantelsäckchen bei sich, das sie so sorgfältig hinter dem Sattel versteckten, als wär' es eine Sache von noch größerem Belang; sonst aber war es nicht sehr im Brauch, daß fahrende Ritter selbst Mantelsäcke führten. Ich rathe Euch also, obgleich ich's befehlen könnte, als der ich Euch demnächst werde aus der Rittertaufe heben, daß Ihr fürder nicht ohne Geld noch sonstige Nothdurft reiset; und werdet Ihr finden, daß dies Euch wohl zu Statten komme, wo Ihr am wenigsten daran gedacht."

Don Quixote versprach, seinem Rathe getreulich nachzuleben, und sogleich wurden Anstalten zu der Waffenwache getroffen, die er in einem großen Hof neben der Schenke halten sollte. Er las seine Rüstung zusammen, legte sie auf den Trog eines Ziehbrunnens, faßte seinen Schild, nahm den Spieß in die Faust und wandelte mit feierlichem Anstand vor dem Troge auf und nieder. Es war bereits Nacht, als er seinen Spaziergang antrat. Der Wirth erzählte allen Leuten in der Schenke von der Narrheit und der Waffenwache seines Gastes, so wie von seinem Wunsche, zum Ritter geschlagen zu werden. Sie verwunderten sich männiglich über diese seltsame Art von Wahnsinn, und beobachteten ihn von weitem, wie er bald in ernster Haltung umherwandelte, bald, auf den Speer gestützt, die Augen eine gute Weile unverrückt auf seine Rüstung heftete. Obwohl spät in der Nacht, ersetzten doch die erborgten Strahlen des Mondes den Glanz des Tagsgestirnes, also, daß Jeder sehen konnte, was der ritterliche Novize that.

Indem fiel es einem von den fremden Maulthiertreibern

in der Schenke ein, seine Thiere zu tränken, wozu er nothwendig die Waffen vom Troge wegnehmen mußte. Als Don Quixote ihn kommen sah, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „O du, wer du auch seyest, verwegner Ritter, der du kommst, die Waffen des Tapfersten, den je ein Schwert umgürtete, zu berühren, siehe wohl zu, was du thust, und wag' es nicht, sie anzurühren, wenn du nicht auf der Stelle mit dem Leben für deine Kühnheit büßen willst!" Der Maulthiertreiber fragte wenig darnach — was er freilich bald zu bereuen hatte, — ergriff die Waffen bei den Riemen und schleuderte sie eine gute Strecke von sich. Kaum sah dies Don Quixote, als er seine Augen zum Himmel erhob und, Sinn und Gedanken, wie es schien, auf seine Dame Dulcinea richtend, also sprach: „Kommt mir bei diesem ersten Strauße, der Eurem unterthänigen Diener begegnet, zu Hülfe, Gebieterin meines Herzens, und Eure Gunst und Schutz fehle mir in diesem Gange nicht." Damit ließ er die Tartsche fahren, schwang die Lanze mit beiden Händen und schlug den Maulthiertreiber so mächtig über den Kopf, daß dieser übel zugerichtet auf den Boden stürzte, und wäre ein zweiter Schlag nachgefolgt, so hätte ein Wundarzt nichts mehr an demselben zu thun gefunden.

Nach solcher That raffte er seine Waffen wieder auf und wandelte hin und her, als ob nichts vorgefallen wäre. Es stand nicht lange an, so kam ein anderer Eselstreiber, der, unwissend was sich zugetragen, — denn der erste lag noch betäubt auf dem Wahlplatze, — ebenfalls, um seine Maulthiere zu tränken, an den Brunnen trat und die Waffen vom Troge weghob. Don Quixote sagte kein Wort, empfahl sich Niemanden in der Welt, legte zum zweiten Male die Tartsche ab, schwang zum zweiten Male die Lanze,

und ohne daß der Spieß einen Splitter verloren, hatte der Eselstreiber vier Löcher im Kopf. Auf das Geschrei des Verwundeten lief Alles aus der Schenke herbei, unter Andern auch der Wirth. Da Don Quixote dies sah, ergriff er hurtig seine Tartsche wieder, legte Hand an den Degen und sprach: „O Königin der Schönheit, Kraft und Stärke meines schwachen Herzens, jetzt ist es Zeit, die Augen von Eurer Höhe herab auf Euren unterthänigen Ritter zu werfen, da ihn ein so großes Abenteuer erwartet;“ und hierauf bekam er in seinen Gedanken so viel mannhaften Muth, daß er vor allen Maulthiertreibern in der Welt keinen Fuß breit würde gewichen seyn. Die Kameraden der Verwundeten, da sie ihren Gesellen so übel mitgespielt sahen, fingen an einen Hagel von Steinen auf Don Quixote los zu schleudern, der sich dagegen, so gut er konnte, mit seiner Tartsche bedeckte, aber unverrückt am Wege stehen blieb, damit er seine Waffen nicht verlöre. „Laßt ihn doch gehen!“ schrie der Wirth aus vollem Halse; „ich hab' euch's ja schon gesagt, daß der Kerl ein Narr ist, und wenn er euch Alle umbringt, wird ihm drum wenig geschehen.“ — Schrie der Wirth, so schrie Don Quixote desto ärger, schimpfte sie treulose Verräther und den Herrn Kastellan eine feige Memme und einen pflicht- und ehrvergessenen Ritter, weil er zugebe, daß man fahrende Ritter so behandle; „und wär' ich nur erst zum Ritter geschlagen,“ fuhr er fort, „so wollte ich Euch diesen Vorwurf beweisen. Ihr Andern aber, elendes, verächtliches Gesindel! um euch bekümmre ich mich gar nichts. Nur näher her, nur immer zugeworfen! ihr werdet bald sehen, was euer freches Wesen euch eintragen wird.“ Er sagte dies in so kühnem Tone, daß er allen seinen Gegnern Furcht einjagte. Dies und das Zureden des Wirthes machte, daß sie aufhörten

zu werfen, er hingegen die Verwundeten wegtragen ließ, und seine Waffenwache so ruhig als zuvor fortsetzte.

Dem Wirth indeß gefielen die Streiche seines Gastes nur halb. Er beschloß also dem Ding ein Ende zu machen, und ihm den verwünschten Ritterorden lieber gleich zu ertheilen, eh' noch ein anderes Unglück geschehe. Er ging auf ihn zu und entschuldigte sich wegen der Beleidigung, welche dieser Pöbel ohne sein Vorwissen sich gegen ihn erlaubt habe, wofür jedoch derselbe schon hinreichend gezüchtigt worden sey. „Ich habe Euer Gnaden schon gemeldet," fuhr er fort, „daß in diesem Kastell keine Kapelle ist, welche ich aber auch zu unserem Vorhaben nicht nöthig finde; denn, so wie ich aus dem Ordensbuche weiß, besteht die ganze Feierlichkeit in einem Schlag der flachen Hand an den Hals und in dem Schwertschlag auf den Rücken, welches aber eben so gut mitten auf freiem Felde geschehen kann. Und in Betreff Eurer Waffenwache habt Ihr ja mehr als genug gethan, da dieselbe nun bereits vier Stunden angedauert, während sonst auch zwei schon hinreichen."

Don Quixote glaubte dies alles gar gern, und sagte, er sey sogleich bereit zu gehorsamen und die Sache in möglichster Kürze zu Stande zu bringen; denn, sey er nur einmal zum Ritter geschlagen und werde noch einmal so schändlich angefallen, so wolle er auch keine Seele im Kastell am Leben lassen, ausgenommen die, welche er aus Respect für des Herrn Kastellans Befehle vielleicht verschonen würde.

Der Wirth, dem es bei diesen Drohungen nicht recht geheuer war, holte sogleich ein Buch, worin er den Maulthiertreibern die abgegebene Spreu und Gerste anschrieb, und schritt, begleitet von einem Burschen, der ein Stümpchen Licht trug, und von beiden mehrerwähnten Dirnen, wieder

auf Don Quixote zu. Er befahl ihm sogleich niederzuknien, murmelte hierauf etwas aus seinem Manual, als wenn er ein Gebet spräche; mitten unter dem Lesen erhob er die Hand und gab ihm einen derben Schlag in den Nacken, hierauf einen mit seinem eigenen Degen auf den Rücken, und murmelte dabei immer zwischen den Zähnen fort. Nachdem dies geschehen war, befahl er einer von den Damen, dem Ritter das Schwert umzugürten, welches sie auch mit vieler Zierlichkeit und Selbstverleugnung that, denn es kostete ihr nicht wenig Mühe, bei allen diesen Ceremonien das Lachen zu halten; aber die Proben, welche der neue Ritter bereits von seiner Tapferkeit gegeben hatte, verboten es ihr wohl. Beim Umgürten des Schwertes sagte das züchtige Fräulein zu ihm: „Gott mache Euer Gnaden zum glücklichsten Ritter, und gebe Euch seinen Segen zu Euern Kämpfen." Don Quixote fragte sie um ihren Namen, damit er hinfüro wisse, wem er für diese empfangene Gnade verbunden sey, und ihr einen Theil des durch seinen tapfern Arm zu erwerbenden Ruhmes zuschreiben könne.

„Ich heiße Tolosa," antwortete die Dirne sehr demüthig, „bin eines Damenschneiders von Toledo Tochter, halte mich meist in Sancho Bienayas Laden auf, und bin allezeit bereit, wo und wie es sey, Euer Gnaden unterthänig zu bedienen."

„Nun, so erweist mir die Gefälligkeit," erwiderte Don Quixote, „Euch ein von beizulegen, und nennt Euch künftig Fräulein von Tolosa." Sie versprach es ihm auch.

Die Andere legte ihm hierauf die Sporen an, und mit dieser hielt er dasselbe Gespräch, wie mit der Vorigen. Auf die Frage nach ihrem Namen sagte sie, man heiße sie die Müllerin, weil ihr Vater ein ehrbarer Müller zu Antiquera

sey. „Thut mir auch den Gefallen,“ sprach er, „und nennet Euch nicht schlechthin so, sondern nehmet das von an; es klingt besser! Uebrigens danke ich Euch, und erbiete Euch meine Gegendienste.“

Nachdem nun diese noch nie ersehenen Ceremonien der Ritterung im Galopp abgemacht waren, konnte Don Quixote nicht einmal den Tag erwarten, sich zu Pferde zu sehen und Abenteuer aufzusuchen. Er sattelte auf der Stelle seinen Rozinante, schwang sich hinauf, umarmte den Wirth, und sagte ihm bei Gelegenheit seines Dankes für den Ritterschlag so viel närrisches Zeug, daß wir es nie würden erzählen können, so gern wir auch wollten. Der Wirth, um ihn nur los zu werden, antwortete ihm mit nicht weniger Floskeln, doch etwas kürzer, und ließ ihn, ohne Zehrgeld zu fordern, in Gottes Namen ziehen.

Viertes Kapitel.

Was unserm Ritter begegnete, als er die Schenke verlassen.

Lustig brach so eben der Morgen an, als Don Quixote aus der Schenke ritt, und zwar so zufrieden, so fröhlich, so entzückt, sich nun zum Ritter geschlagen zu sehen, daß ihm die Freude darüber beinahe den Sattelgurt zersprengt hätte. Da ihm aber der gute Rath seines Wirthes in Ansehung des Geldes und der weißen Wäsche einfiel, beschloß er, vorderhand wieder nach Hause zu reiten, und sich mit allem Nöthigen, besonders aber mit einem Schildknappen, zu versehen. Diese Stelle dachte er mit seinem Nachbar im Dorfe zu besetzen, einem Bauer, der arm war und mit

Kindern gesegnet, aber wie gemacht zum Schildknappendienst eines fahrenden Ritters. In diesen Gedanken lenkte er den Rozinante nach seinem Dorfe zu, welcher auch, als ahnete er die Absicht seines Herrn, so hurtig zu laufen anfing, daß er kaum die Erde mit den Füßen zu berühren schien. Don Quixote war noch nicht weit geritten, als er aus einem dicken Walde rechter Hand eine zarte klägliche Stimme zu hören glaubte. Kaum hatte er sie vernommen, so rief er: „Dank sey dem Himmel für die Gnade, daß er mir so bald Gelegenheit gibt, die Pflichten meines Amtes zu erfüllen, und die Früchte meines löblichen Entschlusses zu sammeln. Ohne Zweifel ist dies die klagende Stimme eines oder einer Bedrängten, die meines Schutzes und Beistandes bedarf."

Sogleich drehte er die Zügel und lenkte sein Pferd nach dem Orte, woher ihm die Stimme zu kommen schien. Nur wenige Schritte war er in's Gebüsch geritten, so erblickte er an einer Eiche ein Pferd angebunden, und an einer andern einen Jungen von ungefähr fünfzehn Jahren, nackend bis auf den Hosenbund, der jene Klagetöne von sich gab, und zwar nicht ohne Grund, denn ein vierschrötiger Bauer peitschte ihn jämmerlich mit seinem Gürtel und begleitete jeden Hieb mit einem Tadel und einem Rathe, indem er sagte: „Maul zu! Augen auf!"

„Ach, um's Blut Christi willen, ich will's nicht wieder thun, lieber Herr, ich will's nicht wieder thun; ich verspreche Euch's, ich will künftig besser auf's Vieh Acht geben!" schrie der Junge unaufhörlich.

Da Don Quixote sah, was hier vorging, ergrimmte er und rief dem Bauer zu: „Ungezogner Ritter, ist's auch Manier, mit Jemanden anzubinden, der sich nicht wehren kann? Besteiget Euer Roß und nehmet Eure Lanze — wofür

er eine Stange ansah, die an der Eiche lehnte, an welche das Pferd gebunden war — und ich will Euch zeigen, daß dies nur eine feige Memme thut." Der Bauer, der über sich die von Waffen strotzende Gestalt erblickte, die ihm noch dazu immer mit der Lanze unter dem Gesicht herumspielte, war halb todt und gab die besten Worte. „Herr Ritter," sprach er, „der Junge, den ich hier abstrafe, ist von mir gedungen, meine Schafe zu hüten. Er ist aber so liederlich, daß mir täglich ein Schaf wegkommt; und wenn ich ihn über seine Nachläßigkeit und Bosheit bestrafe, so spricht er noch obendrauf, ich thät' es nur darum, damit ich ihm seinen schuldigen Lohn nicht bezahlen dürfe; und mein' Seel', Herr Ritter! er lügt."

„Lügen, sagst du?" schrie Don Quixote; „und dies in meiner Gegenwart, grober Bauer? Bei der Sonne, die uns bescheint, schier möcht' ich dich mit meiner Lanze durch und durch rennen. Diesen Augenblick binde ihn los und bezahle ihn ohne Widerrede; oder, bei Gott, der über uns ist, ich mache dir auf der Stelle den Garaus!"

Der Bauer ließ den Kopf hängen und band ohne Widerrede den Jungen los. Don Quixote fragte ihn, wieviel ihm sein Herr schuldig sey. „Den Lohn für neun Monate," sprach der Junge, „für jeden Monat sieben Realen." Der Ritter, nachdem er gerechnet und gefunden hatte, daß die Schuld dreiundsechzig Realen betrug, befahl dem Bauer, sie sogleich auszuzahlen, wenn ihm sein Leben lieb sey. Der furchtsame Bauer versicherte ihm dagegen, so gewiß er dastehe und geschworen habe, ungeachtet er nicht geschworen hatte — daß es nicht so viel betrage; denn es müßten noch drei Paar Schuhe abgerechnet werden, die er ihm gegeben, und ein Real für zweimal Aderlassen, da er krank gewesen sey.

„Mag Alles seyn,“ versetzte Don Quixote; „aber rechnet die Schuhe und das Aderlassen für die Schläge, die Ihr ihm anschuldigerweise gabet. Zerriß er auch das Leder von Euern Schuhen, so habt Ihr ihm dafür sein eignes Fell zergerbt; ließ ihm der Barbier für Euer Geld zur Ader, da er krank war, so habt Ihr ihm bei gesundem Leibe Blut abgezapft, und folglich ist er Euch von dieser Seite nichts schuldig.“

„Das Unglück aber ist nur, Herr Ritter, daß ich kein Geld bei mir habe,“ sagte der Bauer. „Andrees mag mit mir nach Hause gehen, da will ich ihn bei Heller und Pfennig bezahlen.“

„Ich mit ihm gehen?“ rief der Junge; „daß ich ein Narr wär'; in meinem Leben nicht, Herr. Nicht einmal in Gedanken; denn, hätt' er mich allein, weiß Gott, er würde mich lebendig schinden, wie einen Sanct Barthelmees.“

„Das wird er nicht thun,“ sagte Don Quixote; „genug, daß ich es ihm verbiete und er gegen mich Respect haben muß. Er soll mir es bei dem Ritterorden, den er empfangen hat, schwören, und dann will ich ihn freilassen und dir für die Bezahlung haften.“

„Gestrenger Herr,“ sprach der Junge, „bedenkt, was Ihr sagt; mein Herr da ist ja kein Ritter und hat in seinem Leben keinem Orden angehört. Er heißt Hans Wanst der Reiche, und ist bei Knausersdorf zu Hause.“

„Dies macht nichts aus,“ antwortete Don Quixote; „die Wänste können so gut Ritter seyn, als Andre, denn Jeder ist Sohn seiner Thaten.“

„Das ist wohl wahr,“ sagte Andrees; „aber welcher Thaten Sohn ist denn mein Herr, wenn er mir mein Bischen Schweiß und Blut, meinen sauer verdienten Lohn vorenthält?“

„Ich will dir ihn ja nicht vorenthalten, Bruder Andrees,“ sagte der Bauer, „thue mir nur den Gefallen und komm’ mit mir heim; ich schwöre dir bei allen Ritterorden in der ganzen Welt, daß ich dich bis auf den letzten Heller bezahlen will, und noch dazu in grober Münze.“

„Was grobe Münze anbelangt,“ versetzte Don Quixote, „so ist diese nicht nöthig: wenn es nur Sechser sind, bin ich schon zufrieden. Aber sieh’ wohl zu, daß du deinen Schwur erfüllst; denn sonst schwöre ich dir eben so heilig, als du geschworen hast, daß ich wiederkommen, dich aufsuchen und züchtigen will, und finden werde ich dich, wenn du dich auch wie eine Eidexe verbergen könntest. Und willst du wissen, wer dir dies befiehlt, damit es dir doppelt wichtig sey, Wort zu halten, so höre: ich bin der mannhafte Don Quixote von der Mancha, ein Rächer alles Unrechts; und hiemit Gott befohlen! Nochmals, vergiß deines Versprechens und Schwures nicht, oder fürchte die dir gedrohte Strafe.“

Hierauf gab er seinem Rozinante die Sporen, und war ihnen in Kurzem aus den Augen. Der Bauer sah ihm nach, und als er ihn ganz aus dem Gesicht verloren hatte, kehrte er sich wieder zu dem Jungen und sagte: „Komm’ her, mein Sohn, ich will dir nun bezahlen was ich dir schuldig bin, wie mir der Rächer alles Unrechts befohlen hat.“

„Ich schwöre Euch, Ihr thut wohl daran,“ sagte Andrees, „wenn Ihr den Befehl dieses Ritters, dem Gott tausend Jahre schenke! getreulich erfüllt. Denn beim Sanct Rochus! so wahr er tapfer ist und voll Verstandes, wird er wieder kommen, wenn Ihr mich nicht bezahlet.“

„Das schwör’ ich dir auch,“ versetzte der Bauer, „und weil ich dir so gar wohl will, so werde ich der Schuld noch

zulegen, auf daß die Heimzahlung desto reichlicher ausfalle.“ Hiemit nahm er ihn beim Arme, band ihn wieder an die Eiche und peitschte den Jungen halb todt. „Nun, Herr Andrees,“ sagte er dazu, „rufe nun dem Rächer alles Unrechts; du wirst sehen, daß er dieses wenigstens nicht abstellt, ungeachtet ich glaube, daß du noch nicht einmal genug hast; denn beinahe kömmt mir die Lust an, dich lebendig zu schinden, wie du befürchtetest.“ Endlich aber band er ihn doch los, und gab ihm Erlaubniß, seinen Richter zu Vollziehung des angedrohten Spruches aufzusuchen. Andrees ging erbost hinweg und schwur, den tapfern Ritter Don Quixote von der Mancha aufzusuchen, dem er Alles haarklein erzählen und der es jenem siebenfach heimgeben werde. Bei allem dem heulte er immer fort und sein Herr lachte ihm nach.

So steuerte der tapfere Don Quixote dem Unrecht. Höchst glücklich über den gehabten Erfolg und glänzenden Anfang seiner Ritterfahrt schwelgte er in Selbstzufriedenheit und sprach, den Weg nach seinem Dorfe verfolgend, halblaut also vor sich hin: „Wohl kannst du dich glücklich preisen über alle Frauen, Schönste der Schönen, Dulcinea von Toboso, daß dir das Loos gefallen ist, als unterthänigen Vasallen und Vollstrecker deiner Wünsche und Gedanken einen so tapfern und mannhaften Ritter zu besitzen, als Don Quixote von der Mancha ist und seyn wird, der, wie die ganze Welt weiß, gestern erst die Ritterwürde empfangen und heute schon der größten Frevelthat gesteuert hat, welche die Unvernunft ersann und die Grausamkeit vollstreckte. Heute riß er die Geißel aus der Hand des Unmenschen, der so ganz ohne Ursache das zarte Kindlein peitschte.“

Hier kam er an einen Platz, wo sich der Weg in vier andre theilte, und sogleich fiel ihm die Sitte fahrender Ritter

ein, an Kreuzstraßen in Erwägung zu ziehen, welchen Pfad sie einschlagen sollten. Ihrem Beispiele folgend, machte er eine Weile Halt, und ließ, nachdem er Vieles erwogen, dem Rozinante den Zügel, indem er seinen Willen dem des Rosses unterwarf, das denn auch, seinem ersten Entschlusse treu, die Richtung nach dem heimathlichen Stalle nahm. Er war ungefähr zwei Meilen weit fortgereist, als er einen großen Haufen Leute entdeckte, die, wie sich hernach auswies, Kaufleute aus Toledo und auf dem Wege nach Murcia waren, um Seide einzukaufen. Es waren ihrer sechs, mit Sonnenschirmen versehen; außerdem noch vier Diener zu Pferd und drei Maulthierjungen zu Fuß.

Kaum gewahrte sie Don Quixote von ferne, so glaubte er, ein neues Abenteuer sey im Anzug; und, um seinen Ritterbüchern Schritt vor Schritt zu folgen, fiel ihm glücklicherweise ein ähnliches ein, nach welchem er das jetzige zu behandeln gedachte. Er setzte sich demnach mit eben so vieler Würde als Kühnheit in den Steigbügeln fester, legte die Lanze ein, zog seine Tartsche vor die Brust, postirte sich mitten in den Weg und erwartete diese fahrenden Ritter, wofür er sie unbedenklich ansah. Als sie sich nahe genug waren, um einander sehen und hören zu können, erhob Don Quixote die Stimme und schrie ihnen trotzig zu: „Alle Welt halte, wenn nicht alle Welt bekennen will, daß in aller Welt kein schöneres Fräulein ist, als die Kaiserin von der Mancha, die unvergleichliche Dulcinea von Toboso!"

Auf diese Worte hielten die Kaufleute still, die seltsame Gestalt zu beschauen, die ihnen solches zurief. Aus der Figur und Anrede aber sahen sie bald, wo es dem Herrn fehle. Jedoch, um näher zu erfahren, was er mit dem Bekenntniß bezwecken wollte, das er ihnen abforderte, antwortete ihm

Einer von ihnen, ein loser Vogel und Spaßmacher: „Herr Ritter, wir Alle kennen die Dame nicht, von der Ihr uns da saget. Zeiget sie uns, und wenn sie wirklich so schön ist, wie Ihr sprechet, wohlan, so wollen wir ohne den geringsten Zwang die Wahrheit bekennen, die Ihr von uns hören wollt."

„Und wenn ich sie euch zeigte," versetzte Don Quixote, „was hättet ihr dann noch für ein Verdienst, eine so weltkundige Wahrheit einzugestehen? Hier kommt es darauf an, daß ihr, ohne sie gesehen zu haben, es glaubet, bekennet, behauptet, beschwöret und verfechtet; wo nicht, so sey euch stolzem und ungezognem Volke hiemit die Fehde erklärt. Kommt her, Mann für Mann, wie es die Gesetze der Ritterschaft fordern, oder Alle zusammen, wie es gemeiner Brauch von Leuten eures Gelichters ist, hier erwarte ich euch unerschrocken, vertrauend auf die Gerechtigkeit meiner Sache."

„Herr Ritter," antwortete der Kaufmann, „ich bitte Euer Besten im Namen aller hier gegenwärtigen Prinzen, daß Ihr uns nicht zwingen wollet, eine nie gesehene und nie gehörte Sache zu bekennen, die erstlich unser Gewissen beschweren, und zweitens allen Kaiserinnen und Königinnen von Alcarria [1] und Estremadura höchst nachtheilig seyn würde. Zeiget uns nur ein Bildchen von Eurer Dame; wenn es auch nicht größer als ein Gerstenkorn wäre, so ist es uns schon genug; denn dem Faden nach findet man immer den Knäul. Wir würden Euch dann mit gutem Gewissen gestehen können, was Ihr wollet, und Ihr würdet zufrieden seyn. Ich glaube sogar, wir Alle sind schon dergestalt zu ihren Gunsten eingenommen, daß, wenn sie auch im Porträt mit einem Auge schielte und aus dem andern

[1] Alcarria heißt im Spanischen auch ein Strich Landes, wo nichts als kleine Dörfer und elende Bauernhütten sind.

I. Seite 47.

ihr Zinnober und Schwefel flöße, wir dennoch Euch zu Gefallen Alles, was Ihr wollet, zu ihrem Lobe gestehen würden."

„Was Zinnober? was Schwefel? heilloses Gesindel!" schrie Don Quixote wuthentbrannt. „Von ihr träuft nur Balsam und Ambra. Sie ist weder krumm noch bucklig, sondern gerader und schlanker als eine Spindel von Quadarrama; aber ihr Alle sollt mir für eine so ungeheure Lästerung büßen, womit Ihr die hohe Schönheit meiner Dame zu beschimpfen Euch erfrecht habt."

Hierauf rannte er mit gefällter Lanze so wüthend auf den Lästerer zu, daß es gewiß dem muthwilligen Kaufmann übel ergangen seyn würde, hätte sein guter Stern nicht gewollt, daß Rozinante mitten im Lauf stolperte und niederstürzte. Der Sturz war auch so gewaltig, daß unser Ritter eine gute Strecke über das Feld hinflog. Er suchte wieder aufzustehen, allein es ging nicht, denn immer verhinderten ihn Lanze, Schild, Sporen, Helm und die Last seiner altväterischen Waffen. Indem er sich so mit dem Versuch aufzustehen zermarterte und immer nicht konnte, schrie er: „Laufet nicht, ihr Memmen, ihr feiges Pack! stehet, wenn ihr Herz habt; ich nicht, mein Pferd ist Schuld, daß ich hier liege." Ein Maulthierjunge vom Gefolge der Kaufleute aber, der eben keiner von den Gutmüthigsten war, konnte sich nicht enthalten, die Antwort auf so ehrenrührige Reden dem armen abgesattelten Ritter auf seine Rippen zu schreiben. Er ging zu ihm hin, nahm seine Lanze, brach sie in Stücke, und gab mit einem davon unserm Don Quixote eine so gute Tracht Schläge, daß er ihn, trotz seiner Waffen und Rüstung, fast zu Brei drasch. Seine Herren schrien zwar, er solle aufhören und ihn gehen lassen; der Maulthierjunge aber war im besten Zuge und wollte sein Spiel

nicht eher aufgeben, bis er sein Müthchen ganz gekühlt hätte. Er griff also nach den übrigen Stücken der Lanze, zerschlug sie alle nach einander an dem armen Ritter, der unter dem ganzen Hagelregen von Prügeln nicht einen Augenblick stille schwieg, sondern unaufhörlich Himmel, Erde und diesen Straßenräubern, wofür er sie hielt, fluchte. Endlich ward der Junge selbst müde; die Kaufleute zogen weiter und nahmen Stoff genug mit, sich den ganzen Weg über von dem armen zerschlagnen Ritter zu unterhalten.

Da sich nun Don Quixote allein sah, versuchte er abermals aufzustehen; aber konnte er es nicht bei gesundem Leibe, so konnte er es noch weniger jetzt, da er so zerbläut und fast gerädert war. Und doch hielt er sich noch immer für glücklich genug, weil dies ein Zufall sey, der nur irrenden Rittern begegnen könne, und die ganze Schuld nicht auf ihn, sondern auf sein Pferd falle. Indessen blieb er fortwährend mit seinem Troste und zermalmten Leib auf dem Wahlplatze liegen.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung desselben Abenteuers.

Vor Schmerz unfähig, nur ein Glied zu regen, nahm er seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Hülfsmittel, sich auf einen ähnlichen Fall in seinen Büchern zu besinnen. Seine Narrheit brachte ihm auch glücklich den Unfall Balduins und des Marquese von Mantua in die Gedanken, als nämlich Carlot jenen verwundet im Gebirge liegen ließ; eine Geschichte,

die Alt und Jung weiß und glaubt, und welche ungefähr so wahr ist, als die Wunder Mahomeds. Dem sey, wie ihm wolle, unserm Ritter schien diese Begebenheit gerade für den Fall gemacht, in welchem er sich eben befand. Er fing demnach an, sich mit Zeichen des äußersten Schmerzens auf der Erde herumzuwälzen, und mit schwacher Stimme eben so zu klagen, wie der verwundete Ritter des Waldes geklagt haben soll:

„O du meiner Augen Weide,
Weilest du im fernen Land?
Weißest du nicht, was ich leide?
Ward dein Herze mir entwandt?"

In diesem Tone deklamirte er die ganze Romanze her, bis er an die Worte kam:

„Mantua's hochgeborner Markgraf,
Wohlgewogner Herr und Ohm!" [1]

Hier kam von ungefähr ein Bauer aus seinem Dorfe, der eben einen Sack Korn in die Mühle gebracht hatte. Da dieser einen Menschen hier auf der Erde gestreckt liegen sah, ging er hin und fragte ihn, wer er sey und was ihm fehle, daß er so jämmerlich wehklage? Don Quixote hielt ihn alsbald für den Marquis von Mantua, seinen Oheim, der ihm zu Hülfe komme; fuhr also ununterbrochen fort, die Verse von seinem Unglück und der Liebschaft seiner Braut mit dem Kaiserssohne abzuleiern.

[1] Ein altes berühmtes Volkslied, dessen Inhalt kurz folgender ist: Carlot, Karls des Großen Sohn, verlockt den Grafen Balduin aus Eifersucht in eine Einöde, um ihn dort zu tödten und dann seine Wittwe zu ehelichen. In der That streckt er ihn meuchlings nieder und läßt ihn für todt auf der Erde liegen. Der Marquis von Mantua, Balduins Neffe, jagte zufälliger Weise in der Nähe und wurde durch die Seufzer des Sterbenden herbeigezogen. Er erkannte seinen Oheim, beschloß ihn zu rächen und schickte deßhalb eine Gesandtschaft an Kaiser Karl nach Paris, der auch wirklich seinen Sohn hinrichten ließ.

Der Bauer stand ganz verblüfft da, wie er den Unsinn hörte, machte dem Ritter aber doch wundershalber das Visier auf, welches ganz zerschlagen war, und reinigte ihm das Gesicht vom Staube. Kaum hatte er dies gethan, so erkannte er ihn: „Ei, Herr Quixada,“ schrie der Bauer (so muß er folglich geheißen haben, als er noch bei Verstand war und den friedlichen Landjunker noch nicht mit dem fahrenden Ritter vertauscht hatte), „wer hat denn Euer Gestrengen so zugerichtet?“ Der Ritter aber fuhr beharrlich in seiner Romanze fort, was auch Jener fragen mochte. Da nun der gute Mann sah, daß nichts mit dem Junker anzufangen war, so nahm er ihm bestmöglichst den Brust- und Rückenharnisch ab, zu sehen, ob er verwundet sey, fand aber weder Blut noch irgend eine Spur von Wunden. Er hob ihn dann von der Erde auf und brachte ihn mit vieler Mühe auf seinen Esel, weil er diesen für ein sanfteres Transportmittel hielt, als den Rücken Rozinante's. Die Waffen las er bis auf die Splitter der Lanze zusammen, packte sie dem Rozinante auf, nahm letztern mit einer Hand beim Zaum und mit der andern seinen Esel beim Halfter, und wanderte immer seinem Dorfe zu in steigender Verwunderung über Don Quixote's närrische Reden.

Weit übler ging es dem armen Don Quixote, welcher, zerschlagen, wie er war, sich kaum auf dem Esel halten konnte, und von Zeit zu Zeit herzbrechende Seufzer gen Himmel schickte, daß der Bauer von Neuem bewogen wurde, zu fragen, wo es ihm denn fehle? Es war aber, als brächte der Teufel unserm Ritter alle die Geschichten in den Kopf, die auf seine jetzigen Umstände paßten; denn jetzt vergaß er seinen Herrn Balduin, dafür aber fiel ihm der Mohr Abindarraez ein, als ihn der Burgvogt von Antequerra, Rodrigo

I. Seite 50.

de Narvaez, gefangen nach seiner Burg führte. Da ihn nun der Bauer fragte, wie er sich befinde, und wo es ihm weh thue? so antwortete er ihm buchstäblich eben so, wie in der Diana des Jörg von Montemajor der gefangene Abindarraez dem Rodrigo de Narvaez, und zog Alles, was dort steht, so vollkommen auf sich, daß der Bauer fast des Teufels geworden wäre über das tolle Zeug, das er hören mußte. Zuletzt ging ihm ein Licht auf, daß der Herr Nachbar ein Narr geworden sey. Er eilte daher, so sehr er immer konnte, mit ihm nach Hause, um sich nur das langweilige Gerede vom Halse zu schaffen. Doch so schnell ging dies nicht, indem Don Quixote noch das Schlußwort beifügte: „Wisset, edler Herr Rodrigo de Narvaez, daß gedachte schöne Xarifa jetzt die liebreizende Dulcinea von Toboso ist, welcher zu lieb ich die größten Ritterthaten, die man nur je in der Welt gesehen hat, sieht und sehen wird, thue, gethan habe und thun werde."

„Du lieber Herr!" erwiderte der Bauer, „so sehet doch mich armen Sünder recht an. Ich bin ja weder der Don Rodrigo de Narvaez noch der Marquese von Mantua, sondern Peter Alonzo, Euer Nachbar, und Euer Gnaden ist ja weder Balduin noch Abindarraez, sondern der gestrenge Junker Quixada."

„Ich weiß, wer ich bin," rief Don Quixote, „aber ich weiß auch, was ich seyn kann, nämlich nicht bloß, was ich gesagt habe, sondern noch mehr als die zwölf Pairs von Frankreich und die neun Helden [1] des Ruhmes dazu; denn Alles, was sie einzeln und zusammen gethan, kommt meinen Thaten noch lange nicht gleich."

[1] Josua, David, Judas Maccabäus, Hektor, Alexander der Große, Julius Cäsar, Arthus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon.

Unter derlei Zwiegesprächen kamen sie mit der Abenddämmerung an das Dorf; der Bauer aber wartete noch, bis es ein wenig dunkler wurde, damit die Leute den wohlzerbläuten Junker nicht so übel beritten sehen möchten. Da es ihm nun finster genug schien, hielt er seinen Einzug in das Dorf, und brachte den Ritter in sein Haus, wo er Alles in der größten Verwirrung fand. Eben waren der Pfarrer und der Dorfbarbier da, und die Haushälterin ließ ihre kreischende Stimme hören. „Was dünkt Euch, Herr Licentiat Peter Perez (so hieß der Pfarrer), von dem Unglücke meines Herrn? Sechs Tage sind es schon, seit weder er, noch sein Pferd, noch Schild, noch Lanze, noch Panzer da ist. O Jammer und Elend! mir ist vor, und gewiß ist's so, so wahr ich in Sünden geboren bin, die verfluchten Ritterbücher, in die er immer den Kopf hineinsteckte, haben ihn verrückt gemacht. Und jetzt fällt es mir ein, daß ich ihn oft zu sich selbst habe sagen hören, er wolle ein fahrender Ritter werden und in aller Welt Enden Abenteuer aufsuchen. Wären sie doch beim Teufel und seiner Großmutter, die verdammten Bücher miteinander, die den feinsten Verstand in der Mancha verwirrt haben.“

Eben so und noch ausführlicher ließ sich die Nichte vernehmen. „Wisset, Meister Niklas,“ sagte sie zum Dorfbarbier, „daß mein Herr Onkel oft zwei geschlagne Tage und Nächte lang in diesen seelenverderblichen Unglücksbüchern las! Und am Ende warf er das Buch aus den Händen, griff zum Degen und hieb und stach auf die Wände los. Wenn er nun müde war, sprach er, er hätte vier Riesen, so groß wie unser Kirchthurm, erlegt; und der Schweiß, den ihm die Anstrengung auspreßte, der, sagt er, wäre Blut von den Wunden, die er im Kampfe bekommen hätte;

darauf trank er einen großen Becher frischen Wassers, und war nun wie geheilt und ruhig, indem er sagte, dies sey ein kostbarer Trank, den ihm der weise Esquife, [1] ein großer Zauberer, sein Freund, geschickt habe. Bald möchte ich mir die Schuld von Allem dem beimessen, weil ich Euch nicht in Zeiten was von den Anfällen meines Herrn Onkels sagte. Vielleicht hättet Ihr wohl noch Mittel finden können, eh' es so weit gekommen wäre. Wenigstens alle die verdammten Bücher, so viel ihrer sind, hättet Ihr verbrennen können: denn sie verdienen das Feuer so gut als ein Ketzer."

„Das sag' ich auch," versetzte der Pfarrer, „und bei meinem Wort, die Sonne soll morgen nicht untergehen, ohne daß ich an ihnen ein Exempel statuirt und sie zum Feuer verdammt hätte, damit sie nicht irgend noch einmal bei Jemand, der darüber kömmt und sie liest, so ein Unglück anrichten, als sie bei meinem guten Freunde angerichtet haben."

Dies Alles hörte der Bauer und Don Quixote mit an, und jener kam nun vollends über den Krankheitszustand seines Nachbars in's Reine. Er klopfte an, und schrie ziemlich laut: „Machet auf, ihr Herren! der Herr Balduin, der Herr Marchese von Mantua, schwer verwundet, und der Herr Mohr Abindarraez, den der mannhafte Rodrigo de Narvaez, Burgvoigt von Antequerra, gefangen bringt, ist da." Auf dies Schreien liefen Alle herbei, und da sie in ihm, die Einen ihren Freund, die Andern ihren Oheim und Herrn erkannten, eilten sie, ihn zu umarmen, obgleich es nicht aussah, als wollt' er vom Esel steigen, wie er denn außer Stand war, es zu thun. „Laßt mich gehen," sagte Don Quixote, „ich komme, aus Schuld meines Rosses, sehr

[1] Die Nichte verspricht sich im Zorn, sie sollte eigentlich Alquife sagen. So hieß nämlich der weise Verfasser des Amadis von Gräcia.

verwundet zurück; bringt mich zu Bette und ruft mir wo möglich die weise Urganja, daß sie meiner Wunden pflege und sie heile."

„Da haben wir's!" schrie die Haushälterin. „Sagte mir's nicht mein Herz, auf welchem Fuß Ihr hinket? Kommt nur in Gottes Namen herein, gestrenger Herr, wir wollen Euch schon ohne die Hexe Urganja kuriren. Verflucht und noch hundertmal verflucht seyen doch die Ritterbücher, die Euer Gestrengen so zugerichtet haben!"

Hiermit trugen sie ihn auf das Bett und untersuchten seine Wunden; da sie aber keine fanden, sagte er: „'s ist bloß eine Verrenkung von wegen eines Sturzes, den ich mit meinem Pferde that, da ich mit zehn der ungeheuersten und grimmigsten Riesen, die sich vielleicht auf der Welt befinden, kämpfte."

„Aha!" sagte der Pfarrer; „sind Riesen mit im Spiele. Bei meiner Tonsur! ich verbrenne sie alle morgen, eh' es Nacht wird."

Sie richteten noch viele Fragen an Don Quixote, allein auf alle antwortete er, sie sollten ihm zu essen geben und ihn dann schlafen lassen, als welches ihm jetzt das Nöthigste sey. Dies geschah, und indessen fragte der Pfarrer den Bauer umständlich, wie und wo er Don Quixote gefunden? Letzterer erzählte ihm auch Alles, sogar bis auf die seltsamen Reden, die Don Quixote geführt habe, da er ihn fand und nach Hause schaffte.

Hiedurch wurde der Pfarrer noch mehr in seinem Vorhaben bestärkt, folgenden Tags den Barbier zu rufen und sich mit ihm in Don Quixote's Haus zu begeben.

Sechstes Kapitel.

Erzählung von dem strengen Gericht, das der Pfarrer und der Barbier über die Bücher des weisen Junkers Don Quixote gehalten.

Lange noch lag der Ritter in tiefem Schlaf, als sie von der Nichte die Schlüssel zu dem Gemach verlangten, wo die unseligen Bücher standen; ein Wunsch, dem gern entsprochen wurde. Sie gingen mit der Haushälterin hinein und fanden mehr als hundert Stück Folianten und viele in kleinerem Format, sehr schön eingebunden. Als die Haushälterin diesen Vorrath erblickte, lief sie eiligst hinaus, und kam bald darauf mit einem Schüsselchen Weihwasser und einem Büschel Ysop zurück. „Da, da, Herr Licentiat," schrie sie, „nehmt und besprengt ja erst die ganze Kammer, damit keiner von den vielen Hexenmeistern, die in diesen Büchern stecken, kommt und uns behext, dafür, daß wir sie aus der Welt schaffen wollen."

Der Licentiat lachte über die Einfalt der guten Frau, und ließ sich von dem Barbier ein Buch nach dem andern reichen, ihren Inhalt zu beschauen, weil sich doch vielleicht einige noch darunter finden könnten, die ein besseres Schicksal verdienten.

„Nein, nein, Herr Licentiat," schrie die Nichte, „verschonet kein einziges; sie haben alle gesündigt. Am besten ist's, mit allen zum Fenster hinaus in den Hof, und da einen Scheiterhaufen daraus gemacht und verbrannt. Oder noch besser können wir den Stoß im Hinterhof anzünden, daß der Rauch nicht so viel Aufsehens macht." Die Haushälterin stimmte mit Freuden bei, so eifrig verlangten sie Beide nach

dem Tode dieser Unschuldigen. Der Pfarrer aber ging nicht darauf ein, sondern blieb dabei, zuvor die Titel lesen zu wollen.

Der erste Foliant, welchen ihm der Barbier reichte, waren die vier Bücher des Amadis von Gallien. [1] „Ist es nicht ein wahres Wunder?" sprach der Pfarrer; „da haben wir ja gleich das Ritterbuch, das, wie ich hörte, zuerst in Spanien gedruckt wurde und alle andern nach sich gezogen hat. Ich denke also, daß wir diesen Amadis als den Stifter einer so bösen Secte ohne weiteres Verhör zum Feuer verdammen können."

„Mit nichten, hochwürdiger Herr!" rief Meister Niklas. „Ich habe mir sagen lassen, es sey das Beste, was in diesem Geschmack geschrieben worden; und also könnten wir es wohl als das einzige in seiner Art verschonen."

„Ihr habt Recht," sagte der Pfarrer, „und deßwegen soll ihm das Leben geschenkt seyn. Laßt sehen, was weiter folgt."

„Es sind die Heldenthaten Esplandians, eheleiblichen Sohnes des Amadis von Gallien," [2] antwortete der Barbier.

„Was helfen dem Sohne die Verdienste des Vaters!" sagte der Pfarrer. „Nehmt ihn, Jungfer Haushälterin, macht das Fenster auf und werft ihn hinaus in den Hof, er mag die Grundlage zum Scheiterhaufen machen." Mit Freuden that sie dies; der arme Esplandian flog in den Hof und erwartete mit vieler Geduld seine Hinrichtung durch's Feuer.

[1] Man kennt weder das Vaterland noch den Verfasser dieses ältesten aller Ritterbücher. Wahrscheinlich dürfte es in Portugal von einem gewissen Vasco de Lobeira geschrieben seyn. Fortsetzungen davon erschienen in allen Ländern.

[2] Der Titel des Buchs ist: Quinto libro de Amadis de Gaula, o las sergas del cavallero Esplandian hijo de Amadis de Gaula. Fol. Sevilla 1526. Der Verfasser ist Garcia Ordonnez de Montalvo.

„Weiter!" sagte der Pfarrer.

„Der da," sprach Meister Niklas, „ist der Amadis aus Gräcia; [1] und alle auf dieser Reihe, glaub' ich, sind von des Amadis Sippschaft."

„Fort, mit allen in den Hof," rief der Pfarrer; „denn, um die Königin Pintiquiniestra und den Schäfer Darinel mit seinen Eclogen und seinem verteufelt wirren Geschwätz aus der Welt zu schaffen, würde ich eher mit ihnen meinen leiblichen Vater verbrennen, wenn er mir in Gestalt eines fahrenden Ritters unter die Hände käme."

„Recht so," sagte der Barbier. „Vollkommen Recht," sagte die Nichte. „Weil's denn so ist," sprach die Haushälterin, „her mit, und alle in den Hof." Sie gaben ihr die ganze Sammlung, die nicht klein war, und sie ersparte sich die Mühe des Treppensteigens und warf sie zum Fenster hinaus.

„Was kömmt denn da für ein Ungethüm?" fragte der Pfarrer. — „Don Olivante von Laura," [2] antwortete der Barbier. „Hat mit dem Blumengarten einerlei Verfasser, und in Wahrheit, ich weiß nicht, welches von beiden Büchern mehr Wahrheit, oder, um es richtiger zu sagen, weniger Lügen enthält. Nur so viel weiß ich, daß Olivante, als ein abgeschmackter Bengel, in den Hof gehört."

„Der Folgende ist Florismarte von Hirkanien," [3] sagte der Barbier.

„Kommen wir so zusammen, Herr Florismarte?" versetzte der Pfarrer. „Beim heiligen Glauben! der soll, trotz

[1] Amadis de Grecia hijo de Don Liswarte etc. Fol. Burgos 1535.

[2] Don Olivante de Laura por Antonio de Torquemada.

[3] Historia del principe Felix Marte de Hircania. Der Verfasser heißt Don Melchior de Ortegna; gedruckt ist das Buch zu Valladolid 1556.

seiner seltsamen Geburt und schwärmerischen Abenteuer, augenblicklich hinunter in den Hof; denn sein harter, trockener Styl verdient nichts Besseres. Hinunter mit ihm und den andern in den Hof, Jungfer Haushälterin."

„Ja, von Herzen gerne, hochwürdiger Herr!" antwortete diese, und vollzog eiligst seine Befehle.

„Hier kommt der Ritter Platir," [1] fuhr der Barbier fort. „Ein altes Buch!" rief der Pfarrer; „ich finde aber darum nichts in ihm, das Schonung verdient. Es mag den andern Gesellschaft leisten." Und so geschah es.

Man öffnete ein andres. Es führte den Titel: der Kreuzritter. [2] „Um seines heiligen Namens willen," sagte der Pfarrer, „könnte man ihm wohl seine Dummheit verzeihen; aber hinter dem Kreuze steckt der Teufel, sagt das Sprichwort. Fort mit ihm zum Feuer!"

„Der Ritterspiegel," [3] rief der Barbier, indem er ein andres Buch aufschlug. „Ich kenne Seine Gnaden schon," sagte der Pfarrer. „Hier werden wir den Herrn Rinaldo von Montalban mit seinen Freunden und Gesellen — größere Räuber als Cacus — nebst den zwölf Pairs von Frankreich und dem wahrheitliebenden Geschichtschreiber Turpin antreffen. Meines Erachtens verdienen diese nicht mehr als eine ewige Landesverweisung; denn sie haben viele ihrer Geschichten von dem berühmten Matheo Bojardo, [4] von welchem auch der gottselige Dichter Ariost sein Gewebe entlehnte. Daß mir aber der letztere, wenn er sich hier findet, nur seine

[1] Historia del muy valiente y esforzado cavallero Platir hijo del imperador Primaleon. Valladolid 1537.

[2] Gehört zu den Romanen von der Tafelrunde.

[3] Espejo de cavallerias, en el qual se trata de los hechos del conde Don Roldan y de Don Reynaldos de Montalban. Sevilla 1533—36. 2 Bände. Fol.

[4] Verfasser des verliebten Roland.

Muttersprache rede, sonst habe ich nicht die geringste Achtung für ihn. Spricht er aber diese, dann ziehe ich den Hut vor ihm ab."

„Ich habe ihn italienisch," sagte der Barbier, „aber ich verstehe ihn nicht."

„Es wäre auch nicht gut, wenn Ihr ihn verstündet," entgegnete der Pfarrer, „und wir würden es dem Herrn Kapitän gern vergeben, wenn er ihn nicht nach Spanien verpflanzt und zum Kastilianer [1] gemacht hätte, denn er hat ihm zu viel von seiner Naturkraft entzogen. Ein Fehler, den Alle begehen, welche gereimte Werke in eine andre Sprache übersetzen wollen; denn mit aller Mühe und Geschicklichkeit, die sie auch anwenden mögen, werden sie doch nie die Vollendung des Originals erreichen. Um aber auf unsern Ritterspiegel zurückzukommen, so ist meine Meinung, ihn und alle andern, die von den französischen Händeln schrieben, in einen trocknen Brunnen zu verstecken, bis man mit mehr Muße überlegt, was mit ihm anzufangen sey, ausgenommen einen gewissen Bernardo del Carpio, [2] der hier zu Lande sich umtreibt, und einen Andern, Namens Roncesvalles; [3] denn kommen diese Beide in meine Hände, so sollen sie gewiß aus den meinigen in die Hände der Jungfer Haushälterin, und aus diesen ohne Barmherzigkeit in's Feuer wandern."

Zu dem Allen sagte der Barbier Ja und Amen, weil er wußte, der hochwürdige Herr sey ein so guter Christ und Freund der Wahrheit, daß er um Alles in der Welt nicht

[1] Der Hauptmann, welcher den Orlando furioso in das Spanische übersetzt herausgab, hieß Don Geronimo de Urrea.

[2] Geschrieben von Aug. Alonzo. Toledo 1585.

[3] Der Verfasser heißt Don Francisco Garrido de Villera. Das Buch erschien in Toledo 1585.

eine Lüge sagen würde. Er öffnete ein anderes Buch, es war der Palmerin vom Oelbaum; [1] daneben stand ein zweites, das den Titel Palmerin von England [2] führte.

„Diesen Oelbaum," rief der Pfarrer, „säget mir auf der Stelle kurz und klein und verbrennt ihn, daß auch nicht die Asche übrig bleibe; diese Palme von England aber bewahrt als ein Kleinod auf, sie verdient ein Kästchen von noch größerem Werth, als dasjenige war, welches Alexander unter der Beute des Darius fand und das er zur Aufbewahrung der Gedichte Homers bestimmte. Aus Gründen, Herr Gevatter! verdient das Buch Respect: erstlich, weil es an sich sehr gut ist, und für's Zweite, weil es, wie die Sage geht, einen weisen König von Portugal zum Verfasser hat. Alle die Abenteuer im Kastell Miraguarda sind schön und kunstreich angelegt; die Sprache ist zierlich und klar, die Reden sind mit vielem Verstand dem Charakter der handelnden Personen angepaßt. Ich dächte also, mit Eurer Genehmhaltung, Meister Niklas, verschonten wir diesen und den Amadis von Gallien mit dem Feuer, schickten hingegen alle die übrigen, ohne viel Federlesens, zum Tode."

„Mit nichten, Herr Gevatter!" schrie der Barbier; „ich habe den berufnen Don Belianis." [3]

„Der hätte," sagte der Pfarrer, „zusammt seiner vierbändigen Geschichte eine Dosis Rhabarber vonnöthen, um ihm die überfließende Galle abzuführen. Auch wäre nöthig, das Schloß des Ruhms und andre noch größere Ungereimtheiten ganz wegzuschneiden. Darum wollen wir ihm Galgen-

[1] Libro del famoso Cavallero Palmerin de Oliva. Toledo 1580.

[2] Libro del famosissimo y muy valeroso Cavallero Palmerin de Inglaterra.

[3] Libro del valeroso principe Don Belianis de Grecia sacado del Griego, en qual fue escrito por el sabio Friston. Burgos 1579.

frist gewähren und, je nachdem er sich bessert oder nicht, nach Gnade oder strengen Rechten mit ihm verfahren. Nehmt ihn indessen mit nach Hause, Herr Gevatter; lasset ihn aber Niemand lesen."

„Das soll geschehen, hochwürdiger Herr!" sagte der Barbier, und ohne sich weiter mit Aufschlagen der Bücher zu bemühen, befahl er der Haushälterin, die Folianten nur alle zu nehmen und in den Hof zu werfen. Dies war keiner Tauben noch Blöden gesagt, und sie hätte gewiß nicht das größte und feinste Stück Leinwand um die Freude genommen, die armen Helden brennen zu sehen. Sie raffte also ihrer acht zusammen und warf sie zum Fenster hinaus. Da sie aber zu viele auf einen Schub erfaßt hatte, so fiel eines davon dem Barbier vor die Füße. Er hob es aus Neugier auf, und las: Geschichte des berühmten Ritters Tirante des Weisen. [1]

„Um's Himmels willen," rief der Pfarrer mit lauter Stimme, „ist Ritter Tirante hier? Mir her, Herr Gevatter, damit ich Euch zeige, was für einen Schatz von Vergnügen, welch eine Goldgrube von Zeitvertreib wir darin entdeckt haben. Hier finden wir den tapfern Ritter Gotterbarm von Montalban mit seinem Bruder Thomas von Montalban; den Ritter Fonseca und den Strauß des tapfern Detriante mit dem Bullenbeißer; die Schelmereien des Fräulein Lustig; die Liebeshändel und Kniffe der Wittwe Wohlgelegen und die Geschichte der Frau Kaiserin, die sich in ihren Stallmeister Hippolyt verliebte. Glaubt mir, Herr Gevatter, es ist, was seinen Styl betrifft, das beste Buch

[1] Los cinco libros de Tirante el Blanco de Roca Salada. Fol. Valladolid 1511. Es ist das seltenste aller spanischen Ritterbücher und findet sich weder in den Bibliotheken zu Paris noch zu Madrid.

von der Welt. Hier essen und schlafen doch die Ritter, sterben auf ihrem Bette, machen fein ordentlich vor dem Tode noch ihr Testament, und thun tausend andre Dinge, davon Andre der Art kein Wort wissen. Dessenungeachtet hätte der Verfasser auf Zeit Lebens die Galeere verdient, weil er bei der Schilderung solcher Thorheiten keinen vernünftigen Zweck vor Augen hatte.[1] Nehmt es mit nach Hause und leset; Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe."

„Gut!" versetzte der Barbier; „aber was soll's mit den übrigen kleinen Büchern werden, die noch dastehen?"

„Dies, denk' ich, werden keine Ritterbücher, sondern Gedichte seyn," sprach der Pfarrer. Er nahm eines heraus, und fand die Diana des Georg von Montemayor.[2] Da er bei allen übrigen einen gleichen Inhalt voraussetzte, so fuhr er fort: „Diese verdienen das Feuer nicht, wie jene; denn sie können und werden nie so viel Schaden anrichten, als die Ritterbücher schon gethan haben. Es sind vernünftige Bücher, welche die Rechte keines Dritten beeinträchtigen, sondern den Verstand des Lesers lassen, wie er ist."

„Ach, hochwürdiger Herr," sagte die Nichte, „Ihr könnt sie eben so gut verbrennen, als die andern. Denn wie bald wär's geschehen, daß dem Herrn Onkel, wenn er von der Rittersеuche genesen wäre, und die da läse, einfiele, ein Schäfer zu werden, im Wald, auf den Wiesen herumzuziehen und zu spielen; oder, was noch ärger wäre, ein Poet zu werden: denn das soll, wie man sagt, vollends ein unheil-

[1] Hiemit spielt Cervantes auf seinen Don Quixote an, den er auch unsägliche Thorheiten begehen ließ, aber in der Absicht, durch seine Satyren zu nützen.

[2] Ein Portugiese, der jedoch in spanischer Sprache dichtete. Seine Diana wurde zuerst von Alonzo Perez aus Salamanca, dann von Casp. Gil Polo fortgesetzt.

bares Uebel seyn, das an dem Menschen hängen bleibt, wie Pech."

„Das Mädchen hat Recht," sprach der Pfarrer, „und darum wird's nicht übel seyn, wenn wir unserem Freunde auch diesen Stein aus dem Wege räumen. Fangen wir also mit der Diana des Montemayor an. Hier bin ich der Meinung, daß wir sie nicht ganz, sondern daß wir nur die Stellen von der weisen Felicia und dem bezauberten Wasser, so wie fast alle die langen Verse verbrennen; lassen wir ihr dann ihre Prosa, sammt der Ehre, das erste Buch seines Gleichen zu seyn."

„Das folgende," sagte der Barbier, „ist die sogenannte zweite Diana des Salmantiners, und diese dritte da, gleiches Namens, hat Gil Polo zum Verfasser."

„Das Werk des Salmantiners," antwortete der Pfarrer, „soll die andern in den Hof und in's Feuer begleiten; aber Gil Polo's Diana werde aufbewahrt, als hätte Apollo selbst sie geschrieben. Vorwärts, Herr Gevatter, eilen wir, es wird schon spät!"

„Hier," sagte der Barbier, indem er ein andres aufschlug, „sind die zehn Bücher vom Glück der Liebe, die Antonio de Lofraso, ein sardinischer Dichter, geschrieben hat." [1]

„Bei der Weihe, die ich empfangen," versetzte der Pfarrer, „so lange Apollo Apollo ist, Musen Musen, und Dichter Dichter sind, ist kein lustigeres und närrischeres Buch geschrieben worden, als dies. Es ist in seiner Art das beste und einzige, das je unter der Sonne erschien, und wer's nicht gelesen hat, darf überzeugt seyn, daß er noch nie was Geschmackvolles las. Gebt mir's her, Herr Gevatter; der

[1] Das Buch erschien zu Barcelona 1573.

Fund ist mir lieber als hätte mir Jemand einen Priesterrock vom schönsten florentiner Zeuge geschenkt.“ Er legte es mit großer Freude bei Seite, und der Barbier fuhr fort:

„Da kommen die Nymphen von Enares, der Schäfer von Iberien, und die Arznei der Eifersucht.“ [1]

„Fort damit!“ sagte der Pfarrer; „übergebt sie dem weltlichen Arme der Haushälterin, und fragt mich nicht, warum? denn sonst würden wir nimmer fertig.“

„Folgt nun der Schäfer von Filida?“ sagte der Barbier.

„Der ist kein Schäfer, sondern ein feiner Hofmann,“ [2] antwortete der Pfarrer. „Hebt ihn auf, wie eine köstliche Juwele.“

„Der Foliant, welcher jetzt kommt, heißt Schatz von allerhand Reimen.“ [3]

„Wären's ihrer nicht so viel,“ sagte der Pfarrer, „so wären sie mehr werth. Man sollte ihr Metall erst von den anklebenden Schlacken säubern. Indessen hebt es nur auf; der Verfasser ist mein Freund, und hat bessere Werke geschrieben, die einen höhern Flug nehmen.“

„Die Lieder [4] des Lopez Maldonado!“ rief der Barbier.

„Auch er ist mein guter Freund,“ sagte der Pfarrer. „Die Verse aus seinem Mund wirken unwiderstehlich, und wen er einmal nur in sein Zaubernetz zieht, der weiß nicht mehr, wie ihm geschieht. Ein wenig breit ist er in seinen Eclogen; aber des Guten ist nie zu viel. Gebt ihm seinen

[1] Die Werke dreier Dichterlinge: Bernardo de la Vega, Gonzalez de Bobadilla und Bart. Lopez de Enciso.

[2] Wahrscheinlich eine Anspielung auf den Titel des Werks: El pastor de Filida, compuesto por Luis Galvez de Montalvo, Gentilhombre cortesano.

[3] Verfaßt von Padilla.

[4] Gedruckt zu Madrid 1586.

Platz bei den Auserwählten. Aber was steht denn dort für ein Buch neben ihm?"

„Die Galatea von Miguel Cervantes," antwortete der Barbier.

„Dieser Cervantes ist schon viele Jahre lang mein genauer Freund, und ich weiß wohl, daß er vertrauter mit Unglück ist, als mit Versemachen. Die Erfindung in seinem Buche hat Gutes; er legt wohl etwas an, führt aber nichts zu Ende. Doch warten wir erst den zweiten Theil ab, den er versprochen hat.[1] Vielleicht verdient er sich noch durch Besserung die Gnade, welche ihm bis jetzt versagt wird. Nehmt diesen indeß mit nach Hause, Herr Gevatter, und hebt ihn auf."

„Ganz recht," sagte der Barbier; „und hier kommen ihrer drei in einem Bande, die Araucana des Don Alonso de Ercilla, die Austriade des Juan Rufo, Geschwornen von Cordova, und der Monserrate des Christoval de Virues, eines valenzischen Dichters."[2]

„Diese drei Bücher sind die besten Heldengedichte in castilianischer Sprache, und können sich mit den gefeiertsten der Italiener messen. Wir wollen sie als die kostbarsten Perlen spanischer Poesie aufheben."

Der Pfarrer war des weitern Bücherbeschauens müde und wollte die übrigen vollends auf eine Ladung dem Feuer

[1] Siehe hierüber die Lebensbeschreibung des Cervantes.

[2] Drei der besten spanischen Epopeen, wie auch hier der Pfarrer sagt. Die Araucane besingt die Wiedereroberung des kleinen Staates Arauco in Südamerika an der Grenze von Chili, welche Ercilla selbst mit ausführen half. In der Austriade hat sich der Dichter, der eigentlich Juan Rufo Gutierrez heißt, das berühmte Seetreffen, welches Don Juan de Austria den Türken lieferte, zum Gegenstande gewählt; der Monserrate besingt die Entdeckung des wunderthätigen Mutter-Gottes-Bildes zu Monserrate in Catalonien, die Erbauung der Kirche und die dabei vorgefallenen Wunder.

überliefern. Aber der Barbier hatte schon wieder eines aufgeschlagen mit dem Titel: die Thränen der Angelica.[1]

„Diese Thränen hätte ich selbst geweint," sagte der Pfarrer, „wäre ich an Verbrennung eines solchen Buches Schuld geworden. Der Verfasser davon war einer der berühmtesten Dichter, nicht allein Spaniens, sondern der Welt, und sehr glücklich in der Uebertragung einiger Fabeln des Ovid."

Siebentes Kapitel.

Zweite Fahrt unsers guten Ritters Don Quixote von der Mancha.

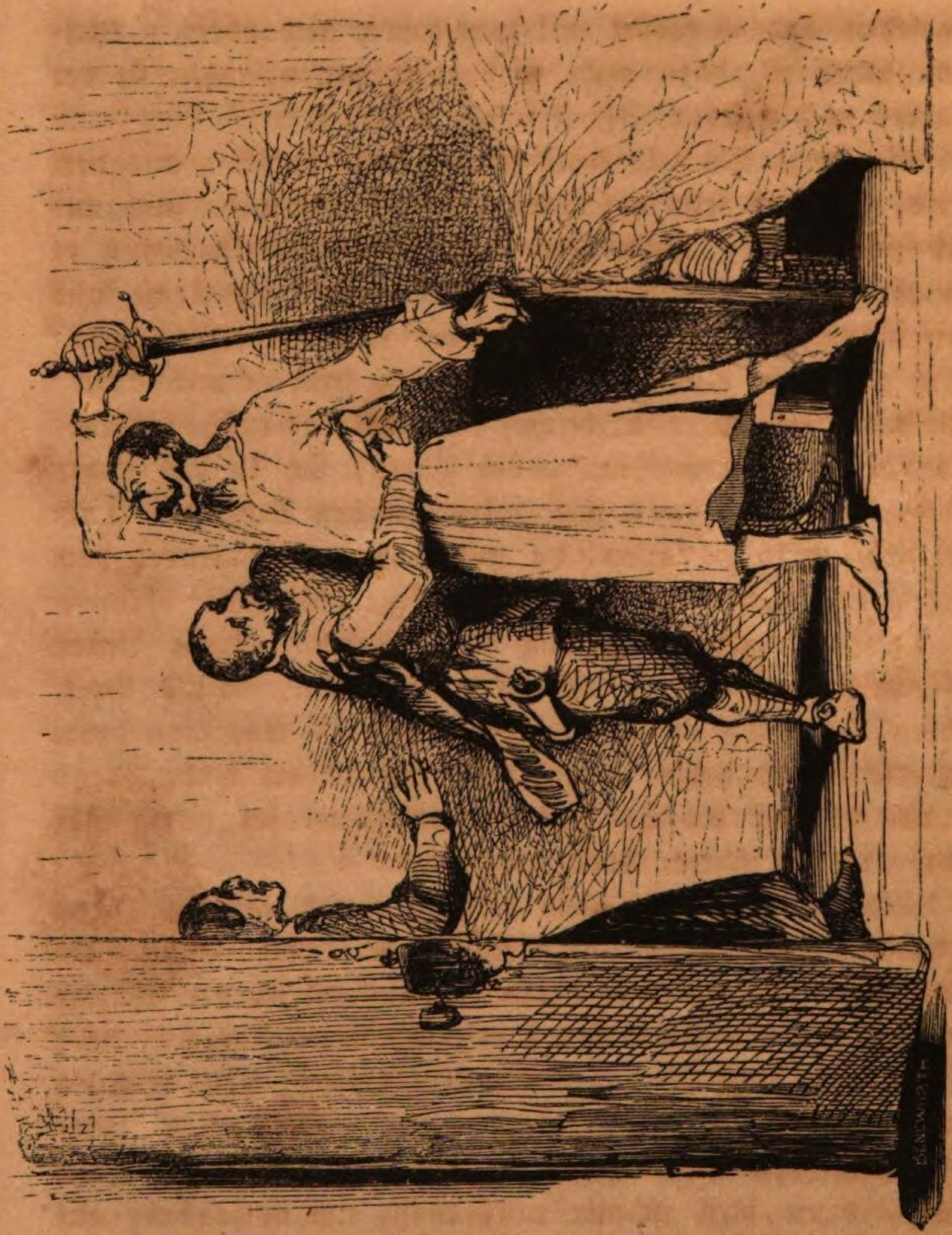
„O ihr tapfern Ritter," schrie in diesem Augenblicke Don Quixote aus vollem Halse: „hier zeigt die Stärke eurer tapfern Arme, sonst gewinnen die Höflinge den Dank des Turniers." Dieser Lärm machte dem weitern Gericht über die Bücher ein Ende. Sie ließen sie liegen und liefen zu; und so sind vermuthlich die Carolea,[2] der Löwe von Spanien,[3] und die Thaten des Kaisers von Don Luis de Avila,[4] die ohne Zweifel auch unter den übrigen waren,

[1] Las Lagrimas de Angelica, de Luys Barabona de Soto. En Granada. 1586. 4. Eine vortreffliche Epopee, davon aber nur der erste Theil in zwölf Gesängen erschienen ist.

[2] Zu Cervantes Zeiten gab es zwei Heldengedichte über die Thaten Karls V., das eine von Geronymo Sampere, das andere von Juan Ochoa de la Salde.

[3] Der Löwe von Spanien ist ein Gedicht in Oktaven. Der Verfasser heißt Pedro de la Vecilla.

[4] Der Verfasser heißt nicht Don Luis de Avila, sondern Luis Zapata; entweder hat Cervantes selbst, oder sein Setzer einen kleinen Irrthum begangen.



I. Seite 67.

ungesehen und ungehört mit zum Feuer gewandert. Vielleicht wäre es ihnen nicht so hart ergangen, hätte sie der Pfarrer noch gesehen.

Als sie zu Don Quixote kamen, war er schon aus dem Bette, fuhr in seinem Schreien und Rasen fort, hieb und stach um sich her, und war dabei so wach, als wenn er nimmer geschlafen hätte. Sie fielen ihm in die Arme und warfen ihn mit Gewalt auf's Lager. Nachdem er ein wenig ruhig geworden war, kehrte er sich zum Pfarrer und sprach: „In der That, Herr Erzbischof Turpin, eine ewige Schande ist's für die sogenannten zwölf Pairs, sich so um nichts und wieder nichts von den Hofrittern den Dank des Turniers entführen zu lassen, da wir andern Abenteurer doch an den drei Tagen zuvor immer gesiegt hatten." [1]

„Herr Gevatter," sprach der Pfarrer, „Euer Vesten sey nur ruhig; das Glück wird sich schon, will's Gott, ändern, daß man morgen wieder gewinnt, was man heute verliert. Jetzt nehmt nur Eurer Gesundheit wahr, denn ich dächte, Ihr müßtet unmäßig entkräftet seyn, wo Ihr nicht etwa gar schwer verwundet seyd."

„Verwundet nicht, aber geschlagen und gebläut, denn da hat mich der Bastard Don Roland mit einem Eichstamme zerdroschen, und das aus lauter Neid, weil ich der Einzige bin, der ihm den Preis der Tapferkeit streitig macht. Aber ich will nicht Rainald von Montalban heißen, wenn er mir's trotz seiner Zauberei nicht entgelten soll, sobald ich nur wieder von meinem Bett aufstehe. Jetzt aber bringt mir einen Imbiß, denn dies ist mir vorderhand am nöthigsten; auf Rache will ich nachher schon bedacht seyn." Sie brachten

[1] Eine Anspielung auf das Turnier zu Persepolis im Roman Belianis von Gräcia.

ihm zu essen, wie er verlangte; er schlief darauf wieder ein, und sie konnten sich über seine Narrheit nicht genug verwundern. Während der Nacht verbrannte die Haushälterin Alles, was von Büchern im Hof und im Hause war. Sicherlich mußten manche mitbrennen, die wohl verdient hätten, in Archiven ewig aufbewahrt zu werden. Allein so wollte es einmal das Schicksal und die Faulheit des Richters, auf daß an ihnen erfüllt würde, was das Sprichwort sagt: „Der Gerechte muß mit dem Ungerechten leiden."

Ein Mittel, welches Pfarrer und Barbier vorläufig gegen das Uebel ihres Freundes ersannen, bestand darin, die Thüre zur Bücherkammer zu vermauern, damit er sie, wenn er aufstände, gar nicht wieder fände. Denn mit der Ursache, schlossen sie, werde auch die Wirkung aufgehoben seyn. Sie verabredeten sich, daß sie ihm sagen wollten, ein Zauberer habe Kammer und Alles auf und davon geführt, und dies thaten sie auch richtig.

Zwei Tage darauf stand Don Quixote wieder auf. Das Erste, was er that, war nach seinen lieben Büchern zu sehen. Da er nun die Kammer nicht finden konnte, suchte er im ganzen Hause umher. Endlich kam er an den Ort, wo sonst die Thüre war, tastete mit den Händen, und kehrte die Augen auf und nieder, ohne ein Wort zu sagen. Nach einer guten Weile fragte er endlich doch die Haushälterin, wo denn seine Bücherkammer sey?

Die Haushälterin, die ihre Rolle gut inne hatte, antwortete: „Was für eine Kammer? Ach, suchen Euer Gestrengen nur nicht weiter; es ist weder Kammer noch Buch mehr im Hause, denn der leibhaftige Teufel hat Alles geholt."

„Nicht der Teufel," sprach die Nichte, „ein Zauberer war's, der auf einer Wolke daherkam des Nachts, da Ihr

den Tag zuvor abgereist waret. Er stieg von einem Drachen ab, worauf er rittlings gesessen, und ging in die Bücherkammer. Was er darin gemacht hat, ist mir unbewußt. Ich weiß nur, daß er ein kleines Weilchen darauf zum Dache hinausfuhr und uns das ganze Haus voll Rauch zurückließ; und da wir nun zuliefen und sehen wollten, was er gemacht hatte, sahen wir weder Buch noch Kammer mehr. Dies erinnern wir uns noch, die Frau Haushälterin und ich, daß der alte Bösewicht, gleich da er abzog, mit lauter Stimme sagte: er habe aus heimlicher Feindschaft, die er gegen den Herrn dieser Bücher und Kammer trüge, einen Schaden im Hause angerichtet, den man schon finden werde. Er sagte auch noch, daß er der weise Munaton sey."

„Freston, muß er gesagt haben," sprach Don Quixote.

„Ich weiß meiner Treu nicht mehr recht, ob er Freßton oder Frißton hieß," fiel die Haushälterin ein; „aber das weiß ich, daß sein Name so auf ein t o n ausging."

„Richtig!" sprach Don Quixote. „Es ist ein weiser Zauberer und mein Todfeind. Er haßt mich darum so sehr, weil er durch seine Schwarzkunst weiß, daß ich einmal im Laufe der Zeiten mit einem Ritter, dem er wohlwill, in Zweikampf gerathen und ihn überwinden werde, ohne daß er es verhindern kann; und deßhalb thut er mir so vielen Unglimpf an, als er nur kann. Aber ich sag's ihm, daß er weder durch Wort noch That wird abzuwenden vermögen, was im Himmel beschlossen ist."

„Wer kann daran zweifeln?" sagte die Nichte. „Aber Herr Onkel, wer zwingt Euch denn zu solchem Streit und Mühseligkeiten? Wär's nicht besser, Euer Vesten bliebe ruhig zu Hause? Meint Ihr wohl, Eure Eier müßten zwei Dotter haben? Und bedenket nicht, daß Mancher ausgeht, Wolle zu scheeren, und kommt selbst geschoren wieder heim?"

„O Richte, da hast du falsch gerechnet," versetzte Don Quixote. „Eh' ich mich scheeren lasse, will ich gewiß dem, der sich nur untersteht, mir die Spitze eines Haares zu berühren, den Bart zusammt den Wurzeln ausgerissen haben."

Beide wagten es nicht, ihm weiter zu widersprechen, denn sie sahen, daß ihm die Galle überlief. Der Ritter blieb indessen ganzer vierzehn Tage lang ruhig zu Hause, ohne das Geringste an sich merken zu lassen, daß er seine vorigen Schwärmereien wieder erneuern wolle. Während der Zeit gab's oft die lustigsten Scenen zwischen ihm und seinen beiden Gevattern, dem Pfarrer und Barbier, über seine Behauptung, daß in der Welt kein Ding nöthiger sey, als fahrende Ritter, und daß ihr Orden durch ihn wieder aufleben solle. Zuweilen widersprach ihm der Pfarrer, zuweilen gab er auch nach, weil man ohne diesen Kunstgriff nimmermehr hätte mit ihm auskommen können.

Indessen machte sich Don Quixote an seinen Nachbar, der Bauer und eine ehrliche Haut war (wenn man anders einen armen Teufel so nennen darf), an seinem Verstand aber nicht eben schwer zu tragen hatte. Diesem lag er so lange in den Ohren und versprach ihm so viel, daß sich der arme Bauer endlich entschloß, mit unserem Ritter zu ziehen und ihm als Schildknappe zu dienen. Unter Anderem sagte ihm auch Don Quixote: er solle nur herzhaft ihm folgen, denn das Glück könne ihm dabei so wohlwollen, daß er, eh' er sich's versehe, eine Insel gewinne, und darin als Statthalter von ihm eingesetzt werde. Auf diese und dergleichen herrliche Versprechungen hin verließ Sancho Pansa (so hieß der Bauer) Frau und Kinder, und trat als Schildknappe in die Dienste seines Herrn Nachbars.

I. Seite 71.

Don Quixote vergaß nicht, sich Geld zu machen. Indem er ein Grundstück verkaufte, das andere versetzte, und alle verschleuderte, brachte er eine feine Summe zusammen. Er versah sich auch wieder mit einer Tartsche, die er von einem guten Freunde borgte, flickte seinen zerschlagenen Helm so gut er konnte, und bestimmte seinem Schildknappen Sancho Tag und Stunde, wann sie ausziehen wollten, damit sich dieser mit allem Nöthigen versehen könne. Vor Allem band er's ihm auf die Seele, einen Schnappsack mitzunehmen. Sancho versprach heilig, den nicht zu vergessen, und noch überdies einen wackern Esel, so er im Stall habe, mitzubringen; denn das Zufußegehen sey eben nicht seine Sache.

Ueber dem Punkte wegen des Esels stutzte unser Ritter ein wenig. Er strengte sein Gedächtniß an, ob wohl je ein irrender Ritter einen beeselten Schildknappen gehabt habe, aber er konnte sich keines solchen entsinnen. Dennoch beschloß er, den Esel mitgehen zu lassen, wiewohl unter dem Vorsatze, seinen Schildknappen bei der nächsten Gelegenheit standesgemäß beritten zu machen, indem er den ersten unhöflichen Ritter, der ihm aufstieße, abzusatteln gedachte. Er versah sich auch mit Hemden und andern Dingen der Art, so gut er konnte, genau nach dem Rathe, den der Wirth ihm gegeben hatte.

Dies gethan, zogen Beide, Sancho Pansa, ohne von Frau und Kindern, und Don Quixote, ohne von Nichte und Haushälterin Abschied zu nehmen, des Nachts, von Niemand gesehen, aus. Sie reisten diese Nacht durch so scharf, daß sie schon bei anbrechendem Tage sicher waren, von Niemand gefunden zu werden, wenn man sie auch suchen wollte. Sancho Pansa ritt auf seinem Esel daher wie ein Patriarch, mit seinem Schnappsack und mit seinem Schlauche, voll

Verlangen, sich bald als Statthalter der Insel zu sehen, die sein Herr ihm versprochen hatte. Es traf sich, daß Don Quixote denselben Weg über die Ebene Montiel einschlug, den er auf seiner ersten Fahrt genommen hatte, und in der That reiste er jetzt mit weit mehr Bequemlichkeit, als das letzte Mal: denn es war Morgen und die Sonnenstrahlen, die ihn nur schräg trafen, fielen ihm nicht so beschwerlich.

Da hub Sancho Pansa an: „Gestrenger Herr fahrender Ritter, seht ja wohl zu, daß Ihr das nicht vergeßt, was Ihr mir wegen der Insel versprochen habt. Sie mag so groß seyn als sie will, regieren will ich sie schon."

„Du sollst wissen, Freund Sancho Pansa," antwortete Don Quixote, „daß es bei den alten fahrenden Rittern der allergewöhnlichste Brauch war, ihre Schildknappen zu Statthaltern der Inseln und Königreiche zu machen, die sie eroberten, und ich bin fest entschlossen, daß ein so löblicher Brauch durch mich nicht untergehen soll, im Gegentheil gedenke ich, es ihnen zuvor zu thun. Jene warteten zuweilen — und vielleicht meist — bis ihre Schildknappen alt und abgedient waren, und wenn sie nun abgedient waren, und viel böse Tage und noch schlimmere Nächte durchgemacht hatten, dann gaben sie ihnen erst einen Grafen- oder Marquesen-Titel von irgend einem Thale oder einer Provinz, größer oder kleiner; aber, wenn du lebst und auch ich lebe, so könnt' es gar leicht kommen, daß, ehe sechs Tage um wären, ich ein solches Königreich gewänne, das mehrere kleinere unter sich hat, und diese kämen sehr gelegen, um dich über eins davon zum König krönen zu lassen. Und darüber staune nur nicht! denn es begegnen dergleichen Rittern so außerordentliche Sachen und Fälle durch nie gedachte

und nie erhörte Fügungen, daß ich dir vielleicht noch mehr werde geben können, als ich verspreche."

„Ei," versetzte Sancho, „wenn ich nun irgend durch so ein Wunder, wie Euer Gestrengen da sagt, König würde, da würde ja Marie Gutierrez, meine Hausehre, wenigstens eine Königin und meine Jungen Prinzen? Nicht wahr?"

„Freilich," sagte Don Quixote; „wer zweifelt daran?"

„Ich," sagte Sancho; „denn ich denke so bei mir: Wenn auch gleich der liebe Gott lauter Kronen auf die Erde regnen ließe, so paßte doch keine auf Marie Gutierrez ihren Kopf. Nein, gestrenger Herr, sie und eine Königin — zur Gräfin, möcht's noch, und doch nur kaum, Gott helf' ihr!"

„Befiehl du's Gott, Sancho!" sprach Don Quixote; „der gibt Jedem, was ihm gebührt. Aber erniedrige dich nur nicht selbst so sehr, daß du mit etwas Minderem als einer Statthalterschaft vorlieb nehmen wolltest."

„Das will ich auch nicht thun," versetzte Sancho, „und um so weniger, da ich an Euer Gestrengen so einen trefflichen Herrn habe, der mir schon geben wird, was mir gut ist und ich tragen kann."

Achtes Kapitel.

Von dem glücklichen Ausgang des entsetzlichen und unerdenklichen Abenteuers mit den Windmühlen, das Don Quixote bestand, zusammt anderem denkwürdigen Verlauf.

Eben entdeckten sie dreißig bis vierzig Windmühlen auf dem Felde. Don Quixote erblickte sie kaum, so sprach er zu seinem Schildknappen: „Das Glück führt unser Thun besser,

als wir verlangen konnten; denn sieh, Freund Sancho, dort zeigen sich dreißig oder mehr ungeschlachte Riesen, mit denen ich ein Treffen zu halten und ihnen sämmtlichen das Leben zu nehmen gedenke. Mit ihrer Beute wollen wir den Anfang machen, uns zu bereichern; denn solche Kriege sind gut, und es geschieht Gott zu Dienst und Ehren, wenn man solche böse Brut vom Angesicht der Erde vertilgt."

„Was denn für Riesen?" fragte Sancho Pansa.

„Die du dort siehst," sagte sein Herr, „die mit den langen Armen, welche einige von ihnen bei zwo Meilen lang zu haben pflegen."

„Seht wohl zu, gestrenger Herr, was Ihr thut; denn das, was wir dort sehen, sind ja keine Riesen, sondern Windmühlen, und das, was Ihr für die Arme ansehet, sind die Flügel, die, wenn sie der Wind herumdreht, den Stein treiben."

„Da sieht man's," sprach Don Quixote, „wie schlecht du dich auf Abenteuer dieser Art verstehst. Und kommt dich etwa eine Furcht an, so hebe dich weg und bete ein Vater unser, dieweil ich hingehe, einen kühnen, aber ungleichen Kampf zu bestehen."

Mit diesen Worten gab er seinem Gaul Rozinante die Sporen, ohne weiter auf den Schildknappen Sancho zu hören, der ihm immer noch nachschrie, daß es gewiß Windmühlen und keine Riesen wären, die er angreifen wollte. Allein, die Riesen saßen ihm schon so fest im Kopfe, daß er weder auf Sancho's Geschrei hörte, noch sich die Mühe gab, ihre wahre Beschaffenheit, so dicht er auch vor ihnen war, zu begreifen. Mit lautem Geschrei kam er auf sie los: „Flieht nicht, ihr feigen, ihr elenden Geschöpfe; ein einziger Rittersmann ist's, der euch Fehde ankündigt." — Indessen

I. Seite 75.

erhob sich ein kleiner Wind, der die großen Flügel bewegte. Dies sah Don Quixote und schrie: „Ha! wenn ihr auch mehr Arme ausstrecktet, als Riese Briareus, sollt ihr mir doch die Zeche bezahlen.“ — Und hiemit empfahl er sich seinem Fräulein Dulcinea mit demüthigem Ersuchen, sie wolle ihm in diesem schweren Strauß zu Hülfe eilen, bedeckte sich mit der Tartsche, legte mit der Lanze ein und rannte in vollem Galopp mit seinem Rozinante auf die erste Mühle los. Indem er nun auf den einen Flügel einen Stoß führte, drehte der Wind denselben so wüthend herum, daß die Lanze plötzlich in Splitter ging, und Gaul und Ritter übel zugerichtet auf das Feld hinausgeschleudert wurden.

Sancho eilte, was sein Esel nur immer laufen konnte, herbei, und fand, daß sein Herr sich kaum mehr rühren konnte; einen so schweren Fall hatte er mit seinem Rozinante gethan. „Nun, Gott sey für!“ sprach Sancho; „hab' ich's Euer Gestrengen nicht gesagt, Ihr solltet wohl zusehen, was Ihr thätet, und daß es nur Windmühlen wären? Meiner Treu'! man mußte selber welche im Kopfe haben, wenn man's nicht sehen wollte.“

„Schweig', Freund Sancho!“ sagte Don Quixote; „Kriegsglück ist veränderlicher denn alles andere. Und gewiß ist es so, jener weise Zauberer Freston, der mir Kammer und Bücher entführt, hat auch diese Riesen in Windmühlen verwandelt, nur damit er mir nicht die Ehre, sie besiegt zu haben, ließe; so heftig ist der Groll, den er wider mich trägt. Aber wenn's zum Ende kommt, dann, ja dann sollen ihn seine bösen Künste wenig helfen wider mein gutes Schwert.“

„Ja, wenn's Gottes Wille ist!“ sprach Sancho, hob seinen Herrn von der Erde auf und half ihm wieder auf

den Rozinante, der nahezu kreuzlahm war. Sie zogen von dannen, besprachen sich über das gehabte Abenteuer, und nahmen ihren Weg gerade auf den Paß Lapice zu. „Denn da," sagte Don Quixote, „ist es unmöglich, daß wir nicht manches seltsame Abenteuer finden sollten, weil es ein so gangbarer Ort ist." Was ihn jedoch sehr betrübte, war der Verlust seiner Lanze, weßhalb er sich also sprechend an Sancho wendete: „Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß ein spanischer Ritter, genannt Diego Perez de Vargas,[1] da ihm das Schwert im Kampfe zersprungen war, einen Ast von einem Eichstamm herunterriß und damit selbigen Tages solche Thaten verrichtete und so viele Mohren matschte, daß er davon den Zunamen Matscher bekam, und er sowohl als seine Nachkommen sich, zum ewigen Gedächtnisse hievon, Vargas und Matscher nannten. Dies sag' ich dir, weil ich von der ersten Eiche, die mir aufstößt, einen eben so starken und schönen Ast, als jenen, reißen, und damit eben solche Thaten thun will, daß du Gott danken und dich glücklich preisen sollst, sie nur sehen und ein Zeuge von Dingen seyn zu können, die fast Niemand glauben wird."

„In Gottes Namen!" sprach Sancho; „ich glaub's ja Alles, wie's Euer Gestrengen da erzählt! Aber setzt Euch doch ein wenig gerade; mich dünkt, Ihr hinget ganz auf die eine Seite, und das werden wohl die Nachwehen von Eurem jämmerlichen Falle seyn."

„Du hast's getroffen, Freund Sancho!" versetzte Don Quixote. „Daß ich mich aber nicht über Schmerzen beklage, kommt daher, weil es den fahrenden Rittern nicht geziemt,

[1] Dieses Abenteuer ereignete sich bei der Einnahme von Xerez unter dem heiligen Ferdinand. Vargas bekam den Beinamen el Machuca.

über eine Wunde zu klagen, wenn auch gleich die Därme heraushingen."

„Wenn das ist, nun so hab' ich nichts dawider," sagte Sancho; „aber, Gott weiß, wie gern ich's hätte, daß der gestrenge Herr sich beklagte, wenn ihm was wehe thut. In Betreff meiner ist's ganz anders; ich muß klagen, wenn's mir nur irgendwo weh thut; wenn sich nur das Gebot des Nichtklagens nicht auch auf die Schildknappen der fahrenden Ritter erstreckt?"

Don Quixote konnte sich über die Einfalt seines Schildknappen des Lachens nicht enthalten und verkündigte ihm zugleich, er könne sich solang, wie und wann er wolle, mit oder ohne Lust beklagen, denn bis jetzt habe er noch kein Verbot dawider in der Ritterordensregel gelesen. — Sancho bemerkte hierauf gegen ihn, daß Essenszeit sey. Don Quixote antwortete, daß er für jetzt noch kein Bedürfniß fühle; er übrigens könne essen, wenn ihn darnach verlange. Mit solcher Erlaubniß machte sich's Sancho auf seinem Eselein so bequem er nur konnte, holte aus seinem Schnappsacke was er drinnen hatte, und zog und aß so ganz gemächlich hinter seinem Herrn her, wobei er von Zeit zu Zeit seinem Schlauche mit solchem Wohlbehagen zusprach, daß ihn der wohlgenährteste Weinschenk von Malaga hätte beneiden mögen. Und indem er dergestalt einhertrabte und einen Schluck um den andern that, dachte er an kein einziges Versprechen seines Herrn, und hielt das Aufsuchen von Abenteuern, so gefährlich sie auch immer seyn möchten, für lauter Spaß und Kurzweil.

Die Nacht brachten sie sodann unter einigen Bäumen zu. Von einem derselben brach Don Quixote einen dürren Ast, der ihm als Lanze dienen sollte, und befestigte daran

die eiserne Spitze der zerbrochnen. Die ganze Nacht hindurch that er kein Auge zu, sondern dachte an sein Fräulein Dulcinea, um pünktlich seinen Büchern nachzuleben, wo die Ritter viele Nächte in Hainen und in Wüsten schlaflos zubrachten, und nicht satt wurden, im Andenken ihrer Herzliebsten zu schwelgen. Anders machte es Sancho; denn da er den Bauch voll hatte, und zwar nicht von Cichorienwasser, so schlief er in einem Zuge fort, und weder die Sonne, die ihm gerade in's Gesicht schien, noch die Vögel, die mit Wonneliedern den jungen Tag begrüßten, hätten ihn aufgeweckt, wenn es nicht sein Herr gethan hätte. Sobald er die Augen aufgeschlagen hatte, schenkte er seinem lieben Schlauch eine Umarmung, fand ihn jedoch um ein Merkliches welker als am Tage zuvor, was ihm nicht wenig zu Herzen ging, indem er fürchtete, es möchte sich nicht so bald Gelegenheit zeigen, ihn wieder zu füllen. Don Quixote verschmähte ein Frühstück, da er sich, wie gesagt, mit schmackhaften Gedanken nährte.

Sie stiegen wieder auf und setzten ihren vorigen Weg nach dem Paß Lapice fort, den sie auch Nachmittags zu Gesicht bekamen. „Hier, Bruder Sancho Pansa," rief Don Quixote, als er ihn erblickte, „hier finden wir im vollauf Alles, was Abenteuer heißt. Aber merk' wohl, daß, sähest du mich auch in den größten Fährlichkeiten von der Welt, du nie Hand an's Schwert legest, mich zu schützen, es sey denn, daß ich von Lumpengesindel und schlechtem Volk genothdrängt werde: alsdann kannst du mir beispringen. Sind's aber Ritter, so ist dir's nach den Rittergesetzen weder erlaubt noch gestattet, solang du noch nicht zum Ritter geschlagen bist."

„Gestrenger Herr," sagte Sancho, „verlaßt Euch drauf,

daß ich in dem Stücke Euch treulich gehorsamen werde, dieweil ich ohnedies gar friedfertiger Natur und aller Schlägerei geschworner Feind bin. Aber seyd überzeugt, wenn es sich darum handelt, meine eigene Person zu vertheidigen, so werd' ich mich nicht viel um Eure Gesetze bekümmern; denn göttliches und menschliches Recht erlaubt es ja, daß Jeder sich seiner Haut wehrt."

„Das leugn' ich auch nicht," sprach Don Quixote, „nur das will ich, daß du mich nicht gegen Ritter vertheidigen, sondern in solchem Falle deine Hitze bändigen sollst."

„Nu, sag' ich doch, ich will's thun," versetzte Sancho; „ich will Euern Befehl in dem Stücke so heilig halten, als den lieben Sonntag."

Während dieses Gesprächs erschienen auf der Landstraße zwei Brüder Benedictiner, auf Maulthieren dahertrabend, die so groß wie Trampelthiere waren. Sie führten Beide Staubbrillen und Sonnenschirme. Hinter ihnen her kam eine Kutsche mit vier oder fünf Begleitern zu Pferd und zwei Maulthierjungen zu Fuße. In der Kutsche befand sich — wie sich nachher ergab — eine biscaische Dame, die nach Sevilla zu ihrem Gemahl wollte, der in einer großen Bedienung nach Indien zu gehen im Begriffe war. Die beiden Mönche gehörten aber nicht zu ihrem Gefolge, ungeachtet sie dieselbe Straße zogen. Kaum hatte sie Don Quixote entdeckt, so sprach er zu seinem Schildknappen: „Entweder irre ich mich gewaltig, oder hier stößt mir das berühmteste Abenteuer auf, das man je auf Erden sah. Gewiß sind jene zwei schwarze Gestalten ein paar Zauberer, die irgend eine geraubte Prinzessin in jener Kutsche entführen; drum ist nöthig, daß ich diesem Ungebühr nach Kräften steuere."

„Das wird noch schlimmer gehen, als mit den

Windmühlen," sprach Sancho. „Sehet wohl zu, gestrenger Herr! die Beiden sind ja hochwürdige Brüder von Sanct Benedict, und in der Kutsche sind irgend sonst andere Wandersleute. Ach! schaut doch ja wohl zu, sag' ich noch einmal, daß Euch der Böse nicht verblende."

„Ich habe dir's schon gesagt, Sancho," versetzte der Ritter, „daß du dich nicht auf Abenteuer verstehst; denn was ich dir sagte, ist wahr, und du wirst es zur Stunde erfahren." Hiermit rückte er einige Schritte voraus, stellte sich mitten in die Straße, wo die beiden Mönche herkamen, und da sie ihm so nahe waren, daß er von ihnen gehört zu werden glaubte, erhob er seine Stimme mächtig: „Verteufeltes, heilloses Volk! gebt augenblicklich frei und ledig die erlauchten Prinzessinnen, so ihr wider ihren Willen in dieser Kutsche entführet, oder macht euch gefaßt, den Tod zu empfangen als gerechte Züchtigung für eure bösen Werke."

Die ehrwürdigen Herren hielten ihre Maulthiere an, voll Staunens sowohl über die Gestalt, als die Anrede des Ritters. „Herr Ritter," antworteten sie, „wir sind weder verteufeltes noch heilloses Volk, sondern zwei Geistliche vom Orden Sanct Benedicts, ziehen unsere Straße und wissen nicht, ob in jener Kutsche genothdrängte Prinzessinnen sind oder nicht."

„Bei mir kommt ihr mit glatten Worten nicht davon; ich kenne euch treuloses Gezüchte schon!" schrie Don Quixote, gab, ohne weitere Gegenrede zu erwarten, dem Rozinante die Sporen, und rannte mit eingelegter Lanze so grimmig auf den einen Bruder los, daß, wenn dieser sich nicht augenblicklich selbst von seinem Maulthiere herabgeworfen hätte, er ihn ohne Barmherzigkeit schwer verwundet, wo nicht gar todt herabgestürzt haben würde. Der andere Ordensbruder, als er

seinem Gefährten so übel mitspielen sah, setzte seinem wohlgenährten Esel die Fersen wider den Wanst, und jagte schneller als der Wind über das Feld weg. Als Sancho den Mönch auf der Erde liegen sah, stieg er hurtig von seinem Esel ab, lief herzu und fing an ihn auszuziehen. Indeß kamen die Maulthiertreiber der beiden Mönche herzu und fragten Sancho, was er da mache?

„Ich nehme die Beute, die mir von Gott und Rechtswegen gehört, weil mein Herr Don Quixote das Treffen gewonnen hat,“ sprach Sancho. Die Burschen aber, die weder Spaß, noch was von Beute und Treffen verstanden, und Don Quixote schon ein Stück davon mit den Leuten bei der Kutsche im Gespräch begriffen sahen, packten den guten Sancho, warfen ihn zu Boden, traten ihn mit Füßen, rauften ihm alle Haare aus dem Barte und ließen ihn sinn- und athemlos auf der Erde ausgestreckt liegen. Ohne einen Augenblick zu säumen, stieg der geistliche Herr voll Furcht und Zittern und ohne ein Färbchen im Gesichte vom Boden auf und eilte, da er wieder beritten war, spornstreichs seinem Mitbruder nach, der in geziemender Entfernung auf der Lauer stand, um den Ausgang des Ueberfalls abzuwarten. Nun aber setzten sie, unbekümmert um den fernern Verlauf des Abenteuers, ihre Reise fort, und schlugen ein Kreuz über das andere, als wenn ihnen der Teufel schon hinten auf der Kutte säße.

Don Quixote unterhielt sich indeß, wie schon gesagt, folgendermaßen mit der Dame in der Kutsche: „Eure Schönheit, gnädige Frau, kann nun wieder über Dero Person verfügen, ganz nach eigenem Belieben, denn zu Boden gestreckt liegt durch diesen meinen tapfern Arm der Stolz Eurer Räuber; und damit Ihr nicht in peinlicher Ungewißheit

schwebet über den Namen Eures Befreiers, so wisset, daß ich Don Quixote von der Mancha bin, ein fahrender und abenteuernder Ritter und Gefangener der unvergleichlich schönen Herrin Dulcinea von Toboso, und zum Dank für solche Wohlthat verlange ich nichts Anderes, als daß Ihr umwendet nach Toboso und Euch vor dieser Herrin stellt in meinem Namen, um ihr zu melden, was mein tapferer Arm für Eure Befreiung gethan habe."

Diese Standrede unseres Redners hörte Einer aus dem berittenen Gefolge der Dame, ein Biscaier von Geburt. Als er sah, daß Don Quixote den Wagen nicht fortlassen wollte, sondern immer davon sprach, man müsse nach Toboso fahren, machte er sich an ihn, packte ihn bei der Lanze, und sagte in gebrochenem Castilianisch und noch schlechterem Biscaierwelsch zu ihm: „Pack dick, Ritter! oder geht's schlecht! bei Gott, der mir erschaffen, den Wagen gehn g'laßt, oder ick schlag dir maustodt, so wahr ick Biscaier sind." Don Quixote verstand ihn ganz wohl und versetzte gelassen: „Wärest du Ritter, so wie du's nicht bist, ich wollte dich bald etwas Anderes lehren, du elender Tropf."

„Ick nit Ritter seyn?" schrie der Biscaier; „ick schwören zu Gott, du lügen es wie ein Christenmensch. Wirf weg die Spieß und greif das Schwert, ick dir zeigen will, wie die Katz die Maus beißt. Biscaier auf die Erd, Edelmann auf das Meer, Edelmann vor die Teufel und erlogen is, wenn du anders sprecken."

„Ja, schauen sollst du es, rief einstens Agrages," sagte Don Quixote, warf die Lanze auf die Erde, zog das Schwert, faßte seine Tartsche und ging auf den Biscaier los, fest entschlossen, ihm den Garaus zu machen. So gern der Biscaier, der ihn so gegen sich kommen sah, auch abgestiegen

wäre, so konnte er doch, weil er nur einen Miethesel hatte, auf den sich nicht zu verlassen war, in der Eile nichts weiter thun, als seinen Degen ziehen. Zum Glück war er hart am Wagen, aus dem er ein Polster ergreifen konnte, das ihm zum Schild diente, und stracks waren sie über einander her, als wären sie zwei Todfeinde gewesen. Die Andern suchten sie auseinander zu bringen, aber das war unmöglich; denn der zornige Biscaier schwor in seinem Kauderwelsch, wenn sie ihn nicht gehen und seinen Handel ausfechten ließen, so wollt' er seine gnädige Frau und Alle, die sich ihm widersetzten, umbringen. Die gute Dame im Wagen, erstaunt und erschrocken über das, was vorging, ließ den Kutscher ein wenig bei Seite fahren, und sah von fern dem gewaltigen Kampfe zu. Ehe man sich's versah, versetzte der Biscaier dem Don Quixote einen so mächtigen Hieb über die eine Schulter zu oberst der Tartsche, daß er ihn, wenn diese ihn nicht bedeckte, bis auf den Hosenbund gespalten hätte.

Don Quixote, als er das Gewicht dieses Streiches fühlte, schrie laut auf: „O Gebieterin meiner Seele, Dulcinea, Blume der Schönheit, kommt Eurem Ritter zu Hülfe, der um Euretwillen sich in diesem schweren Strauß befindet." Dies sagen, das Schwert hoch schwingen, die Tartsche vorwerfen und auf den Biscaier losstürzen war Eins: denn auf diesen einzigen Streich sollte Alles ankommen. Der Biscaier, der ihn so auf sich eindringen sah, merkte wohl, daß sein Feind Muth habe und beschloß, ihn mit nicht minderem zu empfangen. Er bedeckte sich also bestmöglichst mit seinem Polster, seinen Maulesel aber konnte er weder kehren noch wenden, weil er, theils vor Müdigkeit, theils solcher Kurzweil ungewohnt, keinen Schritt mehr gehen wollte.

So ging nun, wie gesagt, unser Ritter mit hochgeschwungenem Schwerte auf den Biscaier los, fest entschlossen, ihn mitten entzwei zu hauen; der Biscaier erwartete ihn mit nicht minder gehobenem Schwerte und wohl gepolstert, und alle Zuschauer standen in banger Erwartung da, wie beide so gewaltige Streiche, die unsere Kämpfer sich drohten, fallen würden. Die arme Dame in der Kutsche und ihre Zofe thaten allen Wunderbildern, Gotteshäusern und Kapellen in Spanien tausend Gelübde, daß der barmherzige Gott sie und den guten Stallmeister aus der schrecklichen Gefahr retten möge.

Aber Jammer und Schade ist's, daß gerade hier der Verfasser dieser Geschichte abbricht, den unerhörten Kampf unvollendet schweben läßt und sich damit entschuldigt, er habe nichts weiter von den Thaten Don Quixote's aufgezeichnet gefunden, als was er bisher erzählt. Indeß konnte sich der Herausgeber dieses Werkleins nicht überreden, daß eine so merkwürdige Geschichte in Vergessenheit begraben seyn, und sich in den Schränken und Archiven wißbegieriger und gelehrter Männer aus der Mancha nicht noch einige Papiere finden sollten, die von diesem berühmten Ritter handelten. In dem Gedanken verzweifelte er nicht, noch immer einmal das Ende dieser anmuthigen Geschichte zu finden. Es glückte ihm auch mit Gunst des Himmels, den großen Fund zu thun. Wie? wird das Folgende sagen.

Zweites Buch.

Neuntes Kapitel.

Beschluß des denkwürdigen Kampfes zwischen dem heldenmüthigen Biscaier und dem mannhaften Junker von der Mancha.

Nachdem wir gehört hatten, wie der muthige Biscaier und Don Quixote im Begriff waren, mit hochgeschwungenen Klingen zwei Streiche zu führen, die, wenn sie voll trafen, Beide von oben bis unten wie Granatäpfel würden gespalten haben, brach im entscheidenden Augenblick die Historie ab. So begierig ich den Anfang gelesen hatte, so schnell ging mein Vergnügen in Mißvergnügen über, wenn ich an den weiten Weg dachte, den ich würde durchlaufen müssen, um den Rest jener Geschichte ausfindig zu machen. Es schien mir unmöglich, daß ein so wackerer Ritter nicht einen Weisen sollte gefunden haben, der seine nie gesehenen Thaten aufgezeichnet hätte; hat es doch keinem der irrenden Ritter an einem oder ein paar Weisen gemangelt, die sogar seine geheimsten Gedanken und Kindereien ausmalten. Ich warf lieber die Schuld auf die Bosheit der Alles verschlingenden Zeit, erwog jedoch andrerseits, daß unter unsers Ritters Büchern so neue, als die Arzenei der Eifersucht, die Nymphen und Schäfer von Enares, sich gefunden hatten, daß sonach seine Geschichte auch nicht so gar alt seyn könne, sondern,

falls sie aufgezeichnet wäre, noch im Andenken der Leute des Dorfes und der Nachbarschaft leben müsse. Dieser Gedanke machte mich begierig, unsers Spaniers Leben rein und gründlich zu erfahren, zumal da er der Erste war, der, in unsern so bösen und trostlosen Zeitläuften, sich einem so mühseligen Amte unterzog, um allem Ungebühr zu steuern, um Wittwen zu helfen und Jungfrauen zu schützen; sonderlich die, so auf ihren Zeltern mit der Reitpeitsche in der Hand und mit ihrer Jungferschaft zur Seite von Berg zu Berg, von Thal zu Thal zogen, und wenn nicht irgend ein Buschklepper oder Bauerlümmel mit Streitaxt und Pickelhaube, oder ein ungeschlachter Riese den Zwinger ihrer Jungfernschaft im Sturmschritt einnahm, vor Zeiten oft nach achtzig Jahren noch, in welchen sie keine einzige Nacht unter einem Dache geschlafen hatten, so rein und unbefleckt zu Grabe getragen wurden, als die Mütter, die sie geboren. Dieser und vieler andern Rücksichten wegen find' ich unsern wackern Ritter eines ewigen und unvergeßlichen Lobes werth. Auch mein Fleiß und meine Mühe, so ich auf Entdeckung dieser merkwürdigen Geschichte wandte, ist nicht minder Ehren und Dankes werth, ungeachtet ich wohl weiß, daß, wenn Himmel, Glück und Zufall mir nicht beigestanden, die Welt dennoch das Vergnügen von einem paar Stunden und der andächtige Leser manchen Zeitvertreib hätte entbehren müssen. — Mit meinem Funde ging's folgendergestalt zu.

Ich war einmal auf der Alcana [1] zu Toledo; da kam ein Junge und brachte einem Seidenhändler verschiedene alte Papiere zu verkaufen. Ich, der ich überaus gern Alles lese, was mir unter die Augen kömmt, und sollt' ich sogar ein

[1] Der Krämerplatz der genannten Stadt.

I. Seite 86.

zerrissenes Papier auf der Gasse aufheben müssen, nahm, vermöge meines natürlichen Hanges, ein Blatt von den alten Papieren des Jungen, und sah, daß es arabische Handschrift war, wie mir's schien. Die Schrift kannt' ich nun zwar, sie zu lesen aber war ich nicht im Stande. Ich sah mich also auf dem Platze nach einem spanischen Mohren um, der mir's erklärte. Es wurde mir nicht schwer, einen solchen Dolmetsch zu finden, denn ich hätte wohl für eine bessere und ältere Sprache hier welche angetroffen.[1] Kurz, das Glück führte mir einen zu, den ich drum bat, indem ich ihm das Buch gab. Er schlug es mitten auf, las ein wenig und fing an zu lachen. „Was lacht Ihr?" fragt' ich ihn. „Ueber eine Anmerkung," sagte er, „die ich da auf dem Rande geschrieben finde." Ich bat ihn, er sollte sie mir mittheilen. Er that es und las mir unter beständigem Lachen Folgendes: „Diese Dulcinea von Toboso, deren zum öftern in dieser Historie gedacht wird, soll die fertigste Faust unter allen Weibern von der Mancha gehabt haben, um Schweinefleisch einzusalzen."

Der Name Dulcinea von Toboso machte mich betroffen, und gleich kam mir der Gedanke, dieses alte Manuscript könnte wohl gar die Geschichte Don Quixote's enthalten. In dieser Meinung bat ich ihn, mir den Anfang zu lesen; er that es, übersetzte mir gleich das Arabische in's Spanische, und da hörte ich den Titel: Historia Don Quixote's von der Mancha, beschrieben durch Cid-Hamet-Ben-Engeli,[2]

[1] Das heißt einen Juden.

[2] Cervantes folgte dem Geschmacke jener Zeit, indem er seinen Don Quixote von einem Mohren verfaßt seyn läßt. Uebrigens versteckte er unter dem Namen Ben-Engeli seinen eignen. Denn Engeli ist ein arabisches Beiwort, dessen Wurzel Iggel (Hirsch) bedeutet, gerade wie Cervantes das Wort ciervo (Hirsch) zur Wurzel hat.

arabischen Geschichtschreiber. Ich hatte Mühe, die Freude zu verbergen, welche dieser Titel mir verursachte. Ich riß dem Seidenhändler alle diese Papiere wieder aus den Händen, und kaufte dem Jungen den ganzen Pack um einen halben Real ab, da er wohl sechs von mir hätte bekommen können, wenn er klug gewesen wäre und gemerkt hätte, wie viel mir daran gelegen war. Drauf ging ich eilends mit meinem Mohren in den Kreuzgang der Hauptkirche und bat ihn dringend, er möchte mir Alles, was in diesen Papieren von Don Quixote handle, ohne etwas davon oder dazu zu thun, in's Spanische übersetzen; für seine Arbeit woll' ich ihm geben, was er verlange. Er verlangte einen halben Centner Rosinen und zween Scheffel Weizen. Wir wurden Handels einig und er versprach mir gut, treu und pünktlich zu übersetzen; ich aber, um ihm das Werk zu erleichtern und meinen Schatz nicht aus den Händen zu lassen, nahm ihn zu mir in's Haus, und in weniger als anderthalb Monaten übersetzte er Alles, so wie folgt:

Gleich auf dem ersten Blatte befand sich ein sehr treues Gemälde des harten Treffens zwischen Don Quixote und dem Biscaier. Beide standen noch in der nämlichen Stellung, wie die Geschichte oben sagte, mit emporgehobenen Schwertern: der Eine mit der Tartsche, der Andere mit seinem Polster bedeckt, und der Maulesel des Biscaiers war so trefflich nach dem Leben abconterfeiet, daß man ihn auf Büchsenschußweite schon für einen Miethesel erkannte. Zu den Füßen des Biscaiers stand geschrieben: Don Sancho de Azpetia, was vermuthlich sein Name war, und unter Rozinante stand: Don Quixote. Rozinante's Conterfei war überaus kunstreich; er war so lang, so dünn, so welk, hatte einen so spitzigen Rückgrat und so schwindsüchtiges Aussehen, daß

man gleich auf den ersten Blick sah, wie wohlbedächtig und wahr man ihn also genannt hatte. Ihm zur Seite stand Sancho Pansa,[1] seinen Esel bei dem Halfter haltend; zwischen den Beinen hatte er einen Zettel, worauf Sancho Sancas[2] stand, vermuthlich weil er, wie die Figur zeigte, einen derben Wanst, kurzen Wuchs und ein plumpes Untergestell hatte. Beide Namen, Pansa und Sancas, müssen ihm also mit Recht zustehen, wie denn auch in der Folge dieser Geschichte unter beiden seiner etliche Mal gedacht wird. Einige andere Kleinigkeiten könnt' ich noch dabei anmerken, aber sie sind von keiner Erheblichkeit, und tragen zur Bestätigung der Wahrheit dieser Geschichte gar nichts bei; denn allerdings ist nichts ohne Bedeutung, wenn es dazu dient, die Wahrheit herauszustellen.

Wollte man gegen die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte irgend einen Zweifel erheben, so könnte es einzig aus dem Grund geschehen, weil sie einen Araber zum Verfasser hat, welcher Nation das Lügen wie angeboren ist; wenn man aber wieder bedenkt, daß sie unsere Feinde sind, so sieht man, daß er den Ruhm unsers Ritters eher vermindert als übertrieben haben würde. Und dies, glaub' ich, hat er auch wirklich gethan; denn an manchen Stellen, die er mit recht vollströmendem Lob unsers guten Ritters hätte auszeichnen können und sollen, scheint er geflissentlich zu schweigen: ein höchst unbilliges Verfahren von einem Geschichtschreiber, der, pünktlich, unparteiisch und ohne alle Leidenschaft, sich weder durch Eigennutz noch Furcht, weder durch Haß noch Gunst vom Wege der Wahrheit ableiten lassen sollte, deren Mutter

[1] Dickbauch.

[2] Latschbein.

die Geschichte ist, diese Nebenbuhlerin der Zeit, Aufbewahrerin aller Thaten, Zeugin der Vergangenheit, Lehrerin der Gegenwart, Prophetin der Zukunft.

Was gegenwärtige Geschichte betrifft, so weiß ich gewiß, daß Jeder so viel Angenehmes wird finden können, als sich nur wünschen läßt. Fehlt ihr etwas Gutes, so fällt die Schuld davon nicht auf den Gegenstand, sondern auf den Hund von Verfasser.[1] Kurz, das zweite Buch unserer Geschichte hebt nach der Uebersetzung des Mohren folgendermaßen an:

So standen nun mit grimmigen Gesichtern und emporgehobenen Schwertern beide tapfere und zornige Kämpfer gegen einander, und schienen mit ihren Streichen Himmel, Erde und Hölle zu drohen. Der Erste, der den seinigen führte, war der zornmüthige Biscaier, und zwar mit solcher Stärke und Wuth, daß, hätte sich ihm nicht das Schwert im Schwunge gedreht, dieser einzige Streich hinreichend gewesen wäre, dem hitzigen Kampf und allen Abenteuern unsers guten Ritters ein Ende zu machen. Allein das Glück, welches diesen zu noch größern Dingen aufbewahrte, drehte das Schwert des Gegners so, daß es, ungeachtet es ihm die linke Schulter traf, doch weiter keinen großen Schaden that, sondern ihm nur diese ganze Seite entwaffnete und unterwegs ein großes Stück Helm und das halbe Ohr wegnahm, welches alles zusammen zu den Füßen des übel zugerichteten Ritters gar jämmerlich zur Erde fiel.

Hilf Himmel, wer kann die Wuth und das Toben beschreiben, in welche der Held von der Mancha ausbrach, als er sich dergestalt mißhandelt sah! Ich kann nur soviel davon

[1] Die Spanier und die Mohren nannten sich gegenseitig „Hunde“.

sagen, daß er sich auf's Neue in den Bügeln erhob, das Schwert in beide Fäuste nahm und dem Biscaier einen so grimmigen Hieb über Polster und Kopf versetzte, daß es, ohngeachtet er hier ganz gut bedeckt war, ihm nicht anders dünkte, als käme ein Bergsturz über ihn her. Das Blut schoß ihm aus Nase, Maul und Ohren; er wankte, als wollt' er vom Esel herabfallen, und sicher würde es auch geschehen seyn, wenn er ihn nicht schleunig um den Hals gefaßt hätte; aber dessenungeachtet verlor er die Bügel, die Arme gingen ihm los, das Thier wurde von dem schrecklichen Hiebe scheu, ging durch und warf in wenigen Sprüngen seinen Herrn auf die Erde. Don Quixote schaute gelassen zu, da er aber seinen Feind fallen sah, sprang er von seinem Rosse, lief eilends zu ihm, setzte ihm die Spitze seines Schwertes auf's Gesicht und schrie: „Ergieb dich, oder ich haue dir den Kopf ab!“

Der Biscaier lag so ganz ohne Sinnen da, daß er kein Wort sprechen konnte; und gewiß würde es ihm schlimm ergangen seyn, — denn Don Quixote war blind vor Zorn, — wären nicht die Frauenzimmer aus der Kutsche, die bisher den Kampf mit Schrecken angesehen hatten, auf ihn zugegangen, um sich die besondere Gunst und Gnade von ihm zu erbitten, daß er ihrem Stallmeister das Leben schenken möchte. Don Quixote antwortete hierauf mit vieler Gravität: „Eure Bitten, schöne Damen, bin ich euch zu gewähren bereit, jedoch mit dem einzigen Begehren, daß dieser mir angelobe, nach dem Orte Toboso zu gehen und sich von meinetwegen der unvergleichlichen Herrin Dulcinea zu stellen, damit solche mit ihm ihres eigenen Willens und Gefallens schalte.“ Die erschrockene und trostlose Dame versprach, ohne sich auf Don Quixote's Forderung weiter einzulassen,

und ohne zu fragen, wer diese Dulcinea sey, Alles unbedenklich im Namen ihres Stallmeisters. „Wohlan," sprach Don Quixote, „auf dies Euer gegebenes Wort will ich ihm weiter kein Leid zufügen, ohngeachtet er es wohl um mich verdient hätte."

Zehntes Kapitel.

Ein Gespräch zwischen Don Quixote und seinem treuen Schildknappen Sancho Pansa.

Indessen hatte sich der von den Maulthiertreibern der Mönche wohlzerdroschene Sancho Pansa wieder aufgerafft, dem Treffen seines Herrn Don Quixote zugeschaut und gebetet, Gott wolle doch seinem Herrn den Sieg verleihen und ihn dabei eine Insel gewinnen lassen, zu deren Statthalter ihn sein Herr versprochnermaßen machen würde. Als er merkte, daß der Handel abgethan war und sein Herr wieder aufsteigen wollte, lief er eiligst zu, ihm den Steigbügel zu halten, warf sich aber, ehe er ihn noch aufsteigen ließ, vor ihm auf die Knie, küßte ihm die Hand und sprach: „Gestrenger Herr Don Quixote! möchten doch nun Euer Gnaden geruhen, mir das Regiment der in diesem harten Kampf gewonnenen Insel zu geben: denn ich fühle mich, sie mag so groß seyn als sie will, fähig und stark, sie so gut zu regieren, als sonst Einer, der irgend in der Welt Inseln regiert."

„Du sollst wissen, Freund Sancho," sprach Don Quixote, „daß dies und dergleichen keine Insel-Abenteuer sind; dies

sind nur Straßengefechte, wo man nichts weiter als ein paar Löcher im Kopf und ein Ohr weniger davonbringt. Habe nur Geduld, es werden schon noch Abenteuer kommen, vermittelst deren ich dich nicht allein zum Statthalter, sondern vielleicht noch zu etwas Besserem werde machen können.“ Sancho war hiemit höchlich zufrieden, küßte ihm nochmals die Hand und den Saum des Panzerhemdes, half ihm wieder auf den Rozinante, und zog seinem Herrn nach, der, ohne sich weiter mit den Leuten von der Kutsche abzugeben, geradewegs in ein nächstliegendes Holz ritt. Sancho eilte ihm im schärfsten Eselstrabe nach, aber Rozinante war so gut im Zuge, daß er sich weit zurücksah und endlich seinem Herrn nachschreien mußte, er möchte ihn doch erwarten. Don Quixote zog seinem Rozinante den Zügel an und erwartete den müden Schildknappen.

„Gestrenger Herr,“ sprach dieser zu ihm, als er ihn wieder eingeholt hatte, „gestrenger Herr, ich dächte, wir thäten wohl, wenn wir in irgend eine Kirche flüchteten; denn der arme Teufel, mit dem Ihr's zu thun hattet, ist häßlich zugerichtet, und da könnt's leicht kommen, daß sie's der heiligen Hermandad [1] anzeigten, und die uns beim Kopfe nähm'. Und wenn sie uns einmal hat, müssen wir schon die besten Haare aus dem Pelz lassen, eh' wir wieder loskommen.“

„Schweig'!“ sprach Don Quixote. „Wo hast du jemals gehört oder gelesen, daß man einen fahrenden Ritter, wenn er auch noch so viele qualificirte Todschläge begangen, vor Gericht gezogen hätte?“

[1] La santa Hermandad, oder die heilige Brüderschaft, ist ein Corps berittener Polizeibedienten, deren Geschäft es ist, beständig das ganze Königreich zu durchstreifen, Land und Straßen vor Räubern und dergleichen Gesindel rein zu halten und anderem Unfug zu wehren.

„Canaillisirte? Meiner Treu', darauf hab' ich mich in meinem Leben nicht eingelassen," sprach Sancho; „aber das weiß ich wohl, daß die heilige Hermandad sich mit denen zu schaffen macht, die auf freiem Felde raufen und balgen: um's Uebrige bekümmere ich mich nicht."

„Ist auch nicht nöthig, Freund Sancho," sprach Don Quixote. „Ich wollte dich wohl aus den Klauen der Chaldäer reißen, geschweige denn aus der Gewalt der Hermandad. Aber sag' mir auf dein Leben und dein Gewissen, hast du je in der ganzen Welt, so weit sie entdeckt ist, einen so tapfern Ritter gesehen, als mich? Hast du je in den Geschichten von einem Helden gelesen, der mehr Kühnheit im Angriff, bessern Athem im Aushalten, größere Geschicklichkeit im Fechten, größere Wuth im Absatteln des Feindes beweist oder bewiesen hätte, als ich?"

„Die Wahrheit zu sagen, gestrenger Herr," antwortete Sancho, „ich habe mein Tage dergleichen Historien nicht gelesen, weil ich überhaupt weder lesen noch schreiben kann; aber das kann ich wohl beschwören, daß ich Zeit meines Lebens keinem so verwegenen Herrn gedient habe, als Euer Gestrengen. Gott gebe nur, daß Euch's nicht so bezahlt wird, wie ich sagte. Aber, um was ich jetzt Euer Gestrengen bitten wollte, ist, daß Ihr Euch verbinden laßt: denn Euer Ohr blutet arg und ich habe Heftfaden und etwas Wundsalbe im Schnappsack."

„Alles dies hätten wir nicht nöthig," sprach Don Quixote, „wenn mir's nur eingefallen wäre, eine Flasche Balsam des Fierabras [1] zu machen. Mit einem einzigen Tropfen davon

[1] Fierabras war ein heidnischer Riese, — erzählt die Geschichte Karls des Großen, — König von Alexandrien und Sohn des weltberühmten Admirals Balan, des Eroberers von Rom und Jerusalem. In arger Feindschaft stand er mit Olivier, der ihm tödtliche Wunden beibrachte. Aber

könnten wir jetzt Zeit und Arzeneien ersparen." — „Ei!" fiel Sancho ein, „was ist denn das für eine Flasche und ein Balsam, gestrenger Herr?" — „Es ist ein Balsam, davon ich das Recept im Kopfe habe," antwortete Don Quixote; „ein Balsam, mit dem man sich nicht vor dem Tode zu scheuen hat, noch befürchten darf, an einer Wunde zu sterben. Ich werde ihn machen und dir in Verwahrung geben. Siehst du nun, daß ich etwa in einem Kampfe mitten von einander gehauen werde (wie es denn oft zu geschehen pflegt), so hast du weiter nichts zu thun, als die eine Hälfte von mir, die herab zur Erde fällt, sanft aufzuheben und sie, ehe das Blut gerinnt, fein säuberlich an die andere zu fügen, die noch im Sattel sitzt, und ja wohl zuzusehen, daß Alles richtig an einander passet. Drauf gibst du mir nur zween Schlücke von gedachtem Balsam, und gleich wirst du mich wieder so frisch und ganz sehen, wie einen Apfel."

„Wenn das ist," sprach Sancho, „so entsag' ich auf der Stelle der Statthalterschaft und der versprochenen Insel, und verlange Nichts von Euer Gestrengen zum Lohn meiner treuen Dienste, als das Recept dieses Wunderbalsams; denn ich denke so bei mir, daß die Unze davon allenthalten ihre zwölf Batzen werth seyn muß, und mehr brauch' ich nicht, mein Leben ehrlich und ruhig zuzubringen. Aber, sagt mir doch, kostet er denn auch viel zu machen?" — „Du kannst für beiläufig achtzehn Batzen ein halb Ohm davon bereiten," antwortete Don Quixote. — „Daß dich alle Tausend!" versetzte Sancho; „worauf wartet Ihr denn noch, gestrenger Herr, daß Ihr ihn nicht gleich machet und mir's auch

Fierabras starb nicht daran, denn er trank von dem Wunderbalsam, den er in zwei kleinen Fäßchen mit sich führte, welche er bei der Eroberung von Jerusalem gewonnen hatte.

weiset?“ — „Stille nur, Freund!“ antwortete Don Quixote; „ich denke dir noch größere Geheimnisse mitzutheilen und noch größere Belohnungen dir angedeihen zu lassen. Für jetzt wollen wir uns nur heilen, denn mein Ohr schmerzt mich mehr als mir lieb ist.“

Sancho holte Faden und Salbe aus dem Schnappsacke, Don Quixote aber, als er den Schaden an seinem Helme sah, wollte fast von Sinnen kommen. Er legte die Hand an's Schwert, hob die Augen gen Himmel und sprach: „Ich schwöre bei dem Schöpfer aller Dinge und bei den heiligen vier Evangelisten, wo sie mit der gröbsten Schrift gedruckt stehen, solang ich mich nicht an dem, der mir diesen Schimpf angethan, vollkommen gerächt habe, ein Leben zu führen wie der Marquese von Mantua, als er schwur, den Tod seines Vetters Balduin zu rächen, und nicht eher sein Brod auf einem Tischtuche zu essen, noch sich mit seiner Frau zu vergnügen, noch andere Dinge mehr zu thun, deren ich mich zwar jetzt nicht mehr erinnere, die ich aber in meinem Eide ausdrücklich mitbegriffen wissen will.“

Wie Sancho den Schwur hörte, sprach er: „Gestrenger Herr Don Quixote, bedenket doch, daß, wenn der Ritter Euern Befehl befolgt und sich dem gnädigen Fräulein Dulcinea von Toboso stellt, er seine Pflicht und Gebühr erfüllt hat und weiter keine Strafe verdient, als bis er wieder auf's Neue was verbricht.“

„Wohl gesprochen,“ antwortete Don Quixote. „Ich widerrufe daher meinen Eid, was meine neue Rache anbelangt; bestätige und wiederhole ihn aber, ein Leben, wie obgedacht, zu führen, solang, bis ich einem Ritter einen andern Helm, von gleicher Güte, mit gewaffneter Hand abnehme. Und glaube nicht, Sancho, daß dies von mir nur

so in den Wind geredet ist: nein, ich weiß schon, wem ich hierin nachahmen soll; denn alles dies begab sich buchstäblich so mit Mambrins Helme, der dem Sacripant so theuer zu stehen kam."[1]

„Ei, zum Teufel mit solchen Eiden, gestrenger Herr," versetzte Sancho; „sie schaden einem an der ewigen Seligkeit und beschweren das Gewissen. Denn seht, was sollen wir thun, wenn wir nun viele Tage lang keinen Menschen mit einem Helm antreffen? Unsern Schwur halten, mit so viel Ungemach und Mühseligkeiten, in Kleidern und unter keinem Dache schlafen, und tausend andere Buße leiden, die in dem Eide des alten Narren von Mantua stehet, den Euer Gestrengen wieder aufwärmen will? Bedenkt doch nur, daß auf allen den Straßen keine geharnischten Männer, sondern lauter Fuhrleute und Kärrner ziehen, die nicht nur keine Helme tragen, sondern auch vielleicht ihr Lebtage kein Wort davon gehört haben."

„Hierin irrst du dich," sprach Don Quixote; „denn wir werden nicht zwo Stunden auf diesen Kreuzwegen ziehen, so werden wir mehr gewaffnete Leute antreffen, als sich vor Albraca versammelten, die schöne Angelica zu erobern."[2]

„Nu, meinethalben sey's so," sprach Sancho; „der liebe Gott gebe nur, daß es uns gut gehe, und daß die Zeit bald komme, da wir die Insel gewinnen, um die ich so viel ausstehen muß, und darnach will ich gerne sterben."

„Ich habe dir's schon gesagt, Sancho," versetzte Don Quixote, „du sollst dich nicht darum grämen; denn wenn's

[1] Ariosto, rasender Roland, Gesang XVIII. V. 161

[2] In Bojardos verliebtem Roland belagert Agrican, König der Tartaren, die Stadt Albraca mit einem Heere von zwei Millionen Soldaten, welche einen Raum von vier Meilen bedeckten.

auch mit der Insel schief ginge, so ist doch das Königreich Dänemark noch da, oder das von Sobradisa,[1] die dir so wohl anstehen werden, als ein Ring der Braut, und dir um so viel lieber seyn müssen, weil beide auf dem Festlande liegen. Jedoch überlassen wir dies der Zeit. Jetzt sieh nur, ob du was zu essen für uns in deinem Schnappsacke hast, damit wir hernach ein Kastell aufsuchen, wo wir unser Nachtlager halten und den Balsam zubereiten können, von dem ich sagte; denn, bei Gott! das Ohr schmerzt mich gewaltig."

„Da hab' ich eine Zwiebel, ein Stückchen Käse und etliche Brocken Brod, aber das ist kein Essen für einen so tapfern Ritter, wie Euer Gestrengen," sprach Sancho.

„Das verstehst du schlecht, lieber Sancho," antwortete Don Quixote; „ich sage dir, daß sich's die fahrenden Ritter zum Ruhm achteten, oft in einem ganzen Monate nicht einen Bissen zu essen; und aßen sie ja etwas, so war's, was ihnen eben vor die Hand kam. Gewiß würdest du hieran nicht zweifeln, hättest du so viele Geschichten gelesen, als ich; denn so viele deren es sind, hab' ich doch in keiner einzigen gefunden, daß fahrende Ritter je anders gegessen hätten, als wie's etwa der Zufall gab, oder dann und wann auch ein prächtiges Gastmahl, das ihnen zu Ehren veranstaltet ward. Die andern Tage brachten sie mit süßen Gedanken zu. Und, ungeachtet sich leicht begreifen läßt, daß sie nicht ganz ohne Essen und andere natürliche Bedürfnisse bestehen konnten, so berechtigt doch hinwiederum ihre Lebensart, da sie beständig durch Feld und Wald und ohne Koch zogen, zu dem Schlusse, daß Bauernkost, wie du mir da anbietest, ihre gewöhnliche Speise war. Kümmre dich also nicht, Freund Sancho, über

[1] Ein Königreich, das zwar auf keiner Karte, wohl aber im Amadis von Gallia vorkommt.

meinen Geschmack, noch wolle du die Welt umkehren und die fahrende Ritterschaft aus ihren Angeln heben."

„Haltet mir's nicht für ungut, gestrenger Herr!" sprach Sancho; „da ich weder schreiben noch lesen kann, wie gesagt, so hab'ich mich auch nicht um Ritterschaftsregeln bekümmern können. Aber wenn's das ist, so will ich meinen Schnappsack für Euer Gestrengen, als einen Ritter, von nun an mit trockenem Obst, für mich aber, der ich's nicht bin, mit andern Kleinigkeiten stopfen, die recht in's Gewicht fallen."

„Ich sage darum nicht," versetzte Don Quixote, „daß die fahrenden Ritter gezwungen waren, nichts als trockene Früchte zu essen, sondern nur, daß sie sich gewöhnlich davon nährten, wie auch von einigen Feldkräutern, die sie kannten und die ich auch weiß."

„Ei, es ist gar fein, solche Kräuter zu kennen," sprach Sancho; „und ich denke immer, wir werden auch wohl einmal die Kunst brauchen können." Damit holte er heraus, was er bei sich hatte, und Beide aßen in gutem Frieden und Verständniß. In Hoffnung, noch eine Herberge zu finden, endigten sie sehr bald ihr kleines trockenes Mahl, saßen wieder auf und eilten, wo möglich noch vor Nacht in ein Dorf zu kommen. Allein die Sonne ging ihnen unter und mit ihr die Hoffnung, ihr Verlangen erfüllt zu sehen. Sie waren eben bei einigen Hütten, die Ziegenhirten gehörten, und beschlossen, die Nacht hier zuzubringen. So unmuthig auch Sancho war, daß sie kein Dorf erreicht hatten, so vergnügt war hingegen sein Herr, unter freiem Himmel zu ruhen; denn jede so zugebrachte Nacht dünkte ihm ein neues Bekräftigungssiegel seiner Rittersmatrikel.

Elftes Kapitel.

Was dem Ritter mit einigen Ziegenhirten begegnete.

Nach einem sehr freundlichen Empfang von Seiten der Ziegenhirten beschickte Sancho den Rozinante und auch sein Thierlein so gut es eben ging, und zog dem Geruche von einigen Stücken Ziegenfleisch nach, die in einem Kessel am Feuer kochten. Er war schon im Begriff zu untersuchen, ob sie wohl gar genug seyn möchten, um sich aus dem Kessel in seinen Bauch versetzen zu lassen, aber er wurde gestört, denn die Ziegenhirten hoben den Kessel vom Feuer, breiteten einige Schaffelle auf die Erde, machten ihre ländliche Tafel in großer Eile zurecht und baten ihre beiden Gäste mit herzlichem Gutmeinen, mit dem, was da sey, vorlieb zu nehmen. Sie lagerten sich, sechs an der Zahl, alle zu dieser Heerde gehörig, rings um die Schaffelle her, nachdem sie zuvor Don Quixote mit bäurischer Höflichkeit ersucht hatten, sich auf einen umgestürzten Trog niederzulassen. Der Ritter setzte sich, Sancho aber blieb stehen, seinem Herrn den hörnernen Becher vollzuschenken.

Da ihn nun Don Quixote stehen sah, sprach er zu ihm: „Damit du siehst, Sancho, wie viel Gutes die fahrende Ritterschaft in sich schließe, und wie jeder in ihrem Dienst Beflissene so nahe daran ist, vor der Welt zu Ehren und Ansehen zu kommen, so will ich, daß du dich her an meine Seite setzest, in Gesellschaft dieser guten Leute, und unerachtet ich dein Herr und Gebieter bin, mir vollkommen gleich seyest, mit mir aus einer Schüssel essest und aus einem Becher trinkest; denn von der fahrenden Ritterschaft kann man eben wie von der Liebe sagen: sie macht Alles gleich."

„Großen Dank, gestrenger Herr!“ sprach Sancho. „Aber Ihr müßt wissen, daß, wenn ich nur sonst was Gutes zu essen habe, mir's auf meinen beiden Beinen und für mich ganz allein eben so gut und besser schmeckt, als wenn ich neben einem Kaiser säße. Ja, wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, so schmeckt mir eine Zwiebel und ein Stück Brod in einem Winkel, und ohne viel Kratzfüße und Reverenz, zehnmal besser, als ein Truthahn an großen Tafeln, wo ich fein langsam kauen, nur ein Fingerhütchen voll trinken und mich fein oft wischen muß, nicht husten, nicht nießen, wenn mir's ankömmt, noch andre Sachen thun darf, die mir meine Freiheit und mein Winkel erlaubt. Ich wollte also wohl, daß Euer Gestrengen die Ehre, die Ihr mir als einem Diener und Mitgenossen der fahrenden Ritterschaft, wie ich denn als Euer Schildknappe wirklich bin, anzuthun gedenkt, in etwas Andres verwandelten, so mir ersprießlicher und einträglicher wäre; denn was die Ehre anbelangt, so nehme ich sie für empfangen an, verzichte aber darauf von nun an bis in Ewigkeit.“

„Nichtsdestoweniger sollst du dich hieher setzen; denn wer sich selbst erniedrigt, den erhöhet Gott,“ sprach Don Quixote, und zugleich nahm er ihn beim Arme und zog ihn neben sich nieder. Die Ziegenhirten verstanden natürlich das Kauderwelsch von Schildknappen und fahrenden Rittern nicht, sondern aßen, schwiegen und sahen mit Verwunderung zu, wie ihre Gäste gar zierlich und emsig faustgroße Bissen hinunterschoben. Das Fleisch war verzehrt, und nun schütteten sie einen Haufen trockene Eicheln [1] auf die Felle, und setzten dazu einen halben Käselaib auf, der hart wie ein

[1] Cervantes meinte die Frucht der Speiseiche, die einen den Kastanien ähnlichen Geschmack hat.

Stein war. Indessen feierte auch der Hornbecher nicht; denn er ging bald voll, bald leer, wie die Eimer an einem Schöpfbrunnen, so fleißig herum, daß bald einer von den zwei vorräthigen Schläuchen geleert war. Don Quixote aber, nachdem er sich satt gegessen, nahm eine Hand voll Eicheln, betrachtete sie aufmerksam, und begann folgende Rede:

„O selige Zeit! glückliches Weltalter! du, von den Alten golden genannt, nicht weil man das in unsrer eisernen Zeit so begehrte, so geliebte Gold in dir ohne Mühe erwarb, sondern weil die Menschen, die damals lebten, jene zwei Worte „mein" und „dein" nicht kannten. Alles war in jenen heiligen Jahrhunderten gemein. Niemand bedurfte zu seiner gewöhnlichen Nahrung mehr Arbeit, als die Hand auszustrecken und seine Speise von den starken Eichen zu brechen, die Jedermann freigebig mit ihrer süßen Frucht zum Mahl einluden. Klare Quellen und hüpfende Bäche boten dem Durstigen wohlschmeckendes krystallhelles Wasser in reichster Menge dar. In Felsenrissen und hohlen Bäumen bauten die sorgsamen und weisen Bienen ihren Staat und theilten uneigennützig mit Jedermann den reichen Ertrag ihrer süßen Arbeit. Die starken Korkbäume gaben gutwillig ihre breiten, leichten Rinden her, womit man die ersten auf unbehauenem Pfahlwerk ruhenden Hütten bedeckte, deren einziger Zweck war, den Bewohner vor Ungewitter zu schützen. Alles war damals Friede, Alles Freundschaft, Alles Eintracht! Noch hatte das schneidende Eisen des gekrümmten Pfluges nicht gewagt, die Eingeweide der gütigen Mutter vor uns Allen zu öffnen. Ihr weiter fruchtbarer Schoß gebar damals noch Alles freiwillig, was ihre Söhne sättigen, erhalten und ergötzen konnte. Damals gingen die schönen, unschuldigen Töchter der Natur unbesorgt von Thal zu Thal, von Hügel

zu Hügel, mit fliegendem Haar und nicht weiter bekleidet als nöthig war, dasjenige anständig zu bedecken, dessen Verhüllung die Ehrbarkeit von jeher geboten hat. Ihr Schmuck war nicht, wie heutzutage, tyrischer Purpur und tausendfältig zermarterte Seide. Blumenkränze, mit Epheu durchwebt, schmückten sie, und vielleicht so schön und prächtig, als unsre Hofdamen ihre fremden Zeuge und seltsamen Erfindungen, welche die müßige Mode ersann. Damals ließ die unschuldsvolle Seele ihre Liebesgefühle rein, lauter und aufrichtig, wie sie in ihr quollen, hervorströmen, und borgte nicht von der Kunst gedrehte Wendungen und Worte, sie zu verschönern. Arglist, Betrug und Bosheit mischte sich noch nicht unter Wahrheit und Einfalt; die Gerechtigkeit thronte sicher in ihrem Reiche, und weder Gunst noch Eigennutz, die jetzt sie beugen, drängen und verfolgen, nahte sich damals ihren Grenzen. Willkür des Richters war den Menschen etwas Unbekanntes, denn es gab weder Rechtshändel noch Parteien. Jungfräuliche Tugend und Ehrbarkeit wandelten damals, wie ich gesagt habe, frei und ungestört, wohin es ihnen beliebte, ohne Gefahr vor fremder Gewalt und unkeuschem Muthwillen; ihr Verlust war die Sünde eigner Neigung. In unsern abscheulichen Zeiten aber ist keine weibliche Tugend mehr sicher, und verschlösse sie auch ein neues Labyrinth, wie jenes in Kreta, den Augen der Welt, denn auch hier dringt Liebespest und verruchte Verführungskunst durch einen Ritz oder mit der Luft hinein, und bringt sie trotz aller Einsamkeit zu Falle. Zu deren Sicherheit wurde nun, da die Zeiten sich verschlimmerten und die Bosheit überhand nahm, der Orden der fahrenden Ritterschaft gestiftet, um Jungfrauen zu vertheidigen, Wittwen und Waisen zu beschützen und Nothleidenden beizustehen; dieses Ordens

bin auch ich, ihr Hirten, lieben Brüder, denen ich hiermit für die freundliche Aufnahme und gute Bewirthung, so ihr mir und meinem Schildknappen erwieset, freundlichst danke. Denn obgleich nach dem Naturgesetz jeder lebende Mensch verbunden ist, den fahrenden Rittern gut zu begegnen, so wußtet ihr doch diese Verbindlichkeit nicht, nahmet mich bloß aus gutem Willen auf, und folglich ist's billig, daß ich euch auch mit möglichst gutem Willen für den eurigen danke."

Zu dieser ganzen langen Standrede, die füglich hätte unterbleiben mögen, gaben unserm Ritter die Eicheln Anlaß, weil sie ihn an das goldne Weltalter erinnerten. Die Ziegenhirten, an welche er seine Worte verschwendete, saßen still und staunend um ihn her. Auch Sancho schwieg, verzehrte Eicheln und besuchte unverdrossen den andern Schlauch, welchen sie, den Wein zu erfrischen, an einen Korkbaum gehängt hatten.

Don Quixote's Rede währte länger als die Mahlzeit der Hirten. Da sie nun aus war, sprach einer von ihnen: „Damit Euer Besten, Ihr fahrender Herr Ritter, mit noch mehr Wahrheit sagen könne, daß wir ihn mit bestem Willen aufgenommen, so soll einer von unsern Gesellen, der bald kommen wird, Euch mit seinem Gesang ergötzen. Es ist ein geschickter Bursche und immer verliebt; zudem kann er lesen und schreiben, und schlägt die Zither, daß einem das Herz lacht." Kaum hatte er ausgeredet, so hörte man schon in der Ferne den Ton der Zither, und gleich darauf kam der Tonkünstler selbst, ein junger Bursche von zweiundzwanzig Jahren und feinem Ansehen.

„Hast du schon gegessen?" fragten seine Kameraden. Er sprach: „Ja." Derjenige, welcher dem Ritter das Anerbieten gemacht hatte, versetzte: „So kannst du wohl uns

zu Gefallen etwas singen, Antonio, damit der Herr Gast da sieht, daß es in Bergen und Wäldern Leute gibt, die von Musik auch Etwas verstehen. Wir haben ihm von deiner Geschicklichkeit gesagt, und wünschen, daß du sie nun zeigest und uns nicht zu Schanden machest. Darum bitte ich dich bei deiner Seele, setze dich her und sing' einmal das Lied von deiner Liebschaft, das dir dein Vetter, der Pfründner, gemacht hat, und das allen Leuten im Dorfe so wohlgefiel." — „Recht gern," erwiderte Antonio, und ohne sich weiter bitten zu lassen, nahm er auf einem abgehauenen Eichstamme Platz, stimmte seine Zither und fing also an zu singen:

Antonio's Liebeslied an Olalla.

Daß, Olalla, du mich liebest,
Weiß ich ohne dein Geständniß,
Weiß ich ohne Liebesbotschaft
Deines stummberedten Auges.

Nie ist Liebe, die bemerkt ward,
Ohn' Erwiderung geblieben;
Drum aus deinem Scharfblick schließ' ich,
Daß du längst mich lieben müssest.

Zwar, Olalla, hast du manchmal
Täuschend dir den Schein gegeben,
Als ob ehern deine Seele
Und ein Fels dein Busen wäre.

Doch so spröde du dich sträubest,
Und mich schiltst ob meiner Liebe:
Zwischen Wolken zeigt die Hoffnung
Mir ein Säumchen ihres Kleides

Dann ergeb' ich mich auf's Neue
Ganz dem vielbewährten Glauben,
Den dein Fremdethun nicht mindern,
Deine Gunst nicht mehren konnte.

Was ist Liebe? freundlich's Wesen;
Weil ich freundlich dich gefunden,
Glaub' ich, daß auch mir am Ziele
Liebesglück erblühen werde.

Und wodurch wird Lieb' errungen?
Nur durch Treue, die nicht wanket.
Weil ich treu dir stets gehuldigt,
Wird sich, was ich wünsche, fügen.

Konntest oft schon, wenn auch flüchtig,
Und wenn nur mit halbem Auge,
Montags in dem Rock mich sehen,
Der mir Sonntags gut gestanden.

Weil die Lieb' und schmuckes Wesen
Trefflich zu einander passen,
Darum wollt' ich, wo du gingest,
Schön geputzt vor dir erscheinen.

Daß ich deinetwegen tanze,
Unter deinem Fenster singe
Nachts und früh beim Hahnenschrei,
Davon will ich gar nichts sagen.

Nicht ein Wort von allem Lobe,
Das ich deiner Schönheit spende,
Und wodurch ich, weil es wahr ist,
Manches Mädchen mir verfeinde.

Denk' nur, was Therese sagte,
Als ich jüngst dich hoch gepriesen:
„O, da schwatzen sie von Engeln
„Und zuletzt ist's nur ein Aeffchen,

„Das, mit Flitterstaat behangen,
„Aufgeputzt mit falschen Locken,
„Gleißend in erborgten Reizen,
„Pfeile stiehlt aus Amors Köcher.“

„Lügnerin!“ schrie ich; sie grollte;
Händel gab's mit ihrem Vetter,
Drauf so etwas wie 'nen Zweikampf —
Nun, du weißt ja, wie's gegangen.

Nicht aus sträflichen Gelüsten
Nicht, als wollt' ich dich verführen,
Sondern treu in reiner Absicht
Hab' ich um dein Herz geworben.

Zart aus Seidenstoff gewunden
Ist des Ehstands Doppelschlinge:
Schmiegst du sachte dich in diese,
Schlüpf' ich hurtig in die andre.

Doch wenn nicht, so sey's geschworen
Bei dem Heiligsten der Heil'gen:
Eilends geh' ich von den Bergen,
Fort in's Kapuzinerkloster.

Hiemit war das Lied des Ziegenhirten zu Ende, und während Don Quixote ihn bat, noch etwas mehr zu singen, war Sancho ganz andrer Meinung, weil er lieber schlafen, als solches Geleier anhören wollte. „Gestrenger Herr,“ sprach er zu ihm, „Ihr könntet Euch nun wohl nach Eurem Nachtlager umsehen: denn bei der Arbeit, welche die guten Leute den langen Tag über haben, können sie nicht die Nächte durch singen.“ — „Ich verstehe dich, Sancho,“ antwortete sein Herr, „und merke wohl, daß dir die öftern Besuche bei deinem Schlauche mehr Lust zum Schlaf, als zur Musik machen.“ — „Es hat uns, Gott sey Dank! Allen wohl geschmeckt, denk' ich,“ versetzte Sancho. — „Das leugne

ich auch nicht," sprach Don Quixote; „aber leg' du dich hin, wohin du willst; für Leute von meinem Stande schickt sich Wachen besser als Schlaf. Doch wäre es immer gut, wenn du mir zuvor noch einmal nach dem Ohr sähest, denn es schmerzt mich mehr, als es gut ist." Sancho that es; einer von den Ziegenhirten aber, der die Wunde sah, sprach, er solle sich nicht leid seyn lassen, denn er wisse ein Mittel, das ihn gar bald heilen solle. Darauf nahm er etliche Rosmarinblätter, die daselbst in Menge wuchsen, kaute sie, vermischte sie mit Salz, legte es ihm auf's Ohr, verband ihm dies fest und versicherte ihn, daß er nun keiner andern Arznei bedürfe, und so verhielt sich's auch in der That.

Zwölftes Kapitel.

Was einer von den Ziegenhirten der Gesellschaft erzählte.

Sofort kam ein junger Bursche, einer von denen, welche Lebensmittel aus dem Dorf zu holen pflegten, und sprach: „Wißt ihr auch, Kameraden, was sich im Dorfe zugetragen hat?" — „Wie sollten wir's wissen?" — „Nun, so muß ich euch sagen," versetzte der Bursche, „daß heute früh der berühmte Schäfer Chrysostomus gestorben ist, wißt ihr, der Student, und, wie sie sprechen, vor lauter Liebe zu dem Teufelsmädchen Marcella, des reichen Wilhelms Tochter, die immer in Schäferkleidern auf der Weide umherzieht." — „Was? vor Liebe zu Marcella?" sprach Einer. — „Wie ich euch sage," versetzte der Andere, „und was noch ärger ist, so hat er in seinem Testament befohlen, daß sie ihn wie einen ungetauften Mohren auf's freie Feld begraben sollen,

am Fuße der Felsen, wo die Quelle bei den Korkbäumen hervorspringt, weil er, wie die Leute sprachen und wie er auch gesagt haben soll, sie da zum ersten Mal gesehen hat; auch ordnete er noch andere Sachen der Art an, was die Ortsgeistlichkeit nicht zulassen will, weil es heidnischer Unfug wäre. Sein guter Freund aber, Ambrosius, der Student, der sich auch in einen Schäfer verkleidet hat, soll gesagt haben, Alles müsse geschehen, genau so, wie es Chrysostomus in seinem Testament befohlen. Das ganze Dorf ist darüber im Aufruhr; aber, wie es heißt, so wird am Ende doch geschehen müssen, was Ambrosius und die andern Schäfer, seine guten Freunde, wollen; und morgen soll die Leiche recht stattlich, wo ich sagte, begraben werden. Ich denke, da wird's was Recht's zu sehen geben, und will hingehen, sollt' ich auch morgen den ganzen Tag nicht heimkommen."

„Wir wollen Alle hin," sagten die Hirten; „vorher aber müssen wir loosen, wer von uns bei den Ziegen bleiben soll." — „Du hast Recht, Peter," sagte ein Andrer, „aber zu loosen braucht ihr nicht; ich will für euch Alle dableiben, nicht euch zu Gefallen, oder daß ich nicht neugierig wäre, sondern weil ich mir letzthin einen Dorn in den Fuß getreten habe." — „Nun, mag's seyn wie es will, du sollst großen Dank haben," sagte Peter.

Don Quixote bat den Peter, ihm doch genauer zu sagen, was es mit dem Verstorbenen und der Schäferin für eine Bewandtniß habe. „Was ich von der Sache weiß," sagte Peter, „ist, daß der Verstorbene ein reicher Junker aus unserer Nachbarschaft im Gebirge war, viele Jahre in Salamanca studirt hatte, und am Ende gar hochgelehrt wieder heim kam. Sonderlich auf die Sterne, sprechen sie, soll er sich recht verstanden, und Alles gewußt haben, was im Himmel, in

der Sonne und im Monde vorging. Denn er sagte uns alle Kalypsen an Sonne und Mond auf ein Jahr voraus." — „Nicht Kalypsen," fiel Don Quixote ein, „sondern Eklipsen nennt man die Verfinsterungen der beiden großen Himmelslichter."

Peter, der sich wenig um solche Schulmeistereien bekümmerte, fuhr fort: „So wußt' er's auch zum voraus, ob die Ernte gerathen oder mankeniren würde."

„Manquiren, wollt Ihr sagen," rief Don Quixote. „Mankaniren oder manquiren wird ein Ding seyn," sagte Peter. „Seine Eltern und Freunde hatten ihren Glauben daran und folgten seinem Rath und wurden reich dabei; denn bald sagte er ihnen: heuer säet Gerste und keinen Weizen; ein andermal: heuer säet Erbsen und keine Gerste. Einmal sagte er: heuer gibt's ein gutes Oeljahr, in den folgenden drei gibt's keinen Tropfen."

„Diese Wissenschaft heißt die Astrologie," sagte Don Quixote.

„Wie sie heißt, weiß ich nicht," versetzte Peter, „aber das weiß ich, daß er das Alles wußte, und noch viel mehr. Kurz und gut, er war kaum etliche Monate von Salamanca wieder heim, so kam er einmal wie ein Schäfer gekleidet, mit Schippe und Wamms, daher, und hatte den schönen langen Rock, den er als Scholar trug, ausgezogen. Eben so kleidete sich sein Freund Ambrosius, der mit ihm gelernt hatte auf der Universität. Aber da hab' ich vergessen, Euch zu sagen, was für ein Ausbund-Versmacher der Chrysostomus selig war; denn er machte alle die Christnachtslieder und die Komödien, die unsre Jungen im Dorfe auf den Frohnleichnamstag spielten, und alle Leute sagten, daß nichts darüber gehe. Da nun die Nachbarn im Dorf die beiden studirten Herren so auf einmal in Schäfer verkleidet sahen,

I. Seite 111.

wunderten sie sich mächtig, und konnten nicht herausgrübeln, warum sie's nur gethan hätten. Eben dazumal starb auch dem Chrysostomus sein Vater und hinterließ ihm ein großes Gut, an Hausrath, liegenden Gründen und gar viel baar Geld, was nun dissolut in die Hand des jungen Herrn kam. Und wahr ist's, daß er's auch verdiente; denn es war ein gar lieber Mann, mitleidig gegen die Armen, ein Freund aller Rechtschaffnen, und hatte ein Gesichtchen wie die Mutter Gottes. Auf die Letzte kam's 'raus, daß er sich so verkleidet hatte, bloß um der Schäferin Marcella, von der unser Bursche vorhin erzählte und in die er sich sterblich verliebt hatte, auf unsrer Heide nachzuziehen. Und nun muß ich Euch doch auch sagen, denn wissen müßt Ihr's, wer dieses hoffärtige Ding ist; vielleicht, ja nicht vielleicht, gewiß werdet Ihr so eine Geschichte nicht wieder hören, und wenn Ihr so alt würdet als Jerusalem."

„Methusalem heißt's," schrie Don Quixote, der unmöglich die Namen so radebrechen hören konnte.

„Nun, Jerusalem oder Methusalem, das ist all eins; denn wenn Ihr's so anfangen und mir jedes Wort aufmutzen wollt, da werden wir in einem Jahr nicht fertig," versetzte Peter.

„Vergebt mir's, guter Freund," sagte Don Quixote; „ich wollt' Euch nur den Unterschied zwischen Jerusalem und Methusalem zeigen; aber man versteht Euch schon, was Ihr sagen wollt, darum nur weiter in Eurer Geschichte; ich will Euch nicht wieder unterbrechen."

„Wohlan, gestrenger Herr, so vernehmt," antwortete Peter. „Es war Euch in unserm Dorfe ein Bauer, der war noch reicher als des Chrysostomo sein Vater, und hieß Wilhelm; dem hatte der liebe Gott noch außer seinem Geld und

Gut eine Tochter gegeben. Sie kostete ihrer Mutter bei der Geburt das Leben. Gott hab' sie selig! Es war eine rechte Frau, und Jedermann hatte sie im ganzen Lande lieb und werth. Es ist mir nicht anders, als ständ' sie noch vor mir mit ihrem Gesichte und mit ihren paar Augen wie Sonne und Mond. Sie war eine Hauswirthin, wie sich's gehört, und that den Armen so viel Gutes, und darum glaub' ich gewiß, daß sie jetzt ein Engel im Himmel ist. Wilhelm grämte sich auch über den Verlust einer so guten Frau zu Tode, und hinterließ nun seine Tochter Marcella, jung und reich, unter der Aufsicht ihres Vetters, der Pfarrer und Pfründner in unserm Dorfe ist. Das Mädchen wuchs Euch und wurde so schön, daß sie uns oft an ihre Mutter selig erinnerte, die es auch war; denn da sie nur vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, konnte Niemand sie ansehn, ohne Gott dafür zu segnen, daß er solch eine Kreatur geschaffen. Die Meisten aber wurden sterblich in sie verliebt. Ihr Vetter hielt sie sehr eingezogen, aber was half's? Es war einmal bekannt, daß sie so schön und reich war, und die Freier liefen, viele Meilen in der Runde, ihrem Vetter bald das Haus ein. Ihr Vetter — ein gar frommer Christ — hätte sie nun gern verheirathet, wie sie das Alter hatte, aber er wollt' es doch nicht wider ihren Willen thun; und das nicht etwa, als hätte er ein Auge auf ihr Geld gehabt, das länger unter seinen Händen blieb, wenn es sich mit ihrer Heirath hinauszog. Weiß Gott, deßwegen nicht, das Lob gibt die ganze Gemeinde unserm Herrn Pfarrer, und es wird ihm nichts als lauter Liebs und Guts nachgesagt, wenn wir so beisammen sind. Denn Ihr müßt wissen, fahrender Herr! man schwatzt und munkelt an solchen geringen Orten von Allem, was vorgeht; und das glaubt mir nur

(behaltet's aber für Euch, wie ich's für mich behalte): ein Pfarrer muß ein Uebriges thun, wenn er will, daß seine Beichtkinder gut von ihm reden sollen, zumal auf dem Dorfe."

„So ist's auch," sagte Don Quixote. „Nur weiter; die Geschichte ist gut, und Ihr habt eine gute Gabe, sie zu erzählen."

„Alle gute Gabe kommt von Gott, und die Furcht des Herrn ist der Wahrheit Anfang," versetzte Peter. „Höret, wie's weiter ging. Der Vetter that Alles, was er nur konnte; er stellte seinem Bäslein die guten Eigenschaften von jedem ihrer Freier vor, und bat sie, nach ihrem Belieben Einen zu nehmen; aber es half nichts; immer sagte sie: „Ich bin noch zu jung, und kann die schwere Last der Ehe nicht tragen." Wider diese Entschuldigung konnte ihr Vetter nichts vorbringen; er dachte, kommt Zeit, kommt Rath, und sie werde schon zugreifen, wenn sie älter sey. „Denn," sagte er, und darin hatte er Recht, „Eltern müssen ihre Kinder nicht zum Heirathen zwingen." Was geschah? Eines Tages fiel es einmal der schönen Marcella ein, Schäferin zu werden; und das that sie auch, ihres Vetters und anderer Leute im Dorfe Zureden ungeachtet, zog mit anderen Schäferinnen auf's Feld und hütete ihre Heerde selbst. Nun ging's erst recht los; denn sie ließ sich nicht so bald erblicken, und man sah wie schön sie war, da kamen, ach! wer weiß wie viel, Junker und junge reiche Bauern, verkleideten sich, wie Chrysostomo, in Schäfer, und zogen ihr auf der Heide nach. Einer davon war, wie gesagt, unser seliger Chrysostomo, der sie, wie man spricht, nicht geliebt, sondern angebetet hat. Ihr dürft aber nicht denken, daß irgend Marcella, bei ihrer so freien und ungezwungenen Lebensart, nur den mindesten Schein gegen ihre Tugend und Ehrbarkeit gegeben

hätte. Nein, das muß man ihr lassen, daß sie fleißig über ihrer Ehre gewacht hat, und sich keiner von ihren Freiern nur einer einzigen kleinen Gunst oder gemachten Hoffnung rühmen konnte. Sie flieht aber darum die Gesellschaft der anderen Schäfer nicht. Nein, sie geht mit Allen freundlich und höflich um, bis es Einer versieht und ihr seine Liebe entdeckt; dann aber, und wäre seine Absicht noch so rein und ehrlich, schleudert sie ihn von sich. Auf diese Art thut sie mehr Schaden im Lande, als die Pestilenz; denn durch ihre Freundlichkeit und Schönheit stiehlt sie Aller Herzen, die mit ihr umgehen, und zwingt sie zur Liebe, aber ihre Sprödigkeit und ihr Stolz bringt die Armen zur Verzweiflung. Und was können sie weiter thun? Nichts, als über sie klagen und winseln, sie eine Grausame, Undankbare, und was dergleichen mehr ist, nennen, wie sie's denn auch verdient. Ihr dürftet nur etliche Tage hier seyn, gestrenger Herr, so würdet Ihr Euer Wunder hören, wie Berge und Thäler von den Klagen dieser Verachteten, die ihr doch immer nachziehen, widertönen. Nicht weit von hier stehen ungefähr ein paar Dutzend hohe Buchen, und da findet Ihr an allen nichts als Marcella in die Rinde geschnitten, und über mancher noch dazu Kronen eingegraben, als wollte der Liebhaber sagen, sie allein verdiene unter allen Weibsleuten die Krone der Schönheit. Da seufzt ein Schäfer, dort winselt ein anderer; da hört man Liebeslieder, dort jammern sie wie Verzweifelte. Der Eine bringt die ganze Nacht unter einer Eiche oder einem Felsen zu, und, ohne vor Weinen ein Auge zugethan zu haben, findet ihn noch die Morgensonne in sein Leid versenkt; ein Dritter wirft, ohn' Ende seiner Marter, sich mitten im heißesten Sommer hin auf den brennenden Sand und schickt seine Seufzer gen Himmel. Und über diese

und jene und jene und diese triumphirt die schöne Marcella in größter Ruhe. Wir Alle, die wir sie kennen, sind voll Erwartens, wo's mit ihrem Hochmuth noch hinaus will und wer der Glückliche seyn wird, der ihren Stolz bändigen und ihrer Schönheit genießen darf. Da nun Alles, was ich Euch da erzählt habe, die lautere Wahrheit ist, so glaube ich's auch wohl, was unser Kamerad von dem Tode des Chrysostomo gesagt hat, und rath's Euch, gestrenger Herr, daß Ihr mir morgen ja zu seinem Begräbniß mitgehet. Es wird viel da zu sehen seyn; denn der Chrysostomo selig hatte viele gute Freunde, und zudem ist's nur eine halbe Meile bis an den Ort, wo er bestattet wird."

„Ich werde es gewiß thun," sagte Don Quixote, „und ich danke Euch für das Vergnügen, das Ihr mir durch Eure artige Erzählung machtet."

„O," rief der Ziegenhirt, „ich weiß kaum die Hälfte von dem, was ihren Liebhabern allen begegnet ist; aber vielleicht finden wir morgen unterwegs noch einen Schäfer, der Euch das Uebrige vollends erzählt. Jetzt aber wär's wohl gut, wenn Ihr Euch unter einem Dach schlafen legtet, denn die freie Luft könnte Eurer Wunde doch schaden, ob Ihr gleich bei dem, was ich Euch darauf gelegt habe, weiter nichts zu fürchten habt."

Sancho Pansa, der schon längst den Hirten mit seinem langen Geschwätz zum Teufel gewünscht hatte, bat nicht minder seinen Herrn, sich in Peters Hütte niederzulegen. Er that dies, und brachte nach dem Beispiele von Marcellens Anbetern die ganze Nacht mit Liebesgedanken an Donna Dulcinea zu. Sancho machte sich ein Plätzchen zurecht zwischen dem Rozinante und seinem Esel, und schlief, nicht wie ein unglücklicher Liebhaber, sondern wie ein wohlzerdroschner Schildknapp.

Dreizehntes Kapitel.

Die Geschichte der Schäferin Marcella wird zu Ende erzählt, sammt andern Begebenheiten.

Mit Tagesanbruch stiegen fünf von den sechs Ziegenhirten auf, weckten Don Quixote und fragten ihn, ob er noch mit zu dem seltsamen Begräbniß des Chrysostomo wolle, so wollten sie ihn begleiten. Don Quixote, dessen einziger Wunsch dies war, erhob sich und befahl dem Sancho, augenblicklich Roß und Esel zu satteln; er that es ungesäumt, und so machten sie sich alsbald auf den Weg. Sie waren noch keine Viertelmeile weit, so begegneten sie auf einem Kreuzwege sechs Schäfern in schwarzen Pelzen, mit Kränzen von Cypressen und Lorbeerrosen auf den Köpfen und großen Dornstäben in den Händen. Hinter diesen kamen zwei Edelleute zu Pferde, in feinen Reisekleidern, begleitet von drei Dienern zu Fuß. Da sie zusammentrafen, grüßten sie einander sehr höflich und fragten sich, wo sie hin wollten? Es fand sich, daß Alle einerlei Vorsatz hatten, der Beerdigung beizuwohnen, und so reisten sie zusammen fort.

„Mich däucht, Herr Vivaldo," sagte einer von den Reitern zu seinem Gefährten, „wir werden den kleinen Aufenthalt nicht bereuen, den wir machen, dies merkwürdige Leichenbegängniß zu sehen; denn etwas Außerordentliches muß es seyn, nach Allem, was uns die Schäfer von dem Verstorbenen erzählt haben und von der Schäferin, welche die Ursache seines Todes ist." — „Ich bin der Meinung auch," antwortete Vivaldo; „denn sehen hätte ich's müssen, und sollt' es mir auch vier Tage statt einen gekostet haben."

Don Quixote fragte sie, was sie denn von Marcella und Chrysostomo gehört hätten? Der Reisende sagte, sie seyen diesen Morgen mit den Schäfern zusammengetroffen und hätten gefragt, warum sie in Trauer gingen; diese hätten ihnen darauf Vieles von einer schönen Schäferin, Marcella, und ihren vielen Liebhabern und dem Tode des Chrysostomo erzählt, zu dessen Beerdigung sie eben gingen. Kurz, es war Peters bereits bekannte Erzählung. Sie kamen bald von diesem Gespräche ab und auf ein anderes. Vivaldo fragte unsern Ritter, was ihn bewege, in einem so friedlichen Lande so gerüstet einherzuziehen? — „Mein Amt und Stand erlauben es mir nicht anders," antwortete Don Quixote. „Gute Tage, ein leckerer Tisch und Ruhe gehören nur für verweichlichte Hofschranzen, aber Arbeit, Unruhe und Waffen ziemen einzig und allein für Diejenigen, so die Welt fahrende Ritter nennt, und von deren Orden ich Unwürdiger das geringste Mitglied bin."

Sobald sie dies hörten, merkten Alle, daß er ein Narr sey. Um aber der Sache noch mehr auf den Grund zu kommen und ausfindig zu machen, zu welcher Sorte Narren er gehöre, fragte ihn Vivaldo weiter, was denn fahrende Ritter eigentlich für Leute wären?

„Habt Ihr denn nie die Annalen und Geschichten von England gelesen, wo so Vieles von den weltberühmten Thaten des Königs Arturus — den wir in gemeinem Spanisch nur immer König Artus nennen — vorkommt? Wißt Ihr auch nicht, daß von ihm die alte, im ganzen Königreich Britannien verbreitete Sage geht, er sey nicht gestorben, sondern durch Zauberei verwandelt in einen Raben, und werde im Laufe der Zeiten wiederkommen, um Reich und Scepter wiederum in Besitz zu nehmen? Daher man auch

nicht erhören wird, daß von jener Zeit an ein Engländer bis jetzt einen Raben getödtet habe. Unter diesem edeln König wurde nun der berühmte Ritterorden von der Tafelrunde gestiftet; damals fielen auch buchstäblich nach der Geschichte die Liebeshändel zwischen Don Lanzarote vom See und der Königin Ginebra vor, wobei die ehr- und tugendbelobte Dame Quintannona hilfreiche Mittlerin war, woher denn auch die bekannte und in unserm Spanien so oft gesungene Romanze kommt:

Nimmer, nimmer ward ein Ritter
Wohl von Damen bas bedient,
Denn der edle Lanzarote,
Als er von Bretagna kam, [1]

und worin sofort seine Liebes- und Heldenthaten wundersam angenehm und süß beschrieben werden. Von der Zeit an hat sich nun dieser Ritterorden immer weiter und nach und nach über verschiedene Theile der Welt ausgebreitet. Unter andern waren darin wegen ihrer Thaten berühmt der tapfre Amadis von Gallien nebst Söhnen und Enkeln bis in's fünfte Glied, der mannhafte Ritter Felixmarte aus Hyrcania, der nie genug nach Würden gepriesene Tirante der Weise und der unüberwindlich streitbare Ritter Don Belianis aus Grácia, der fast noch zu unsern Zeiten gelebt, und von dessen Heldenthaten wir so viel reden gehört haben. Dies, meine Herren, heißt fahrender Ritter seyn; dies ist der Orden, in den auch ich armer Sünder mich habe aufnehmen lassen, und gehorche derselben Regel, wie die eben benannten Ritter. Daher ziehe ich auch durch diese Einöden und Wüsteneien

[1] Diese ganze Romanze steht im spanischen Cancionero, Antwerpener Ausgabe.

umher und suche Abenteuer auf, fest entschlossen, meinen Arm und mich selbst, zu Hülf und Dienst der Nothleidenden, an die größten Gefahren zu wagen, die das Schicksal mir anweist."

Hieraus ersahen die Reisenden vollends, daß es bei Don Quixote nicht richtig sey und an welcher Art von Narrheit er leide. Sie wunderten sich auch nicht minder darob als jeder Andere, der diese Entdeckung bei ihm machte. Vivaldo, ein aufgeweckter Kopf, beschloß sich den Weg zum Begräbnißplatze dadurch zu verkürzen, daß er ihm Gelegenheit gab, immer weiter mit seinen Thorheiten herauszurücken. „Wenn mich recht bedünkt, Herr fahrender Ritter," sprach er zu Don Quixote, „so hat sich Euer Vesten einen der strengsten Orden auf der Welt gewählt, und fast glaub' ich, daß der Carthäuserorden nicht so hart seyn könne, als der Eurige."

„So strenge vielleicht," versetzte Don Quixote, „ob aber so nothwendig für's Gesammtwohl, das ist eine andere Frage; denn, die Wahrheit zu sagen, der Soldat thut, indem er die Befehle seines Hauptmanns vollzieht, nicht weniger als der Hauptmann selbst, der sie ihm gibt. Ich will sagen, die Geistlichen und Mönche bitten Gott um Frieden und Ruhe, um Gutes für die Welt; wir Soldaten und Ritter aber setzen das in's Werk, warum jene bitten, führen es aus durch die Tapferkeit unsers Armes und durch die Schneide unsers Schwerts, unter keinem Dache, sondern unter freiem Himmel, ausgesetzt den unerträglichen Strahlen der Sonne im Sommer und der starren Kälte des Winters. So sind wir im eigentlichen Verstande Dienr Gottes auf Erden, und der Arm, durch welchen er seine Gerechtigkeit ausübt. Da nun Kriegs- und andere dergleichen Geschäfte nicht ohne Mühe, Schweiß und Arbeit auszuführen sind, so folgt, daß

Diejenigen, so sich diesem Berufe widmen, weit mehr thun, als die nur so in gemächlicher Ruh' und Frieden Gott bitten, daß er den Ohnmächtigen beistehe. Bewahre der Himmel, daß ich damit sagen wollte, der Stand eines fahrenden Ritters sey drum eben so heilig als der eines Mönchs in seiner Klause! Nein, ich will nur aus dem, was ich selbst dabei leide, folgern, daß er weit mühseliger, geschlagener, hungriger, durstiger, lumpiger und ärmlicher sey; denn dies ist gewiß und wahr, daß all' meine Vorfahren in diesem Stand viel Mühe und Unglück Zeit ihres Lebens gehabt haben; und waren auch Einige darunter, die sich durch Tapferkeit ihres Arms auf einen Kaiserthron [1] schwangen, so kostete es ihnen, bei Gott! auch Schweiß und Blut genug. Und wär' ihnen nicht die Hülfe von Zauberern und andern Weisen zu gut gekommen, so hätten sie gleichwohl ihren Zweck nimmer erreicht und wären in ihren Hoffnungen schmählich getäuscht worden."

„Das meine ich auch," sagte der Reisende; „aber, Herr Ritter, Eins nur gefällt mir unter vielem Andern nicht an den fahrenden Rittern, nämlich, daß, wenn es nun an dem ist, ein großes Abenteuer zu bestehen, wobei sie offenbare Lebensgefahr vor Augen sehen, sie sich nie in den Schutz Gottes, wie jeder gute Christ bei solchen Gelegenheiten thut, sondern ihren Damen mit so vieler Inbrunst und Andacht empfehlen, als wären diese ihr Gott — ein Ding, das meines Erachtens ein wenig nach Heidenthum schmeckt." [2]

[1] So wurde Raynald von Montalban Kaiser von Trebisonde, Bernard del Carpio König von Irland, Palmerin vom Oelbaum Kaiser von Constantinopel, u. s. w.

[2] Tirant der Weise rief nie irgend einen Heiligen an, sondern bloß den Namen seiner Carmesina, und wenn man ihn fragte, warum er nie einen Heiligen anrufe, pflegte er zu sagen: „Wer zwei Herren dienet, dienet gar nicht."
Auszug aus dem Roman.

„Herr!“ antwortete Don Quixote, „dies kann nun schlechterdings nicht anders seyn, und der fahrende Ritter, der anders thun wollte, würde einen großen Fehler begehen. Es ist einmal bei unserm Orden so Brauch, daß der fahrende Ritter, wenn ihm ein großer Strauß aufstößt, sich seine Dame lebhaft vergegenwärtige und seine Blicke voll Zärtlichkeit auf sie richte, als wollt' er mit solcher Augensprache sie bitten, ihm doch in diesem gefährlichen Kampfe hülfreich zu erscheinen. Und ob ihn gleich Niemand hört, so ist er dennoch verbunden, einige Worte zu lispeln, womit er sich ihr von ganzem Herzen empfiehlt, und hievon stellt die Geschichte unzählige Beispiele auf. Daraus folgt aber nicht, daß sie sich Gott nicht befehlen dürften, denn hiezu bleibt ihnen im Verlaufe des Kampfs immer noch Muße und Gelegenheit.“

„Bei dem allen,“ antwortete Vivaldo, „kann ich mich eines Skrupels nicht entschlagen. Ich habe nämlich vielmal gelesen, daß oft zwei fahrende Ritter miteinander in Wortwechsel gerathen und in Unfrieden über eine Sache kommen; was geschieht? sie werfen schleunig ihre Rosse herum, jagen ein gutes Stück in's Feld, wenden und rennen dann in vollem Lauf, während dessen sie sich ihren Damen empfehlen, mir nichts, dir nichts, aufeinander los. Der Erfolg davon ist gewöhnlich, daß der Eine, von seines Gegners Speer durch und durch gerannt, hinter seinem Pferde abstürzt, und der Andere nicht minder aus dem Sattel gehoben wird, wenn er sich nicht etwa noch an den Mähnen hält. Nun weiß ich nicht, wo der Todte, bei so schnellem Verlauf der Sachen, Muße finden soll, sich Gott zu befehlen? Besser wär's, er hätte die während des Rennens an seine Dame verschwendeten Worte angewandt, um zu thun, was sich für einen

Christen geziemt. Ueberdies, glaub' ich, haben nicht einmal alle fahrende Ritter Damen, denen sie sich empfehlen könnten, weil nicht alle verliebt sind."

„Unmöglich," rief Don Quixote, „ja unmöglich ist's, sage ich, daß ein fahrender Ritter ohne Dame sey; und verliebt seyn ist ihnen so wesentlich eigen, als dem Himmel, Sterne zu haben. Ich kann sicher behaupten, daß sich in keiner einzigen Geschichte ein irrender Ritter ohne Buhlschaft finde; und fände sich einer dergleichen, so ist er kein rechtmäßiger Ritter, sondern ein Bastard, und er ist nicht durch das Thor in die Burg des Ritterthums eingezogen, sondern über die Mauer gestiegen, wie ein Räuber und Dieb."

„Demungeachtet," sagte Vivaldo, „entsinne ich mich, gelesen zu haben, daß Don Galaor, des tapfern Amadis von Gallien Bruder, niemals eine bestimmte Dame gehabt hat, der er sich hätte empfehlen können, und ward doch drum nicht minder hochgeschätzt, hat stets als ein tapfrer und berühmter Ritter gegolten."

„Herr! eine Schwalbe macht noch keinen Sommer," antwortete Don Quixote. „Ueberdies weiß ich aus guter Hand, daß dieser Ritter insgeheim nicht wenig verliebt war, ungeachtet seine Natur, die er nicht ablegen konnte, es so mit sich brachte, daß er allen hübschen Mädchen hold seyn mußte. Im Grunde aber ist es doch bekannt und ausgemacht genug, daß er nur eine Einzige zur Dame seiner Gedanken gemacht, für die er insgeheim schmachtete und der er oft sich empfahl, weil er einen Werth darauf legte, ein geheimnißvoller Ritter zu seyn." [1]

[1] Don Quixote spielt hier auf die Prinzessin Briolange an, welche Amadis für seinen Bruder Galaor zur Geliebten erkoren.

„Wenn denn schlechterdings ein fahrender Ritter verliebt seyn muß,“ sprach Vivaldo, „so kann man zum voraus annehmen, daß Euer Gestrengen gleichfalls verliebt ist, denn Ihr gehört ja zum Orden. Im Fall Ihr nun nicht so verschwiegen seyn wollt, wie Don Galaor, so ersuche ich Euch in meinem und der ganzen Gesellschaft Namen, daß Ihr uns Namen, Vaterland, Stand und Schönheit Eurer Dame entdecket; da sie sich glücklich schätzen muß, wenn alle Welt erfährt, daß ein so edler Ritter, als Euer Vesten sind, Liebe zu ihr trage und ihr diene.“

Hier holte Don Quixote einen tiefen Seufzer und sprach: „Ich weiß zwar nicht, ob meine süße Feindin es der Welt wissen lassen will, daß ich in ihrem Dienste sey; aber doch zur Antwort auf Eure höfliche Frage muß ich Euch sagen, daß sie Dulcinea heißt. Ihr Geburtsort ist Toboso in der Mancha; ihrem Stande nach ist sie zum wenigsten eine Prinzessin, denn sie ist meine Königin und Gebieterin, und ihre Schönheit ist übermenschlich; denn zu einer Wahrheit werden in ihr all' die unmöglichen, nur von Dichtern erträumten Reize der Schönheit. Ihre Haare sind Gold, Elysiens Felder ihre Stirne, Himmelsbogen ihre Brauen, ihre Augen Sonnen, Rosen ihre Wangen, Corallen ihre Lippen, ihre Zähne Perlen, Alabaster ihr Hals, Marmor ihre Brust, Helfenbein ihre Hände, und ihre Haut weiß wie frischgefallener Schnee; ihre übrigen Reize aber, welche Ehrbarkeit unsern Blicken verbirgt, glaub' ich gewiß, sind so beschaffen, daß man sie sich durch eine lebhafte Phantasie in ihrer Vollkommenheit zwar denken, nimmer aber mit etwas vergleichen kann.“

„Aber ihr Geschlecht, Sippschaft und Ahnenfolge möchten wir auch gern wissen,“ sagte Vivaldo.

„Sie stammt zwar nicht," versetzte Don Quixote, „von den alten römischen Curtiern, Gracchen und Scipionen, noch aus den neuern Familien der Colonna, Orsini, noch von Cataloniens Moncadas und Requesens, noch von den Rebellas und Villanovas aus Valencia her; zählt auch nicht die Palafore, Nusas, Rocabertis, Corellas, Lunas, Alagones, Urreas, Fozes und Gurreas von Arragon, noch die Cordas, Manrinquez, Mendozas und Gußmanen von Castilien, noch die Alencastros, Pallas und Meneses von Portugal unter ihren Ahnen, sondern sie ist eine Geborne von Toboso von der Mancha. Ihr Geschlecht, obgleich neu, kann der edelste Stamm zu den durchlauchtigsten Familien folgender Jahrhunderte werden. Und diese Wahrheit taste mir Niemand an, oder er höre von mir dieselbe Drohung, die Zerbin unter die Trophäen setzte, die er aus Rolands Waffen errichtete:

Wer tastet diese Waffen an,
Muß Rolanden im Streit bestahn." [1]

„Ich stamme zwar auch von den Cachopinen [2] aus Laredo ab," sagte Vivaldo, „aber auf diese Art getraue ich mir doch nicht, mein Geschlecht mit der Familie Toboso von der Mancha in Vergleichung zu setzen, obgleich, die Wahrheit zu gestehen, es das erste Mal in meinem Leben ist, daß ich sie nennen höre." — „Wie, davon wäre Euch nichts zu Ohren gekommen?" sagte Don Quixote.

Mit großer Andacht hörten die andern Begleiter dem Zwiegespräche zu, und Alle, sogar die Ziegenhirten und

[1] Ariostos rasender Roland, Gesang XXIV. V. 57.

[2] Cachopin nannte man damals die armen Schlucker, welche aus Verzweiflung oder Hunger nach der neuen Welt auswanderten.

Schäfer, erkannten das große Deficit in unsers Ritters Hirn. Nur Sancho Pansa sah Alles, was sein Herr und Meister sagte, für baare Wahrheit an; denn er kannte ihn ja von Jugend auf und wußte, wer er war. Nur Eines wollte ihm nicht recht in den Kopf, nämlich das liebreizende Fräulein Dulcinea von Toboso, denn er hatte sein Lebtage nicht von einer Prinzessin dieses Namens reden hören, ungeachtet er so nahe bei Toboso zu Hause war.

Unter diesen Gesprächen bemerkten sie zwanzig Schäfer, die aus einer Schlucht zwischen zwei hohen Bergen herab kamen, und mit Wämsern von schwarzer Wolle bekleidet und an den Häuptern theils mit Cypressen-, theils mit Eibenkränzen geschmückt waren. Sechs von ihnen trugen eine Bahre, mit vielerlei Blumen und Zweigen bedeckt. „Da kommen sie," rief einer von den Ziegenhirten, „die den Leichnam des Chrysostomo zu Grabe tragen, und unten am Berge hat er begraben seyn wollen." Sie eilten daher, so sehr sie konnten, und kamen eben an, als die Träger die Bahre niedersetzten, während Andre beschäftigt waren, das Grab in den Felsen zu hauen. Nachdem sie sich von beiden Seiten höflich gegrüßt, traten Don Quixote und seine Gefährten zur Bahre und erblickten einen Todten in Schäfertracht, [1] mit Blumen bestreut. Er schien ungefähr dreißig Jahre alt, und man konnte es noch an der Leiche sehen, daß er im Leben mußte schön und munter gewesen seyn. Rund um ihn her auf der Bahre lagen einige Bücher, theils offen, theils zusammengerollt. Alle, die Zuschauer, wie die

[1] Weil Chrysostomus in Verzweiflung, das heißt durch Selbstmord, gestorben war, wird sein Leichenbegängniß ohne alle kirchliche Gebräuche vorgenommen. Die Leiche trägt auch keine Kutte, welche sonst spanischen Christen im Tode angezogen wird, sondern ein Schäferwamms.

mit Zubereitung des Grabes Beschäftigten, verharrten in feierlichem Stillschweigen, bis endlich einer von den Trägern zum andern sprach: „Ambrosius! ist denn das auch der rechte Ort, den sich Chrysostomo erwählt hat, weil du doch seinen letzten Willen so pünktlich erfüllt wissen willst?" — „Er ist's," antwortete Ambrosius. „Wie oft hat mir mein armer unglücklicher Freund hier die Geschichte seiner Leiden erzählt! Hier, sagte er mir, sah er zum ersten Mal jene Todfeindin des menschlichen Geschlechts; hier entdeckte er ihr zum ersten Mal seine reine tugendhafte Liebe; hier verschmähte zum letzten Mal Marcella sein Herz und brachte ihn aus Verzweiflung zu dem Entschlusse, sein elendes Leben zu enden, und hier wollte er auch, zum Andenken seines Unglücks, zur ewigen Ruhe gebracht seyn. Dieser Körper, meine Herren — fuhr er fort, indem er sich zu Don Quixote und seinen Gefährten wandte — den ihr jetzt mit mitleidsvollen Blicken betrachtet, umschloß eine Seele, die der Himmel mit seinen reichsten Gaben geschmückt hatte. Es war mein Freund Chrysostomo, einzig an Geist, ohne Gleichen an feinen Sitten, ein Muster der Geselligkeit, ein Phönix in der Freundschaft, freigebig ohne Prahlerei, ernsthaft ohne Stolz, fröhlich ohne Ausgelassenheit, kurz, der vollkommenste Mann in allem Guten, aber auch der einzige, der Alles leiden mußte, was Unglück heißt. Er liebte und wurde verabscheut; er betete an und wurde verachtet; er flehte eine Tiegerin um Mitleid, er suchte Mitgefühl bei einem Marmorfelsen, seelenlose Luft wollte er umarmen, und erwartete Widerklang aus der lautlosen Wüste; seine Dienste widmete er der Undankbarkeit, die seine Huldigungen mit dem Tod belohnte in der Blüthe des Alters. Ihn hat eine Schäferin geopfert, die er verewigen wollte im

Andenken der Völker, wie ich aus diesen Papieren beweisen könnte, hätte er nicht befohlen, sie dem Feuer zu übergeben, sobald sein Leichnam in die Erde gesenkt sey."

„Da würdet Ihr strenger gegen sie seyn, als ihr voriger Besitzer selbst," sagte Vivaldo. „Denn man ist nicht schuldig, Jemands Willen zu vollziehen, wenn er der gesunden Vernunft zuwiderläuft. Hätte zum Beispiel Augustus recht gethan, wenn er Virgils letzten Willen hätte pünktlich vollziehen lassen? Wenn Ihr auch den Leichnam Eures Freundes, Herr Ambrosio, in die Erde senkt, so sollt Ihr doch nicht seine Schriften der Vergessenheit übergeben, denn es ist nicht gut, unüberlegt zu befolgen, was er im Unmuth befohlen hat. Aufbewahren solltet Ihr diese Papiere, damit Marcella's Grausamkeit den Menschen im Gedächtniß bleibe und der Nachkommenschaft zum abschreckenden Beispiel diene. Wir, ich und mein Begleiter, kennen schon die Liebesgeschichte Eures unglücklichen Freundes. Wir haben von Eurer Freundschaft gehört, von der Ursache seines Todes und seinem letzten Willen. Aus dieser jammervollen Geschichte läßt sich das Maß der Grausamkeit Marcella's, der Liebe des Chrysostomo und der Treue Eurer Freundschaft, so wie auch das Ende derer abnehmen, die mit verhängtem Zügel auf Irrwegen sinnloser Liebe dahinrennen. Als wir gestern Abend von dem Tode des Chrysostomo und seinem Begräbnisse hörten, verließen wir die Straße, und kamen theils aus Neugier, theils aus Mitleid hierher, um Augenzeugen von dem zu seyn, was uns schon beim bloßen Hören gerührt hatte. Bei dem Mitleid, das Euch unsre Herzen gezollt haben, bei dem uneigennützigen Wunsche, den wir, wäre Hülfe noch möglich gewesen, sie zu leisten gehegt hätten, laßt ab von dem Vorhaben, diese Papiere zu verbrennen,

laßt einige davon wenigstens mich retten." Und ohne auf Antwort zu warten, ging er zur Bahre und nahm die ihm zunächst liegenden.

„Aus Höflichkeit will ich Euch diese überlassen," sprach Ambrosius; „aber die übrigen muß und will ich verbrennen." Vivaldo, der auf den Inhalt dieser Papiere äußerst begierig war, schlug eins davon auf, und las den Titel: Verzweiflungs-Ode.

„Dies ist das letzte Blatt, das der Unglückliche geschrieben hat," sprach Ambrosius. „Und damit Ihr sehet, wie weit ihn sein Unglück gebracht hat, so lest es nur laut, indeß das Grab hier gemacht wird."

„Recht gern," sagte Vivaldo, und da alle Umstehende das gleiche Verlangen bezeigten, so bildeten sie einen Kreis um ihn, und Vivaldo las mit vernehmlicher Stimme folgendes Gedicht ab:

Vierzehntes Kapitel.

Die hoffnungslosen Verse des verstorbenen Schäfers, sammt andern unverhofften Vorkommnissen.

Lied des Chrysostomo.

Peinvoll erkenn' ich's nun! Daß alle Welt
Von deines Herzens Härtigkeit erfahre,
Das ist dein Wunsch, das willst du, Undankbare!
Nun, so geschehe denn, wie dir gefällt.
Mit Wuth will ich der Liebe Schmerz vertauschen,
Wie Donner soll mir's von der Leier rauschen.

Vor Schrecken stumm wirst dem Gesang du lauschen,
Der dir erzählt, wie du gefrevelt hast;
Mir aber leichtert auf dem Busen sich die Last,
Indem ich in die stürmisch wilden Klänge
Das Blut aus dem zerriff'nen Herzen menge.

Ja, höre nur! das tönt nicht wie Schalmei,
Das ist ein grell verzweiflungsvoller Schrei,
Ein Widerhall der quälendsten Gefühle,
Ein Hohngelächter, wie der Wahnwitz lacht,
Ein Wimmern, das durch Mark und Bein dir wühle.

Des Leu'n Gebrüll, wenn er nach Blute lechzt,
Des wilden Wolfes heißeres Geheule,
Der mitternächt'ge Laut der scheuen Eule,
Des Raben Stimme, der von Unheil krächzt,
Der dichtbeschuppten Schlange gift'ges Zischen,
Das Sturmgetös, vor dem die Meere gischen,

Des Kampfstiers Röcheln, der nach mörderischen
Gefechten blind und taumelnd niederdröhnt,
Ein Ach, wie's die verlass'ne Taube stöhnt,
Ein Angstruf, wie er in der Geisterstunde
Herüberschallt aus der Verdammten Munde, —

Dies alles, Grimm, Entsetzen, Trauer, Hohn,
Soll in des Liedes fürchterlichem Ton,
Den ich erfinde, durcheinander schwirren,
Gleich meinen Qualen, grauenvoll und neu,
Daß jedes Hörers Sinne sich verwirren.

Drum töne nicht, du klagender Gesang,
Wo Vater Tagus gelben Sand beschäumet,
Wo Bätis zwischen Oelbaumhainen säumet:
Hier schalle, hier, die Felsenkluft entlang,
Hier, wo es dunkelt um des Mittags Weile
Und Echo brandet an der Bergwand Steile.

Mein krankes Herz sprüht gift'ge Feuerpfeile,
Im Thal, wohin kein Licht der Sonne glitt,
Durch Wüsten, die kein Glücklicher betritt,
Durch Oeden, die kein Morgenthau gesegnet,
Wo nur der Molch dem Skorpion begegnet.

Verlassen bin ich, einsam überall,
Hab' keinen Boten, als den Widerhall;
Doch wird die Luft, in die mein Lied gegriffen,
Das freie Element, das nirgends weilt,
Mit deiner Schande durch den Weltraum schiffen.

Manch hohler, eingebildeter Verdacht
Hat treue Herzen schon zu Grund gerichtet;
Verachtung tödtet, Eifersucht vernichtet,
Der Trennung Schmerz hat Viele krank gemacht,
Und kein Beweis, den Liebe dir gegeben,
Kann zweiflerischer Qual dich überheben.

Ein jedes dieser Leiden zehrt am Leben,
Und doch, o nie erhörtes Wunder, doch,
Trotz aller dieser Leiden, leb' ich noch,
Ich, dem das Herz in Eifersucht verschmachtet,
Ich, den Marcella von sich stößt, verachtet.

Und diese bange, namenlose Pein
Dämpft auch kein ferner, bleicher Hoffnungsschein:
Die Lust sogar zur Hoffnung ist verloren;
Daß grenzenlos mein Leiden sey, hab' ich,
Ich selbst, dem Wiedersehen abgeschworen.

Kann Furcht und Hoffnung jemals sich umfah'n?
Und darf in meiner Brust die Hoffnung siegen,
Wenn Gründe der Besorgniß uberwiegen?
Seh' das Gespenst der Eifersucht ich nah'n
Und seine häm'schen Blicke auf mich schießen,
Vermag ich ruhig dann mein Aug' zu schließen?

Wer sollte nicht in Schmerz und Gram zerfließen,
Wenn seine Hand die bitt're Niete zieht,
Sein Aug' die traurigste Verwandlung sieht,
Daß finstrer Argwohn übergeht in Klarheit,
Zur Lüge sich verkehrt das Licht der Wahrheit?

Gib mir, Despotin in der Liebe Land,
Gib, Eifersucht, ein Schwert in meine Hand,
Leih' mir, Verzweiflung, deine Todesstricke! —
Doch wehe, wenn ich enden will, erscheint
Mit Zaubermacht ihr Bild vor meinem Blicke!

Ich sterbe; doch getreu dem alten Wahn
(Obgleich mir dann auch, wenn ich leben bliebe,
Nicht eine Aussicht blieb auf Gegenliebe),
Sprech' ich noch jetzt: wer liebt, hat wohlgethan,
Und wer der Männerwürde will genügen,
Der muß sich Amors Willkürherrschaft fügen.

Auch jetzt bekenn' ich: in Marcella's Zügen
Verkörperte der Himmel seine Huld,
Und wenn sie mich verschmäht, ist mein die Schuld,
Und hat mir Amor nichts als Qual beschieden,
Er herrsche dennoch ewig fort im Frieden.

So denn beende du, mitleid'ger Strang,
Des unerbittlichen Geschickes Drang;
Gib meine Seele hin der Luft, den Winden.
Verschmäht und ruhmlos sink' ich in das Grab,
Ohn' alle Hoffnung, künftig Heil zu finden.

Marcella, die du mit so wenig Grund
So unabweislich durch dein kaltes Hassen
Mich zwingst, dies öde Daseyn zu verlassen;
O du, der einst noch mein geschloss'ner Mund
Bezeugen mag, wie freudig ich das Leben
Zum Opfer deiner Grausamkeit gegeben, —

Begreifst du je einmal mit leisem Beben,
Ich hätt' es doch vielleicht verdient, daß sich
Der Himmel deines Auges trüb' um mich,
So bänd'ge schnell dein Herz: du sollst nicht weinen
Ob den für dich verschmachteten Gebeinen;

Im Gegentheil, gib lachend zu versteh'n,
Daß du mit Jubel meinen Tod geseh'n. —
Doch wie? hab' ich mich noch einmal betrogen?
Vergaß ich ganz, daß du dich rühmen wirst,
Wie schnell du mir das Leben ausgesogen?

Ihr Schatten, es ist Zeit, erscheint! wohlan,
O Tantalus, mit der zerlechzten Lunge,
O Sisyphus, in deines Felsen Schwunge,
Mit deinem Geier, Tithyus; heran,
Ixion, den des Rades Ring umschließet,
Ihr Schwestern, die ihr zwecklos Wasser gießet!

Schafft einen Schmerz, in dem zusammen fließet
Was ihr vereinzelt tragt, und achtet ihr
Mich dessen werth; so singt das Grablied mir;
Stimmt heulend an, dem armen Leib zu Ehren,
Dem Menschen auch des Sarges Zierde wehren!

Du aber, schwarzer, grimm'ger Höllenhund,
O brülle du aus dreifach off'nem Schlund
Den Grundton zum Geheul der Geisterlarven!
Denn wo die Liebe so zu Schanden ging,
Taugt nicht der Klang von Cymbeln und von Harfen.

Zu Ende bist, mein Schwanenlied, auch du.
So fahre wohl, kling' weiter ohne Ruh
Bis an der Feindin Ohr; doch spar' das Weinen!
Damit ihr höhnischer Triumph nicht steigt,
So mußt am Grabe noch du heiter scheinen.

Den Zuhörern gefiel die Ode des Chrysostomo sehr wohl, nur meinte der Vorleser, sie wolle nicht recht zu dem sittsamen und tugendhaften Charakter passen, welchen man von der Marcella rühmte; denn Chrysostomo sprach ja in jenen Versen Klagen der Eifersucht aus, welche ihm die Trennung von der Geliebten abgepreßt hätte. Ambrosio, welcher mit den geheimsten Gedanken seines Freundes vertraut war, gab ihm zur Antwort: „Um Euch Euern Zweifel zu benehmen, mein Herr, muß ich Euch sagen, daß der Unglückliche, als er dieses Lied schrieb, wirklich von Marcella abwesend war, und sich freiwillig von ihr entfernt hatte, um zu versuchen, ob die Abwesenheit ihre gewohnte Wirkung auch an ihm haben würde. Weil es aber nichts gibt, das einen Verliebten nicht ängstigen, und keine Furcht, die seiner nicht sich bemächtigen könnte, so quälte ihn Eifersucht, die nur in seiner Einbildung, und Argwohn, der nur in seiner Furcht einen Grund hatte. Es bleibt demnach Alles wahr, was der öffentliche Ruf von Marcella's Tugend rühmt; zwar grausam ist sie, ein wenig stolz, und noch viel mehr spröde; sonst aber kann ihr der Neid selbst nichts Ungebührliches nachsagen."

„Das ist wahr," versetzte Vivaldo, und war eben im Begriff, noch ein anderes der geretteten Papiere vorzulesen, als sich unerwartet den Augen eine Wundererscheinung darbot. Denn auf dem Gipfel des Felsen, an dessen Fuße das Grab bereitet war, zeigte sich Marcella selbst, schön und noch schöner, als das Gerücht sie geschildert hatte. Wer sie zum ersten Male sah, staunte sie mit stummer Bewunderung an; aber auch die Andern, die schon an ihren Anblick gewöhnt waren, fühlten gleiches Entzücken. Nicht so Ambrosio. Denn kaum hatte er sie erblickt, so rief er in tiefster

Entrüstung: „Du greuliche Schlange dieses Gebirgs, kommst du vielleicht, um zu sehen, ob die Wunden des Geopferten auf's Neue ihr Blut über deinem Anblicke strömen lassen, oder kommst du, um über den schrecklichen Erfolg deines Kaltsinns zu triumphiren? Oder um von deiner Höhe, wie einst Nero auf das brennende Rom, höhnisch herunter zu schauen? Oder um voll Uebermuth deinen Fuß auf diesen Leichnam zu setzen, wie einst des Tullius Tochter auf den ihres Vaters? Sage schnell, warum du gekommen und was dein Begehr ist? Denn da ich weiß, daß alle Gedanken meines Freundes, so lange er lebte, dir zu Diensten waren, so will ich Sorge tragen, daß auch nach seinem Tode Alle dir zu Willen seyen, die sich seine Freunde nannten."

„Um keiner dieser Ursachen willen," sprach Marcella, „sondern zu meiner Rechtfertigung bin ich hierher gekommen. Zeigen möcht' ich euch Allen, wie sehr man Unrecht hat, die Leiden und den Tod des Chrysostomo mir zur Last zu legen. Und deßwegen bitte ich euch insgesammt, mir Gehör zu schenken; denn ohne viel Aufwand von Zeit und Worten soll jedem Vernünftigen alsbald die Wahrheit einleuchtend werden.

„Der Himmel hat mich, sagt ihr, so schön erschaffen, daß es eine Unmöglichkeit sey, mich zu sehen und nicht zu lieben; und für die Liebe, die ihr mir bezeigt, fordert ihr meine Gegenliebe. Die Vernunft, die mir Gott gegeben hat, erkennt das Schöne als liebenswürdig an; allein ich begreife nicht, warum die wegen Schönheit Geliebte den Liebenden nothwendig wieder lieben muß; denn es könnte sich treffen, daß der Liebhaber des Schönen häßlich wäre, und da das Häßliche nur des Abscheus würdig ist, so würde es seltsam klingen, wenn Einer sagen wollte: Ich liebe dich,

weil du schön bist, und du mußt mich lieben, obgleich ich häßlich bin. Allein, gesetzt auch, Schönheit träfe immer nur mit Schönheit zusammen, so folgt noch nicht, daß auch die Neigungen sich begegnen, denn nicht jede Schönheit reift zur Liebe; manche gefällt nur dem Auge, läßt das Herz aber kalt. Würde hingegen jede Schönheit zur Liebe reifen, so würden unsre Neigungen in stetem Strudel umherschweifen und nirgends zur Ruhe kommen; denn weil die schönen Gegenstände unzählig sind, so wäre auch der Neigungen keine Zahl zu finden; und gleichwohl hat man mir gesagt, wahre Liebe müsse eben so gut untheilbar als freiwillig seyn. Wenn dieses, wie ich glaube, seine Richtigkeit hat, wie könnt ihr dann verlangen, daß ich meiner Neigung Gewalt anthun soll, bloß deßwegen, weil ihr sagt, daß ihr mich liebt? Sagt mir vielmehr, wenn mir der Himmel Häßlichkeit statt Schönheit beschieden hätte, würde ich mich dann wohl mit Recht über euch beklagen können, wenn ihr mich nicht liebtet? Ueberdies solltet ihr bedenken, daß ich mir meine Schönheit nicht selbst gegeben, sondern daß ich sie, so wie sie ist, aus der Hand des Himmels empfangen habe, ohne darum zu bitten oder sie mir zu wünschen. So wie man demnach der Natter den Stachel, mit welchem sie tödtet, nicht zum Vorwurf machen kann, weil ihn die Natur ihr gegeben hat, so könnt ihr auch mir um meiner Schönheit willen nichts zur Last legen. Die Schönheit einer züchtigen Jungfrau ist wie ein wohlverwahrtes Feuer und wie ein blankes Schwert; jenes versengt und dieses schneidet nur die, so ihm zu nahe kommen. Zucht und Tugend sind ein Schmuck der Seele, ohne welchen der Leib, wenn er auch schön ist, nicht liebenswürdig genannt werden kann. Wenn demnach ein züchtiges Wesen eine von den Tugenden

ist, welche Leib und Seele am meisten zieren, warum soll diejenige, die man ihrer Schönheit wegen liebt, ihre Tugend demjenigen aufopfern, welcher, um seinen Begierden zu fröhnen, sich alle Mühe gibt, sie ihr zu rauben? Ich bin frei geboren, und um frei zu leben, wählte ich mir die Einsamkeit und diesen ländlichen Aufenthalt. Die Bäume dieser Bergwälder sind meine Gesellschaft, und das Wasser dieser Bäche ist mein Spiegel; jenen sage ich meine Gedanken, diesem theile ich meine Schönheit mit. Ich bin ein verschlossenes Feuer und ein wohlverwahrtes Schwert. Wenn sich Jemand von meiner Schönheit hat verblenden lassen, so haben meine Reden ihm die Augen geöffnet, und werden die Wünsche nur durch Hoffnung genährt, so bin ich nicht am Verderben des Chrysostomo Schuld; denn weder ihm noch den Andern hab' ich Hoffnung gemacht, und wohl darf man sagen, daß sein Eigensinn und nicht meine Grausamkeit ihn getödtet habe. Und macht man die Redlichkeit seiner Absichten mir zum Vorwurf, und meint man, ich hätte deßhalb ihm Gehör schenken sollen, so antworte ich: Als er mir hier an dieser Stelle, wo man jetzt sein Grab bereitet, die Reinheit seiner Absichten entdeckte, gab ich ihm die Erklärung, daß ich entschlossen sey, beständig in ehelosem Stande zu leben, und daß nur die Erde dereinst das Kleinod meiner Schönheit und die Blume meiner Keuschheit genießen solle. Wenn er nun, trotz dieser Enttäuschung, Hoffnungen hegte, wo nichts mehr zu hoffen war, und vermessen genug war, wider den Strom schwimmen zu wollen, — wer darf sich wundern, daß er endlich an seinem Wahnsinn Schiffbruch litt? Hätte ich ihn hingehalten, so wäre ich falsch gewesen; hätte ich seiner Neigung nachgegeben, so hätte ich gegen meine bessere Ueberzeugung gehandelt. Er beharrte

in seinem Wahne, obgleich er enttäuscht war; er verzweifelte, obgleich ich ihn nicht haßte. Beklage sich, wer betrogen wird; verzweifle, wer seine Hoffnung getäuscht sieht; der trete gegen mich auf, den ich angelockt, der verhöhne mich, den ich begünstigt; aber Niemand nenne mich grausam oder eine Mörderin, dem ich nichts versprochen, den ich nicht betrogen, den ich nicht angelockt und nicht begünstigt habe; bisher hat es dem Himmel nicht gefallen, mich der Liebe zu unterwerfen, und daß ich freiwillig ihr huldigen werde, möge Niemand erwarten.

„Diese allgemeine Zurechtweisung merke sich jeder meiner Liebhaber zu seinem eignen Frommen, und man nehme es in Zukunft als ausgemacht an, daß, wenn auf's Neue Jemand um meinetwillen stirbt, Niemand sage, Eifersucht und Grausamkeit habe ihn um's Leben gebracht; denn wer Keinen liebt, über den kann Niemand eifersüchtig werden, und wenn ich Einem die Wahrheit sage, so ist dies keine Verschmähung. Wer mich eine Tiegerin und eine Schlange nennt, der meide mich als etwas Böses und Gefährliches; wer mich für undankbar hält, der biete mir seine Dienste nicht an; wem ich unempfindlich scheine, der suche nicht meine Gesellschaft, und wer mich grausam nennt, der gehe mir nicht nach. Diese Tiegerin, diese Schlange, diese Undankbare, diese Grausame, diese Unempfindliche wird ihn weder aufsuchen, noch an sich locken, weder mit ihm umgehen, noch ihm nachlaufen. Wenn Ungeduld und ungezügelte Leidenschaft den Chrysostomo um's Leben gebracht haben, warum will man meine Sittsamkeit deßhalb anklagen? Wenn ich in der Gesellschaft der Bäume meine Unschuld bewahre, warum verlangt man von mir, daß ich sie in der Gesellschaft der Männer in Gefahr setzen soll? Ihr wißt, ich

bin reich genug, um fremde Güter nicht zu begehren; ich liebe die Freiheit und wünsche mir kein Joch; ich liebe Niemand und hasse Niemand; ich bin nicht gewohnt, den Einen zu betrügen und dem Andern zu schmeicheln; mit Diesem zu scherzen und mit Jenem zu kosen. Der harmlose Umgang mit den Mädchen vom Dorfe und die Sorge für meine Heerden beschäftigen mich hinlänglich; diese Berge umschließen das Gebiet meiner Wünsche, und wenn sie je sich höher erheben, so geschieht es nur, um die Schönheit des Himmels zu betrachten, dessen Anblick meine Seele in ihre Heimath zurückführt."

Nach dieser Standrede kehrte Marcella um, ohne eine Antwort abzuwarten, und verlor sich in eine Schlucht des nahen Gebirgs. Alle Zuhörer waren von ihrem Verstand und ihrer Schönheit entzückt. Unter der Versammlung befanden sich einige ihrer Liebhaber, welche, trotz der harten Erklärung, daß sie nie Gegenliebe gewähren würde, Miene machten, ihr nachzufolgen. Als Don Quixote sah, was sie thun wollten, dünkte ihm dies eine Gelegenheit, seine Ritterpflichten in Beschützung einer Jungfrau, die man zur Liebe zwingen wollte, auszuüben. Er legte daher Hand an den Degen, und rief mit lauter Stimme: „Keiner, weß Standes und Würden er auch sey, erkühne sich, der schönen Marcella zu folgen, bei Strafe meines höchsten Zorns. Sie hat deutlich und hinreichend gezeigt, daß sie an dem Tode des Chrysostomo gar keine oder nur sehr wenig Schuld habe, und wie weit sie entfernt sey, jemals in das Verlangen eines ihrer Liebhaber zu willigen. Derohalben ist es billig und recht, anstatt sie zu beunruhigen und zu verfolgen, sie vielmehr hochzuschätzen, weil sie vielleicht die Einzige in der Welt ist, die einen so tugendhaften Vorsatz hat."

Entweder unsers Ritters Drohungen, oder des Ambrosio Bitten, seinem Freunde die letzte Liebespflicht zu erweisen, machten, daß keiner von den Schäfern sich regte, noch entfernte, bis sie das Grab gehauen, die Papiere verbrannt, und unter vielen Thränen der Umstehenden den Leichnam bestattet hatten. Sie verschlossen das Grab einstweilen mit einem Felsblock, bis ein Leichenstein fertig seyn würde, worauf Ambrosio folgende Inschrift zu setzen gedachte:

Sieh', dieser kalte Leichenstein,
Die heißeste Liebe schließt er ein:
Ein Schäfer, krank an Liebeswunden,
Hat hier sein frühes Grab gefunden;
Ihn bracht' um seine besten Jahre
Eine schöne, stolze Undankbare.
Nicht nur Tyrannen lüstet's, auf Erden
Durch Grausamkeit berühmt zu werden.

Sie bestreuten das Grab mit Blumen und Zweigen, und nachdem ein Jeder dem Ambrosio sein herzliches Beileid bezeigt hatte, nahmen die Schäfer Abschied von ihnen. Vivaldo und sein Gefährte thaten desgleichen, und Don Quixote beurlaubte sich von seinen Wirthen und den beiden Reisenden. Diese wollten ihn bereden, mit ihnen nach Sevilla zu ziehen, weil es da auf allen Straßen und an allen Ecken mehr Abenteuer gebe, als irgendwo. Don Quixote dankte ihnen sehr für die Nachricht und ihren guten Willen, sagte ihnen aber, daß er für jetzt noch nicht nach Sevilla ziehen könne und dürfe, bis er dies Gebirge gänzlich von Räubern gesäubert hätte, als deren es voll sey. Da sie nun seinen guten Vorsatz sahen, wollten sie nicht ferner in ihn dringen, sondern nahmen nochmals Abschied, und

zogen ihres Weges, auf welchem ihnen sowohl die Geschichte der Marcella und des Chrysostomo, als Don Quixote's Narrheit genugsamen Stoff zur Unterhaltung gewährte. Don Quixote hatte sich fest vorgenommen, die Schäferin Marcella aufzusuchen und ihr seine Dienste anzubieten. Wie er aber an der Ausführung dieses löblichen Vorhabens gehindert wurde, wird das folgende Buch dieser wahrhaften Geschichte zeigen.

Drittes Buch.

Fünfzehntes Kapitel.

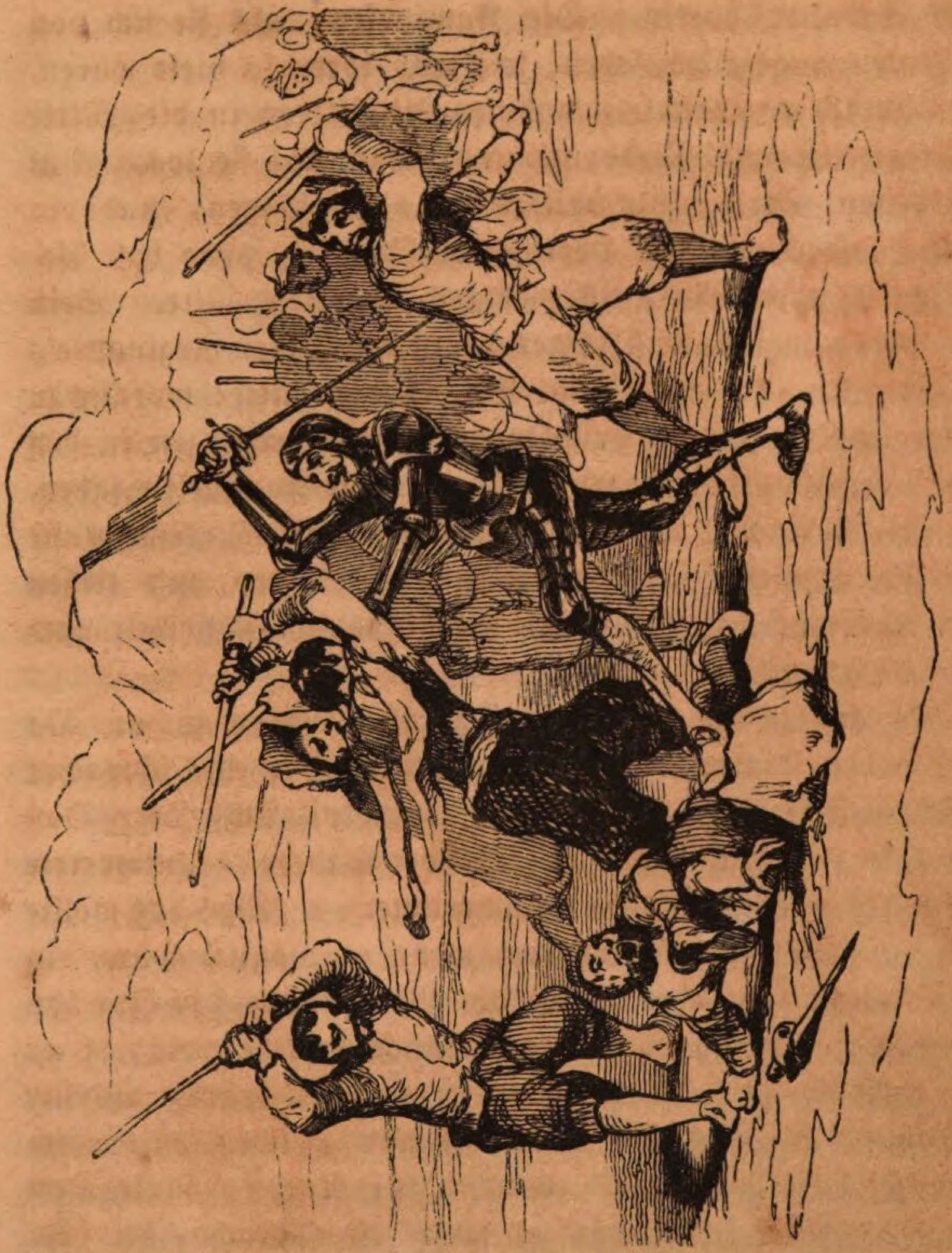
Unglückliches Abenteuer, das Don Quixote aufstieß, als er mit einigen ungeschlachten Yanguesern zusammentraf.

Laßt uns nun dem Berichte des weisen Cid-Hamet-Ben-Engeli weiter folgen, der also fortfährt: Nachdem Don Quixote sich von seinen Wirthen und den Andern verabschiedet hatte, die der Beerdigung des Schäfers Chrysostomo anwohnten, schlug er mit seinem Schildknappen den Weg in dasselbe Gebüsch ein, wohin vor ihnen die Schäferin Marcella gegangen war. Sie suchten dieselbe länger als zwei Stunden vergebens, und kamen endlich an eine große Wiese voll frischen Grases. Hier floß ein klarer, lieblicher Bach, der sie einlud, bei der zunehmenden Hitze an diesem Ort ein Mittagsschläfchen zu machen. Sie stiegen Beide ab, ließen den Rozinante und das Eselein frei im hohen Grase weiden, nahmen den Schnappsack vor und aßen, ohne viele Umstände, Herr und Knecht in brüderlicher Eintracht, was sie drin fanden. Sancho hatte nicht daran gedacht, dem Rozinante die Fußschleifen anzulegen, weil er ihn von jeher so zahm, keusch und geduldig kannte, daß ihn auch alle Stuten auf dem Anger von Cordova nicht hätten zu einer Ungebühr reizen können. Aber das Schicksal fügte es so und

der Teufel, der nie schläft, daß eine Heerde galizischer Stuten, das Eigenthum yanguesischer Roßkämme, im nämlichen Thale weideten. Diese Leute liegen mit ihren Kuppeln gerne still, wo es viel Gras und Wasser gibt, und folglich war der Ruheplatz unsers Ritters den Yanguesen sehr angenehm.

Gaul Rozinante bekam, sobald er diese Gesellschaft witterte, ein Gelüste mit den Frauen Stuten zu kurzweilen, vergaß seiner gewohnten Bedächtigkeit, schlug, ohne Abschied und Urlaub seines Herrn, ein Träbchen an, und wollte schon seiner Nothdurft fröhnen. Aber sie, denen mehr an der Weide als an seinen Zumuthungen gelegen zu seyn schien, empfingen ihn dergestalt mit Beißen und Hufschlägen, daß der Sattelgurt in Kurzem zerrissen war, und Rozinante ohne Sattel und Zeug faselnackt dastand. Doch dies war noch nicht das Schlimmste; denn als die Treiber merkten, wie Rozinante ihren Stuten mitspielen wolle, liefen sie mit Knitteln zu, und schlugen so unbarmherzig auf ihn los, daß sie ihn zur Erde niederstreckten.

Don Quixote und Sancho, die Augenzeugen von dieser Prügelei waren, liefen keuchend hinzu. „Freund Sancho," sprach Don Quixote, „so viel ich sehe, sind dies keine Ritter, sondern gemeines, lumpiges Volk. Du kannst mir also mit gutem Fug helfen an ihnen die Schmach rächen, die sie vor unsern Augen dem Rozinante angethan." — „Was, zum Teufel, ist da zu rächen? Sind ihrer nicht zwanzig und unsrer nur zwei, ja eigentlich nur anderthalb?" versetzte Sancho. — „Ich stehe für Hundert!" sprach Don Quixote, zog, ohne weiter ein Wort zu sagen, sein Schwert, und griff die Yanguesen an. Sancho Pansa, durch das Beispiel seines Herrn gereizt, that ein Gleiches. Der erste Hieb, den Don Quixote einem versetzte, zerschnitt das lederne Koller,



I. Seite 143.

welches derselbe an hatte, und drang noch ein gutes Stück in die Schulter hinein. Die Yanguesen, als sie sich von zwei Leuten angefallen sahen, während ihrer so viele waren, griffen zu ihren Knitteln, nahmen die Beiden in die Mitte und arbeiteten mit Nachdruck und Ernst auf sie los. Auf den zweiten Streich plumpte Sancho zu Boden, und ein Gleiches widerfuhr auch Herrn Don Quixote, ohne daß Geschicklichkeit oder Muth ihm etwas geholfen hätte. Sein böser Stern wollte, daß er gerade zu den Füßen Rozinante's niederfiel, der auch noch nicht sich erhoben hatte: woraus zu ersehen, welch Unheil Prügel anzurichten vermögen in den Händen ergrimmter Bauern. Da nun die Yanguesen sahen, was für schlimme Arbeit sie gemacht hatten, trieben sie eiligst ihre Koppel zusammen, zogen ihre Straße, und ließen unsere Abenteurer in schlimmem Zustande und noch schlimmerer Laune zurück.

Der Erste, der wieder zu sich kam, war Sancho. Da er sich neben seinem Herrn liegen sah, rief er mit schwacher kläglicher Stimme: „Herr Don Quixote! Ach, Herr Don Quixote!“ — „Was willst du, Bruder Sancho?“ antwortete der Ritter in eben solchem Jammertone. — „Ach! ich wollte wohl, daß mir Euer Gestrengen, wenn es möglich wäre, ein paar Schlücke von dem Trank des Bajas gäbe, so Ihr ihn anders zu Händen habt,“ sprach Sancho; „wer weiß, ob er nicht eben so gut für zerschlagene Knochen wäre, als für Wunden.“ — „Freilich; wenn ich nur welchen hätte, ich Unglückseliger! was hätt' es dann für Noth?“ sagte Don Quixote. „Aber ich schwör' es dir, lieber Sancho, bei fahrenden Ritters Wort, daß ich ihn, eh' noch zwei Tage vergehen, in meinem Besitz haben will (wenn nichts dazwischen kommt), oder es wäre nicht gut.“ — „Hm! in zwei Tagen,“

sprach Sancho; „in wie vielen denkt Ihr denn, daß wir wieder einen Fuß werden regen können?" — „Das weiß Gott," sprach der zerschlagne Ritter; „von mir kann ich es wenigstens nicht mit Gewißheit bestimmen, aber die Schuld davon ist mein eigen; ich hätte schlechterdings nicht sollen den Degen gegen die Leute ziehen, die nicht, wie ich, den Ritterschlag hatten; und folglich, glaub' ich gewiß, daß der Gott der Schlachten, zur Strafe der überschrittenen Rittergesetze, diese Züchtigung über mich verhängte. Merke dir also wohl, Bruder Sancho, was ich jetzt dir sagen will, denn das Heil von uns Beiden hängt daran. Siehst du, daß uns dergleichen Pack wieder beleidigt, so warte nicht, bis ich wieder die Hand an's Schwert lege, denn ich werde es schlechterdings nicht wieder thun, sondern ziehe du selbst vom Leder und züchtige sie nach Herzenslust. Kommen ihnen aber Ritter zu Hülfe, so will ich dich mit aller meiner Macht vertheidigen; denn du kennst nun schon aus tausend Proben die Stärke meines tapfern Armes." So übermüthig war der arme Mann geworden, durch den Sieg, welchen er über den Biscaier erfochten hatte.

Aber unserm Sancho gefiel der Rath seines Herrn zu wenig, als daß er dazu hätte schweigen können. „Herr," sprach er, „ich bin ein ruhiger, stiller, friedsamer Mensch, kann schon einen Puff vertragen und ein angethanes Unrecht vergeben; denn ich habe Frau und Kinder zu ernähren. Ich will also Euer Gestrengen nur bescheidentlich sagen (denn vorschreiben kann ich ja nichts), daß ich gegen keinen Menschen, sey's Ritter oder Bauer, mein Hackmesser ziehen werde, und daß ich hiemit im Angesichte Gottes von Herzen alles Unrecht verzeihe, geschehenes oder zukünftiges, das ich erdulde, erduldet habe, oder dereinst noch erdulden werde, thue mir's

an, wer da will, Hoch oder Nieder, Reich oder Arm, Junker oder Knecht, und sey dabei kein Stand noch Würde ausgenommen."

„Könnt' ich nur recht Athem holen und frei reden," sprach Don Quixote, als er dies hörte; „oder legte sich nur der Schmerz da in der Seite ein wenig, Sancho, so solltest du eines Breiten vernehmen, wie sehr du im Irrthume bist. Denk' einmal, du alter Sünder, wenn der Glückswind, der bisher uns entgegenblies, zu unsern Gunsten sich drehte, daß wir mit vollen Segeln, sonder Gefahr und Widerwärtigkeit, auf den Hafen einer der Inseln lossteuerten, die ich dir versprochen habe — wie? wenn ich sie gewönne und dich zum Herrn darüber setzte? Diese meine wohlmeinende Absicht wirst du vereiteln, da du weder Ritter seyn noch werden, keinen Muth fassen, erlittene Ungebühr nicht rächen und deine Herrscherrechte nicht vertheidigen willst. Denn das mußt du wissen, daß in neu eroberten Königreichen und Staaten die Köpfe der Einwohner nie so ruhig und dem neuen Herrn so ergeben sind, daß nicht ein Aufruhr zu befürchten stünde, um die Dinge wieder in den alten Stand zurückzuführen und eine sogenannte Restauration zu bewerkstelligen. Der neue Besitzer muß also Verstand genug haben, um sich zu benehmen, und Kraft genug, um sich zu vertheidigen, je nachdem die Ereignisse es erfordern."

„In dem Ereigniß, so uns eben erst betroffen hat, möcht' ich wohl so viel Verstand und Stärke gehabt haben, als Euer Gestrengen da sagt," versetzte Sancho. „Aber ich schwör' es Euch bei dem Wort eines geschlagenen Mannes, daß mir jetzt ein Pflaster besser zu Statten käme, als Eure Reden da. Seht doch einmal zu, gestrenger Herr, ob Ihr nicht aufsitzen könnet, damit wir dem Rozinante nur wieder auf

die Beine helfen, ob er's gleich nicht verdient, denn er ist eigentlich an der ganzen Prügelsuppe Schuld. Meine Tage hätt' ich so was nicht von dem Rozinante gedacht; denn ich hielt ihn immer für einen so keuschen und friedliebenden Burschen wie mich selbst. Aber da sieht man's, daß gar lange Zeit dazu gehört, eh' man die Leute recht kennen lernt, und daß man, wie's heißt, in der Welt auf nichts rechnen kann. Wem wär's auch eingefallen, daß auf die kostbare Bescherung, die Ihr dem unglücklichen fahrenden Ritter angehängt habt, der hinkende Bote so schnell hinter uns drein in Gestalt eines solchen Donnerwetters von Prügeln uns auf den Buckel kommen würde."

„Der deinige, Sancho," sprach Don Quixote, „ist an solches Unwetter schon gewöhnt; aber dem meinigen, der von jeher in Seide und Musselin eingewickelt war, thut solche Mißhandlung doppelt weh: das ist sonnenklar. Und würde ich nicht glauben — was, glauben? wüßt' ich nicht vollkommen gewiß, daß alle diese Beschwerlichkeiten mit dem Waffenhandwerk unzertrennlich verbunden sind, so stürb' ich hier vor lauter Verdruß."

„Gestrenger Herr!" sagte Sancho; „wenn solch Unglück zu den laufenden Einkünften der fahrenden Ritterschaft gehört, so sagt mir doch, ob's oft und häufig so kömmt, oder ob's seine gewissen Termine hält; denn noch ein paar solche Einnahmen, denk' ich, und dann würden wir für die dritte nicht viel mehr nütze seyn, wenn uns Gott, vermöge seiner unendlichen Barmherzigkeit, nicht besonders beisteht."

„Wisse, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „daß zwar das Leben der fahrenden Ritter tausend Zufällen und Gefährlichkeiten ausgesetzt ist, daß sie aber auch ebenso nah' dem Glücke sind, Kaiser und Könige zu werden. Hiefür

zeugt die Erfahrung vieler und zerschiedener Ritter, von deren Geschichte ich genaue Wissenschaft habe. Ich könnte dir auch, wenn's nur mein Schmerz zuließe, gleich jetzt die Geschichte von einigen erzählen, die bloß durch Tapferkeit ihres Arms zu so hohen Ehren gelangten, und dennoch sowohl vor= als nachher sich in mancherlei Unglück und Noth befanden. So gerieth der mannhafte Amadis von Gallien dem Zauberer Arcalaus, seinem Todfeind, in die Hände, welcher ihn, wie man bestimmt versichert, im Hof an eine Säule band, und ihm mehr als zweihundert Hiebe mit seines Pferdes Zaume gab. Imgleichen berichten uns die geheimen Papiere eines nicht wenig Glauben verdienenden Schriftstellers von dem Sonnenritter, daß er in einem gewissen Kastell durch eine gewisse Fallthüre in ein tiefes Loch unter der Erde gefallen sey; daselbst habe man ihm Hände und Füße gefesselt und ihm, so zu sagen, ein Klystier von Schneewasser und Sand gegeben, wovon er beinahe drauf gegangen sey; und wär' ihm nicht ein anderer Weiser, sein guter Freund, in dieser Noth beigesprungen, so würde es dem armen Ritter übel ergangen seyn. Also kann ich mich noch immer mit diesen wackern Leuten trösten, die weit größere Unglücksfälle und Beschimpfungen ausgestanden haben, als wir. Und überhaupt mußt du wissen, Sancho, daß Wunden und Schläge, beigebracht durch Instrumente, die einem Anderen von ungefähr in die Hände kommen, gar nicht schimpflich sind; denn in den Duellgesetzen steht mit klaren Worten geschrieben: „Wenn ein Schuster Einen mit einem Leisten schlägt, den er eben in der Hand hat, ohngeachtet der Leisten auch von Holz ist, so soll man dennoch nicht sagen, daß der Andere dadurch geschlagen worden sey." Dies sag' ich dir zum Troste, daß du nicht etwan glaubest, daß wir durch die empfangnen

Prügel beschimpft wären, denn so viel ich mich erinnre, waren die Waffen der Leute, die uns so zugerichtet haben, nichts als Knittel und Pfähle, und kein einziger davon hatte Degen, Schwert oder Dolch."

„Ich hatte nicht Zeit," sprach Sancho, „um so genau nachzusehen; denn kaum hatte ich mein Hackmesser erwischt, da schlugen sie mit ihren Prügeln das Kreuz so kräftig über meinen Buckel, daß mir Hören, Sehen und Laufen verging, und ich dahinpurzelte, wo ich auch noch liege, und es mich den Henker kümmert, ob mir ihre Pfahlprügel eine Schande sind, oder nicht; aber das weiß ich, daß die Prügel mir weh thun, weßhalb sie auch in mein Gedächtniß geschrieben sind, wie auf meine Schultern."

„Demungeachtet, Bruder Sancho," versetzte Don Quixote, „gibt es keine so bittere Erinnerung, welche die Zeit nicht milderte, und keinen Schmerz, den der Tod nicht verwischte."

„So?" sprach Sancho; „gibt's denn wohl was Schlimmeres als ein Unglück, das die Zeit erst lindern, oder der Tod aufheben muß? Wär' unsers mit einem paar Pflastern abgethan, da möcht's noch hingehen; aber uns möchten wohl kaum die Pflaster eines ganzen Spitals heilen."

„Laß das jetzt," sprach Don Quixote, „und raffe dich auf! Ich will's auch thun, und dann lasse uns sehen, wie's um den Rozinante steht; denn dem armen Thier, glaub' ich, ist nicht eben der kleinste Theil von diesem Unglück zugefallen."

„Das ist kein Wunder," sagte Sancho, „denn ist er nicht fahrender Ritter so gut als wir? Das aber wundert mich, daß mein Esel mit ganzen Rippen davongekommen, da wir fast keine halbe mehr im Leibe haben."

„Immer läßt das Glück in allem Ungemach noch eine Hinterthür offen," versetzte Don Quixote. „Ich sage dies,

weil jetzt dein Thierlein Rozinante's Stelle versehen soll, um mich in irgend ein Kastell zu bringen, wo ich meiner Wunden genesen könne. Und wird mir solche Ritterschaft nicht im mindesten zur Schande gereichen: denn ich erinnere mich gelesen zu haben, daß der gute alte Silen, Hofmeister und Lehrer des Gottes der Freude, als er seinen Einzug in das hundertthorige Thebä hielt, vergnüglich auf einem Esel daherritt."

„Wenn man nur noch reiten kann," sprach Sancho, „da mag's dem wohl so seyn, wie Euer Gestrengen sagt; aber es ist doch ein mächtiger Unterschied zwischen reiten und so quer über dem Esel hängen, wie ein Sack voll Dreck."

„Wunden, die man in der Schlacht empfängt," entgegnete Don Quixote, „bringen mehr Ehre, als Schande. Sag' mir also nichts mehr dawider, Freund Sancho, sondern erheb' dich, so gut du kannst, wie ich dir befohlen, und hilf mir, so gut es gehen will, auf deinen Esel, damit wir von dannen kommen und uns die Nacht in dieser Einöde nicht überfalle." — „Hab' ich doch von Euer Gestrengen gehört, daß es bei fahrenden Rittern gar sehr der Brauch sey, die meiste Zeit des Jahres in Wüsten und Einöden zu schlafen, als ob dies ihr Beruf so mit sich brächte," warf Sancho ein. — „Dies thun sie nur," sprach Don Quixote, „wenn sie nicht anders können, oder verliebt sind. So gab es z. B. einen Ritter, der zwei ganze Jahre, Tag und Nacht, auf einem Felsen zubrachte, und allem Ungemach der Witterung Trotz bot, ohne daß seine Dame etwas davon wußte. Einer dergleichen war auch Amadis, als er sich den Dunkelhübsch nannte, und den Armuthsfelsen acht Jahre oder acht Monate — ich erinnere mich im Augenblicke nicht so genau — bewohnte, und ich weiß nicht um welches Unrecht trauerte,

das ihm von dem Fräulein Oriana widerfahren war. Aber lassen wir dies jetzt, Sancho, und mach', daß du fertig wirst, ehe dem Esel auch ein Unglück begegnet, wie dem Rozinante."

„Da müßte vollends der Teufel los seyn!" sprach Sancho, und kroch, nachdem er dreißigmal geächzt, sechzigmal geseufzt, und hundertundzwanzigmal den verdammt und verwünscht hatte, der ihn hieher gebracht, in die Höhe, blieb aber halbwegs krumm wie ein türkischer Bogen stehen; denn ganz konnte er sich nicht aufrichten. Trotzdem machte er den Esel zurecht, der die gute Gelegenheit benützt hatte, sich ein wenig in der Gegend zu ergehen. Drauf half er dem Rozinante auf die Beine, der, wenn er nur eine Zunge zum Wehklagen gehabt hätte, weder dem Sancho noch seinem Herrn hierin etwas nachgegeben haben würde. Endlich packte er auch Don Quixote auf den Esel, band den Rozinante hinten an den Schwanz, nahm den Esel bei der Halfter, und schlich sachte immer nach der Gegend zu, wo nach seinem Dafürhalten die Landstraße seyn mußte. Ein Glück kommt nie allein; kaum waren sie eine halbe Meile so gezogen, da zeigte sich ihnen die Landstraße, und auf derselben eine Schenke, die einmal, zu des armen Sancho größtem Verdruß und unsers Ritters größter Freude, ein Kastell seyn mußte. Sancho schwur hoch und theuer: „Es ist eine Schenke!" — „Nein, es ist ein Kastell!" rief sein Herr, und so dauerte der Streit fort, bis sie davor kamen, und Sancho rückte, ohne sich weiter zu vereifern, mit seinem ganzen Zuge hinein.

Sechzehntes Kapitel.

Was unserm weisen Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Kastell hielt.

Don Quixote lag demnach quer über dem Esel; weßhalb der Wirth den Sancho fragte, was ihm fehle? „Es ist weiter nichts," sprach Sancho, „als daß er von einem Felsen herabgefallen ist, und sich die Seiten ein wenig gequetscht hat." Der Wirth hatte eine Frau, die wider Gewohnheit solches Volks gar mitleidig war, und sich das Unglück ihres Nächsten zu Herzen gehen ließ. Sie nahm sich also gleich des armen Ritters an, befahl auch ihrer Tochter, einem hübschen jungen Mädchen, ihr den Gast verbinden zu helfen. Nun diente in eben der Schenke eine asturische Dirne, mit breitem Gesicht, flachem Hinterkopfe und Stumpfnase, die auf einem Auge schielte und mit dem andern auch nicht recht sah. Indeß, die Reize ihrer Person ersetzten diesen Mangel. Denn sie maß von der Ferse bis zum Scheitel kaum etwas über vier Fuß, und dabei machte ein kleines Uebergewicht hinter der Schulter, daß sie mehr zur Erde sehen mußte, als ihr lieb war. Diese zarte Magd half der Tochter des Wirths für Don Quixote ein elendes Bett in einer schlechten Kammer zurecht machen, der man es ansah, daß seit Jahren dort nichts als Stroh aufgehoben worden war. In eben diesem Stalle befand sich auch ein Eselstreiber, der sein Lager einen Fleck weiter von unsers Ritters seinem aufgeschlagen hatte; welches, ungeachtet es nur aus Decken und Polstern seiner Esel bestand, doch vortheilhaft von der Ruhestätte Don Quixote's abstach; denn diese bestand aus vier höckerichten Brettern auf zwei ungleichen Böcken, aus einer Matratze,

die nicht dicker als eine Ueberdecke, dem Gefühle nach aber voll von Knollen wie Kieselsteine war, hätte man nicht durch einige Löcher bemerkt, daß sie mit Wolle gestopft sey; ferner aus zwei Leilachen, so hart wie Schildleder, und einer leinenen Decke, deren Fäden man alle, ohne um einen zu irren, hätte zählen können. In dies verwünschte Bett legte sich Don Quixote, und nun bepflasterten ihn die Wirthin und ihre Tochter von oben bis unten, wozu ihnen Maritornes (so hieß die Asturierin) leuchtete.

Als nun die Wirthin unter dem Bepflastern gewahr wurde, daß Don Quixote allenthalben voll Striemen war, sagte sie, dies sähe ja eher Schlägen als einem Falle ähnlich. „Mit nichten," sprach Sancho, „es sind keine Schläge, sondern der Fels hatte viel scharfe Spitzen und Ecken, deren jede ihr Mahl gemacht hat. Und noch eins! Frau Wirthin, seyd so gut und lasset wo möglich einige Fetzen Pflaster übrig, denn es ist Einer da, der es brauchen kann; denn auch mich schmerzt es ein wenig da im Kreuze." — „Seyd Ihr denn auch gefallen?" fragte die Wirthin. — „Das zwar nicht," sprach Sancho; „aber der Schrecken, da ich meinen Herrn fallen sah, ist mir so in den Leib gefahren, daß es mir nicht anders ist, als hätt' ich tausend Prügel bekommen." — „Das ist gar wohl möglich," sprach die Tochter, „denn wie oft ist mir's nicht im Traume so gewesen, als fiel ich von einem hohen Thurm und käme nicht auf den Boden, und wenn ich vom Traum erwacht, war ich so müde und zerschlagen, als ob ich wirklich gefallen wäre." — „Da trifft's die Jungfer auf ein Haar," sagte Sancho; „nur daß ich nicht träumte, sondern so munter war wie jetzt, und habe doch vom bloßen Schrecken fast eben so viel blaue Flecken gekriegt, als mein Herr."

I. Seite 152

„Wie heißt denn der Herr Ritter?" fragte Maritornes. — „Don Quixote von der Mancha," antwortete Sancho Pansa; „ein fahrender Ritter ist er und zwar einer der besten und mannhaftesten, die seit langer Zeit auf Erden gesehen worden sind." — „Was ist denn das, ein fahrender Ritter?" versetzte die Dirne. — „Seyd Ihr denn so jung in der Welt, daß Ihr das nicht wisset?" antwortete Sancho. „Höre, Schwester, ich will dir's sagen; ein fahrender Ritter ist, mit zwei Worten, ein Ding, das bald geprügelt wird, bald Kaiser ist. Heute ist er das elendeste und ärmste Geschöpf unter der Sonne und morgen hat er zwei oder drei Königskronen, die er seinem Schildknappen schenken kann." — „Wie kömmt's denn aber, da Ihr doch einem so guten Herrn dienet, daß Ihr, wie's scheinet, nicht wenigstens eine Grafschaft habt?" fragte die Wirthin. — „Damit hat's noch Zeit," sprach Sancho, „denn es ist ohnedies erst kaum einen Monat her, daß wir Abenteuer suchen, und bis jetzt haben wir noch keines gefunden, das viel werth war. Aber da sucht man oft eine Sache und findet eine andere; doch das ist ausgemacht, kömmt mein Herr Don Quixote nur von seinen Schlägen — von seinem Fall, wollt' ich sagen, wieder auf, so vertausche ich gewiß meine Hoffnung mit dem besten Titel von Spanien nicht."

Dem tollen Geschwätz hörte Don Quixote sehr aufmerksam zu, setzte sich im Bette, so gut er konnte, in die Höhe, ergriff die Hand der Wirthin und sprach: „Glaubt mir, schönste Frau, daß Ihr Euch glücklich schätzen könnt, eine Person, wie ich bin, in Euerm Kastell aufgenommen zu haben. Denn wenn ich mich nicht selbst lobe, so geschieht es einzig deßhalb, weil Eigenlob keinen guten Geruch verbreitet; aber mein treuer Schildknappe wird's Euch

erzählen, wer ich bin. Nur dies erlaubt mir noch zu sagen, daß der Dienst, so Ihr mir geleistet, ewig in meinem Gedächtnisse wird geschrieben stehen und ich Zeitlebens Euch zu Dank werde verpflichtet bleiben. Und hätte der Himmel es nicht so gefügt, daß die Liebe mich in ihren Banden halten, und ich unterthan seyn sollte ihren Gesetzen und den Augen jener undankbaren Schönheit, so sollten, im Vertrauen sey es gesagt, die Augen dieses schönen Fräuleins Gebieterin meiner Freiheit seyn."

Die Wirthin, ihre Tochter und die gute Maritornes staunten ob diesen Reden unsers fahrenden Ritters nicht wenig, weil sie so wenig davon verstanden, als wäre es Griechisch. Indessen nahmen sie doch so viel daraus ab, daß es schöne Sachen seyn sollten, die er ihnen da sagte. Da sie aber dergleichen Sprache nicht gewohnt waren, wunderten sie sich über ihn, als einen Menschen von anderm Schlage als dem gewohnten, bedankten sich auf ihre Art gar schön bei ihm und ließen ihn allein. Maritornes sorgte indeß für Sancho, der es nicht minder nöthig hatte, als sein Herr.

Nun hatte der Eselstreiber mit ihr für diese Nacht eine verliebte Zusammenkunft verabredet, und sie ihm auch ihr Ehrenwort darauf gegeben, sobald die Gäste und ihre Herrschaft schlafen würden, ihm einen Besuch zu machen, und, so weit er es verlangte, zu Willen zu seyn. Man sagt überhaupt von dieser ehrlichen Dirne, daß sie ihr Wort in dergleichen Fällen nie gebrochen, hätte sie es auch auf freiem Felde und ohne Beiseyn eines Zeugen gegeben; denn sie hielt sehr viel auf ihren Adel, und achtete es sich für keine Schande, als Magd in der Schenke zu dienen, weil nur Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, wie sie sagte, sie zu diesem Stande herabgesetzt hatten.

Don Quixote's hartes, enges, gebrechliches und lumpiges Bett stand gleich vorne an und mitten in dieser alten Rumpelkammer. Gleich daneben hatte sich Sancho sein Nest von einer Binsenmatte und Decke gemacht, die eher von Segeltuch als Wolle schien. Nach diesen beiden folgte des Eseltreibers Lager, welches, wie schon gesagt, von den Decken und dem Geschirr seiner zwei besten Maulesel aufgebaut war, deren er zwölf hatte, alle stark, fett und glänzend wie die Spiegel, denn es war einer der reichsten Treiber von Arevalo. [1] So versichert wenigstens unser Autor, der dieses Treibers besonders erwähnt, weil er ihn sehr genau kannte, und, wie's verlauten will, wohl gar ein wenig mit ihm verwandt war. [2] Wenigstens erhellt daraus, daß Cid-Hamet-Ben-Engeli ein sehr treuer und genauer Geschichtschreiber war, weil er auch die kleinsten und unerheblichsten Umstände nicht mit Stillschweigen übergeht. Möchten doch unsre neuern ernsthaften Geschichtschreiber ein Beispiel dran nehmen, die, wenn sie Begebenheiten erzählen, Alles so kurz zusammenfassen, daß man's kaum mit den Lippen kosten kann, und dabei immer aus Fahrlässigkeit, Bosheit oder Unwissenheit gerade das Wesentliche im Tintenfasse stecken lassen. Heil dafür, tausendmal Heil dem Geschichtschreiber des Tablante de Ricamonte und dem Erzähler der Thaten des Grafen Tomillas! Dies sind doch Leute, die Alles pünktlich beschreiben.

Nachdem nun der Eselstreiber seine Thiere beschickt und ihnen das zweite Futter gegeben hatte, so streckte er sich auf

[1] Eine Stadt in Alt-Castilien.

[2] Vor ihrer Vertreibung aus Spanien gaben sich die Moriskos gerne mit Fuhrwerk ab. Das abenteuerliche Leben eines Maulthiertreibers behagte ihnen, entzog sie überdies der strengen Aufsicht der Inquisition, und befreite sie vom verhaßten Besuche der Kirchen.

seine Decken und erwartete mit heißem Liebesverlangen seine pünktliche Maritornes. Sancho lag schon völlig eingepflastert auf dem Ohr, wollte gern schlafen, konnte aber vor Kreuzweh nicht; eben so lag Don Quixote vor Schmerz mit offnen Augen da, wie ein Hase. Schweigen lag rings auf der Schenke, nirgends mehr war Licht; nur eine Lampe brannte noch, die über dem Thorweg aufgehängt war. Diese merkwürdige Stille und die unruhigen Gedanken unsers Ritters, welche unaufhörlich in den Ritterbüchern, jener Quelle seines Unglücks, schwärmten, zauberten ihm eine der seltsamsten Thorheiten vor. Er bildete sich nämlich ein, daß er in einem berühmten Kastell sich befände (denn jede Schenke, in der er einkehrte, war ihm, wie obgedacht, ein Kastell), daß die Wirthstochter, als Fräulein des Herrn dieses Kastells, von seiner Anmuth überwunden, in ihn verliebt sey und ihm versprochen habe, diese Nacht ohne Vorwissen ihrer Eltern zu kommen und eine gute Weile bei ihm zu liegen. Diese Grille, welche er steif und fest für wahr hielt, setzte ihm gewaltig zu, und er fing an, sich sehr über die Gefahr zu ängstigen, in welche dabei seine Treue und Keuschheit gerathen könne. Doch beschloß er in seinem Herzen, an seiner Dame Dulcinea von Toboso durchaus keine Untreue zu begehen, sollte auch die Königin Ginebra mit ihrer Dame Quintannona in eigner Person vor ihm erscheinen.

Indem er so dalag und es in seinem Kopf gewaltig spukte, nahte sich die für ihn unglückselige Stunde der Ankunft Maritornes. Sie erschien im Hemde, trat baarfuß, die Haare unter eine Nachtmütze von Barchent gesteckt, mit leisen furchtsamen Schritten in die Kammer, wo alle Drei lagen, ihren Eselstreiber zu suchen. Aber kaum war sie

zur Thüre herein, so merkte sie Don Quixote, setzte sich, so gut es ihm Pflaster und Lendenweh erlaubten, im Bette aufrecht, und streckte seine Arme aus, sein schönes asturisches Fräulein zu empfangen, die still und gebückt mit den Händen vorantappte, ihren Geliebten zu finden. Sie traf gerade auf Don Quixote's Arme, der sie sogleich bei einer Faust ergriff, sie nach sich zog, und, ohne daß sie sich traute, ein Wörtchen zu sagen, auf sein Bett setzte. Er bekam sogleich ihr Hemde in die Hand, das, obgleich es von Hanf war, ihm doch der feinste und weichste Musselin schien. Die Glaskorallen, die sie um den Arm hatte, leuchteten ihm wie die schönsten orientalischen Perlen. Ihre Haare, die Pferdemähnen wenig nachgaben, waren ihm Fäden des feinsten arabischen Goldes, deren Glanz die Sonne verdunkelte, und ihr Athem, der nach altem übernächtigen Salate roch, hauchte ihm Gewürzduft und Wohlgerüche in die Nase. Kurz, seine Phantasie malte sie ihm gerade so, wie jene Prinzessin in seinen Büchern, die, von Liebe überwältigt, in diesem ganzen Aufzuge ihren verwundeten Ritter zu besuchen kam. Die Blindheit des armen Junkers ging so weit, daß ihn weder Gefühl, noch Geruch, noch andere Dinge, die das gute Mädchen an sich hatte, und die gewiß jeden Andern, der kein Eselstreiber war, zum Speien brachten, seinen Irrthum benehmen konnten. In seinen Gedanken hatte er die Schönheitsgöttin selbst in den Armen.

Da er sie so fest umschlossen hielt, hob er mit leiser, zärtlicher Stimme an: „Möcht' ich mich doch, schönes und hochgebornes Fräulein, im Stande befinden, Euer Lieb eine so große Gnade, als Ihr mir durch Darstellung Eurer hohen Schönheit erzeiget, zu vergelten; aber das Schicksal, (welches nie aufhört, die Guten zu verfolgen) hat mich in

dies Bett geworfen, wo ich dermaßen zermalmt und gerädert liege, daß es mir unmöglich wäre, Euer Lieb Willen ein Genüge zu leisten, wenn ich auch wollte. Zu dieser Unmöglichkeit kommt aber noch eine größere, nämlich meine, der Dulcinea von Toboso, der einzigen Dame meiner geheimsten Gedanken, versprochene und gelobte Treue. Wäre dies nicht, so würde ich ja kein so thörichter Ritter seyn, die schöne Gelegenheit, die Euer Gnaden mir darbietet, ungenützt aus den Händen zu lassen."

Maritornes war in Höllennöthen. Sie schwitzte vor Angst, da sie sich von Don Quixote so fest gehalten fühlte, und war bemüht, ganz in der Stille von ihm loszukommen. Der gute Eselstreiber, den seine böse Lust nicht schlafen ließ, hatte das Weibsbild gleich beim Eintritte bemerkt, und lauschte sehr aufmerksam auf Alles, was Don Quixote vorbrachte. Er wurde eifersüchtig, daß ihm die Asturierin, um eines Andern willen, nicht Wort hielt, schlich sich näher zu unsers Ritters Bette, und horchte, wo denn dies Gerede, das er freilich nicht ganz verstand, endlich hinaus wolle. Als er aber gewahr wurde, daß sein Liebchen sich gern losarbeiten wollte, und Don Quixote sie mit allen Kräften zurückhielt, nahm er den Spaß übel, holte weit aus und gab dem verliebten Ritter mit voller Faust eine so schreckliche Ohrfeige auf den dürren Backen, daß ihm gleich das ganze Gesicht im Blute schwamm. Nicht zufrieden damit, sprang er ihm auf den Leib, und trabte von oben an bis unten jämmerlich auf ihm herum. Das Bett, welches an sich schon gebrechlich war, und auf schwachen Füßen stand, konnte die neue Last des Eselstreibers nicht tragen und brach mit lautem Krachen zusammen. Das Gepolter davon weckte den Wirth auf, der es gleich für eins von Maritornes

seinen Stücken hielt, weil sie ihm auf sein Rufen nicht antwortete. Mit diesem Verdachte stand er auf, zündete ein Licht an und ging dem Lärmen nach. Die Dirne, welche ihren Herrn, und zwar mit keinem freundlichen Gesicht, kommen sah, kroch vor Angst und Schrecken zu Sancho in's Bett, der noch schlief, und drückte sich da zusammen wie ein Knäuel.

„Wo bist du, Hure?“ schrie der Wirth beim Eintritt. „Sicher hast du wieder einmal einen Streich gemacht!“ Indem wurde Sancho halbwach und fühlte den Klumpen beinahe auf sich liegen. Er dachte nicht anders, als der Alp drücke ihn so schrecklich, und fing daher an, mit beiden Fäusten um sich zu schlagen. Die meisten Male traf er Maritornes, die, vom Schmerz übermannt, alle Ehre und Scham bei Seite setzte, und ihm das Empfangene so kräftig wieder heimgab, daß er nothwendig ganz davon erwachen mußte. Sancho, der sich so ungebührlich mißhandelt sah, ohne zu wissen, von wem, erhob sich so gut er konnte, umfaßte Maritornes, und nun begann zwischen Beiden die hitzigste und anmuthigste Balgerei von der Welt. Der Eselstreiber, als er beim Schein des Lichtes sah, wie schlimm es seinem Liebchen ging, ließ Don Quixote fahren und eilte ihr zu Hülfe. Der Wirth mengte sich auch in's Spiel, aber in der Absicht, das Mensch zu züchtigen, als welche er für die unfehlbare Urheberin des ganzen Lärmens hielt. So ging's nun hier nach dem Sprichwort: Prügel auf den Hund, Hund auf den Michel, Michel auf den Baum; denn der Eselstreiber schlug auf Sancho, Sancho auf die Magd, die Magd auf ihn, der Wirth auf die Magd, und sie zerwalkten sich unter einander mit solchem Eifer, daß sie nicht einen Augenblick ausruhten. Das Schönste war, daß dem Wirthe das Licht ausging. Denn nun schlugen sie

so blindlings und toll auf einander los, daß, wo eine Faust auffiel, gewiß kein gesunder Fleck blieb.

Von ungefähr war in derselben Nacht ein Gerichtsdiener der sogenannten alten heiligen Hermandad von Toledo in der Schenke eingekehrt. Als dieser das dumpfe Schlachtgetümmel hörte, ergriff er seinen Gerichtsstab und die blecherne Büchse, worin sein Beglaubigungspatent stak, ging finsterlings in die Kammer und rief: „Friede, im Namen der Gerechtigkeit! Friede, im Namen der heiligen Hermandad!“ Der Erste, auf den er traf, war der zermalmte Don Quixote, der unter den Trümmern seines eingebrochenen Bettes, den Mund in die Höhe reckend, ohne Sinn und Empfindung dalag. Er befühlte ihn, bekam den Bart in die Hand und rief unaufhörlich: „Gehorsam im Namen der Obrigkeit!“ Da er aber sah, daß der, den er gepackt hatte, sich nicht regte und bewegte, hielt er ihn für todt und die andern Kämpfer für seine Mörder. Aus diesem Grunde schrie er noch lauter: „Man schließe eilends die Thüren des Hauses und lasse ja Niemanden entwischen, denn hier ist ein Mensch erschlagen!“ Dies Wort fuhr Allen durch die Glieder und augenblicklich ließen sie den Streit, wie er lag. Der Wirth schlich in seine Kammer, der Eselstreiber auf seine Satteldecken, und Maritornes in ihren Winkel; nur die beiden Unglückskameraden Don Quixote und Sancho konnten sich nicht von der Stelle bewegen.

Unterdeß ließ der Gerichtsdiener Don Quixote's Bart fahren, ging hinaus und suchte Licht, die Thäter gefangen zu nehmen, fand aber kein's, denn der Wirth hatte mit Fleiß die Lampe ausgelöscht, als er sich in seine Kammer zurückzog. Er mußte also im Kamine nachsuchen, wo er denn auch, nach vieler Zeit und Mühe, ein anderes Licht ansteckte.

Siebenzehntes Kapitel.

Fernerer Verlauf der unzähligen Leiden, so der mannhafte Ritter Don Quixote nebst seinem guten Schildknappen Sancho Pansa in der Schenke auszustehen hatte, die jener zu seinem Unglück für ein Kastell ansah.

Der Ritter hatte sich indessen wieder von seiner Ohnmacht erholt, und rief mit dem nämlichen Tone, wie Tags zuvor, da er im Prügelthale ausgestreckt lag, seinem Schildknappen zu: „Freund Sancho, schläfst du? schläfst du, Freund Sancho?" — „Ja, es hat sich da was zu schlafen," antwortete Sancho voll Verdruß und Galle; „ist's doch nicht anders, als wenn alle Teufel diese Nacht sich über mich hergemacht hätten." — „Und das darfst du auch nur glauben, Sancho," sprach Don Quixote; „denn ich verstehe entweder gar nichts von dergleichen Sachen, oder dies Kastell ist bezaubert. Wisse also — aber nein, du mußt mir erst schwören, das, was ich dir jetzt eröffnen will, bis nach meinem Tode bei dir zu behalten." — „Ja, ich schwör's Euch," sprach Sancho. — „Ich verlange es nur darum," fuhr Don Quixote fort, „weil ich nicht gern will, daß Jemand an seiner Ehre leide." — „Ich sag', ich schwör's Euch, gestrenger Herr, daß ich's bis nach Eurem Tode verschweigen will," versetzte Sancho; „aber, wollte Gott, daß ich's morgen schon weiter erzählen dürfte." — „Thue ich dir denn so viel Leids an, Sancho, daß du mich so bald todt wünschest?" fragte Don Quixote. — „Es ist nicht darum," sprach Sancho, „sondern weil ich die Sachen nicht gern lang bei mir behalte, damit sie nicht vor langem Liegen verfaulen."

„Sey's, warum es wolle," sprach Don Quixote; „ich verlasse mich schon auf deine Lieb' und Treue. Wisse also, daß mir diese Nacht eins der seltsamsten Abenteuer begegnet ist, dessen ich mich werde rühmen können. Mit einem Worte, vor wenigen Minuten kam die Tochter des Herrn dieses Kastells, eins der schönsten und liebreizendsten Fräulein weit und breit in der Welt, zu mir. Was soll ich dir von den Reizen ihrer Person sagen? was von ihrem aufgeweckten Verstande? was von andern verborgenen Dingen, die ich in schuldiger Treue gegen mein Fräulein Dulcinea von Toboso lieber unbeschrieben und unberührt lassen will. Nur so viel sollst du wissen, daß entweder das Schicksal neidisch auf mich ist, daß ein solcher Schatz mir durch's Ungefähr in die Hände gerieth, oder (was mir wahrscheinlicher dünkt), daß dies Schloß bezaubert ist, wie ich dir schon sagte; denn eben da ich mich mit ihr in dem süßesten und holdseligsten Gespräch befand, kam unversehens eine Hand — Gott weiß woher? aber gewiß mußte sie zum Arme eines ungeheuern Riesen gehören — und gab mir einen solchen Faustschlag auf den Kinnbacken, daß gleich Blut darnach floß; und darauf hat es mich dergestalt zermalmt, daß ich jetzt schlimmer daran bin, als gestern, da uns die Stutentreiber um der Gelüste meines Rozinante willen so übel mitspielten. Hieraus schließe ich nun, daß der Schönheitsschatz dieses Fräuleins irgend einem verzauberten Mohren zur Hut und Wache anvertraut und für mich nicht gemacht seyn müsse."

„Für mich, mein Seel, auch nicht," sprach Sancho; „denn mich haben wohl mehr als vierhundert Mohren so höllisch abgedroschen, daß die gestrigen Pfahlpüffe noch lauter Marcipan und Zuckerbrod dagegen sind. Aber sagt mir nur, gestrenger Herr, wie Ihr nun das für ein so gutes

und rares Abenteuer halten könnt, da Ihr doch seht, wie es abgelaufen ist. Für Euch zwar etwas besser als für mich, da Ihr ein so unvergleichlich schönes Wunderbild in den Armen hieltet, wie Ihr sprecht. Aber ich, was hab' ich denn davon, als die heillosesten Püffe und Prügel, die ich mein Lebtage bekommen kann. Wehe mir und wehe der Mutter, die mich gebar! Ich bin weder fahrender Ritter, noch will ich's in meinem Leben werden, und doch muß ich von allen Prügelsuppen das Fett oben weg kriegen.

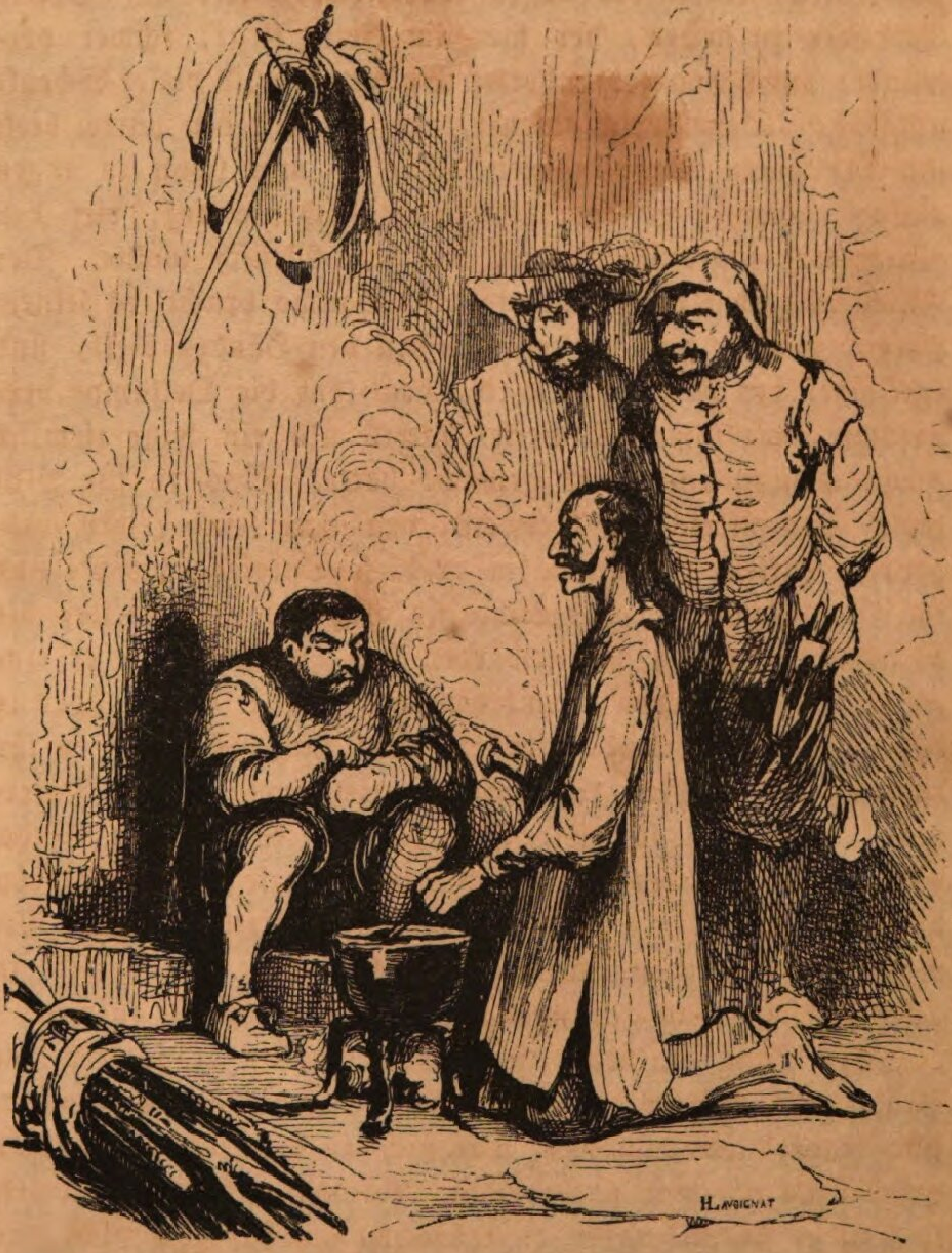
„Wie?“ sagte Don Quixote; „du hast also auch Schläge bekommen, Sancho?“ — „Ei, zum Teufel, was hab' ich denn anders gesagt?“ versetzte Sancho. — „Nun, gib dich nur zufrieden, Freund Sancho,“ sprach Don Quixote; „denn ich will jetzt den bewußten köstlichen Balsam machen, der uns in einem Augenblicke heilen wird.“

Immittelst hatte der Gerichtsdiener Licht bekommen, und trat hinein, den vermeinten Todten zu besichtigen Da ihn nun Sancho im Hemde, das Licht in der Hand, mit einem Tuche um den Kopf und einem ziemlichen Eisenfressers-Gesichte hinein kommen sah, fragte er seinen Herrn: „Ist denn das etwa der verzauberte Mohr, der uns noch einmal abzuschmieren kömmt, wenn ihm ja noch was im Tintenfasse geblieben wäre.“

„Nein,“ sprach Don Quixote, „das kann der Mohr nicht seyn, denn die Verzauberten lassen sich von Niemand sehen.“ — „Nun, lassen sie sich auch nicht sehen, so lassen sie sich doch fühlen,“ sagte Sancho; „fragt nur meine Schultern, die können's Euch erzählen.“ — „Die meinigen nicht minder,“ versetzte Don Quixote; „aber das ist kein hinreichender Grund zu glauben, dies, was wir da sehen, sey der verzauberte Mohr.“

Der Gerichtsdiener trat näher und stutzte, da er Beide ruhig mit einander reden hörte. Don Quixote lag zwar immer noch mit dem Munde in die Höhe, weil er sich theils der Schläge, theils seiner Pflaster wegen weder regen noch wenden konnte. Der Gerichtsdiener ging zu ihm hin und fragte ihn: „Wie steht's, guter Freund?“ — „Wär' ich wie Ihr,“ sprach Don Quixote, „ich redete die Leute ein wenig höflicher an. Spricht man hier zu Lande so mit fahrenden Rittern, grober Flegel?“ Dem Gerichtsdiener, der einen so schlecht aussehenden Menschen in solchem Tone mit sich reden hörte, lief die Galle über, und vor Zorn schlug er dem armen Ritter die Lampe an den Kopf. Dann ging er, da es nun stockfinster war, eilends hinaus. „Meiner Treu', gestrenger Herr!“ sagte Sancho, „das ist Euch der verzauberte Mohr, der für Andre den Schatz und für uns Faust- und Lanzenstöße aufgehoben hat.“ — „So ist's,“ antwortete Don Quixote. „Aber man muß sich nur aus solchen Zaubereien nicht viel machen, oder sich sehr darüber erzürnen; denn rächen kann man sich doch nicht dafür, so gern man auch wollte, weil sie unsichtbar und phantastischer Natur sind. Steh' lieber auf, wenn du kannst, rufe den Burgvogt dieser Veste und laß dir ein wenig Oel, Wein, Salz und Rosmarin geben, damit ich den heilsamen Balsam mache, den ich jetzt höchst nöthig zu haben glaube, denn die Wunde blutet gewaltig, die mir das Gespenst geschlagen hat.“

Sancho erhob sich mit großen Schmerzen seiner Knochen und tappte im Dunkeln nach der Kammer des Wirths. Als er noch von ungefähr den Gerichtsdiener fand, welcher stand und horchte, wie es mit seinem Feinde ablaufe, so redete er ihn an: „Wer Ihr auch seyd, lieber Herr, thut uns doch die Liebe und gebt uns ein wenig Rosmarin, Oel, Salz



I. Seite 165.

und Wein, einen der besten fahrenden Ritter auf Gottes Erdboden zu heilen, der hier im Bette liegt, schwer verwundet durch den verzauberten Mohren, der in dieser Schenke umgeht." Der Gerichtsdiener, der ihn so reden hörte, hielt ihn für einen Wahnsinnigen. Da es nun schon zu tagen anfing, machte er die Thüre der Schenke auf, rief den Wirth und sagte ihm, was der gute Mensch wollte. Der Wirth gab ihm das Begehrte, und Sancho bracht' es seinem Herrn, welcher dalag, den Kopf in den Händen hielt, und sehr über den Schmerz klagte, den ihm die Oellampe verursachte, die ihm doch weiter nichts als ein paar ziemlich große Beulen am Kopfe gemacht hatte. Was er für Blut hielt, war nichts als Schweiß, den ihm seine Leiden ausgepreßt hatten. Dann nahm er diese Species, mischte und that sie zusammen, und kochte sie eine ziemliche Weile, bis er glaubte, daß es gar geworden sey. Nun forderte er eine gläserne Phiole, den Trank hineinzugießen; da sich aber in der ganzen Schenke dergleichen nicht fand, so that er ihn in eine alte blecherne Oelflasche, betete wohl achtzig Paternoster und eben so viele Ave Maria, Salve und Credo, und begleitete jedes Wort mit dem Kreuzsegen. Bei dieser ganzen Ceremonie waren Sancho, der Wirth und der Gerichtsdiener zugegen; denn der Eselstreiber war bereits in aller Stille davon gegangen, um seine Thiere zu füttern.

Als Don Quixote fertig war, wollte er sogleich die Probe mit seinem vermeintlichen Wunderbalsam machen, und trank daher von dem, was nicht in die Flasche gegangen war, beiläufig eine halbe Maß. Kaum hatte er's hinunter, so fing er sich dermaßen zu erbrechen an, daß ihm nicht das Geringste im Magen blieb. Die Angst und das Würgen des Erbrechens trieb ihm einen gewaltigen Schweiß aus,

weßhalb er befahl, man sollte ihn warm zudecken und allein lassen. Dies thaten sie, und er schlief länger als drei Stunden. Als er wieder erwachte, befand er sich so leicht, und seine Quetschungen schmerzten ihn so wenig, daß er sich für gesund hielt. Das Gewisseste, was er glaubte, war, er habe den wahren Balsam des Fierabras gefunden, mit Hülfe dessen er alle Abenteuer bestehen, und sich in die gefährlichsten Händel, Schlägereien und Treffen wagen könne.

Sancho, der ebensowohl die Besserung seines Herrn für ein Wunderwerk hielt, bat ihn um das Uebriggebliebne im Topfe, dessen nicht wenig war. Don Quixote gestand es ihm zu, und er faßte den Topf mit beiden Fäusten und trank, in guter Zuversicht und mit noch besserem Appetit, Alles aus. Der arme Sancho mußte vielleicht keinen so reizbaren Magen gehabt haben, als sein Herr; denn eh' es bei ihm zum Durchbruche kam, machte ihm der Trank so viel Angst, Uebelkeiten, Schweiß und Schwächen, daß er in allem Ernste glaubte, sein Stündlein sey gekommen. In dieser Qual verfluchte er den Balsam und den Spitzbuben, der ihn ihm gegeben hätte.

„Sancho!" sprach Don Quixote, als er ihn so im Zuge sah, „ich müßte mich sehr täuschen, wenn es dir nicht lediglich deßwegen so schlimm ginge, weil du nicht zum Ritter geschlagen bist; denn dieser Trank hilft eigentlich nur Rittern." — „Zum Teufel! wenn Ihr das wußtet," sprach Sancho, „was that ich und meine arme Sippschaft Euch denn, daß Ihr mich davon saufen ließet." In diesem Augenblicke wirkte das Wundergebräu, und der arme Schildknappe begann sich aus beiden Kanälen seines Leibs mit solchem Ungestüm zu entladen, daß seine Binsenmatte und grobe Decke schlechterdings nicht mehr zu brauchen waren.

I. Seite 166.

Dabei schwitzte und trof er unter so heftigen Verzuckungen, daß nicht allein er, sondern auch die Umstehenden dies für sein Letztes hielten. Diese Staupe dauerte ungefähr zwei Stunden, nach welchen er aber nicht so munter als sein Herr, sondern so matt und entkräftet war, daß er sich kaum auf den Beinen hielt.

Don Quixote hingegen, der sich wohlbefand, bekam schon wieder Lust auszuziehen und Abenteuer zu suchen; denn jede Minute, die er hier noch zögerte, glaubte er der Welt und den Elenden, die seiner Hülfe bedürften, zu rauben. In dieser Zuversicht bestärkte ihn auch der Wunderbalsam, den er bei sich führte, so daß er selbst den Rozinante und seines Schildknappen Esel sattelte, dem Sancho auch in die Kleider und auf sein Thier half. Drauf setzte er sich zu Pferd und ergriff eine Stange, die in einem Winkel lehnte, um sie als Lanze zu gebrauchen. Alle, die in der Schenke waren, ungefähr zwanzig Personen, sahen zu, was daraus werden sollte. Unter den Zuschauern war auch die Wirthstochter. Don Quixote verwandte kein Auge von ihr, und ließ von Zeit zu Zeit einen Seufzer laut werden, der aus der Tiefe seiner Seele zu kommen schien. Die Umstehenden schrieben es jedoch seinem Lendenwehe zu, wenigstens diejenigen, die am Abende zuvor gesehen hatten, wie er eingepflastert wurde.

Als Beide beritten waren, faßte Don Quixote Posto unter dem Thor, rief dem Wirth und sprach mit Ernst und Bedeutung: „Viel und groß sind die Wohlthaten, Herr Burgvogt, die ich in Eurem Kastell empfangen habe, und wofür ich Euch Zeit meines Lebens zu Dank verbunden seyn werde. Kann ich Euch damit vergelten, daß ich an einem Uebermüthigen Euch räche, von dem Ihr Unbill erlitten,

so wisset, daß es meines Amtes ist, denen zu helfen, so unvermögend sind, die zu rächen, denen Ungebühr widerfährt, und Verräthereien zu züchtigen. Strenget Euer Gedächtniß an, und findet Ihr der Art etwas darin, das Ihr mir auftragen könnt, so braucht Ihr es nur auszusprechen. Denn bei dem Ritterorden, den ich empfangen, sey es gelobt, Euch soll Genugthuung werden."

In eben so bedächtigem Tone antwortete der Wirth: „Ich habe nicht vonnöthen, daß Euer Gestrengen mir Rache schaffe für irgend erlittne Unbill, denn ich bin selber der Mann, mir Recht zu verschaffen, so mich Jemand beleidigt. Nur das wollt' ich gebeten haben, daß Ihr mir jetzt die Zeche bezahlt für Stroh und Futter, das den Thieren gereicht wurde, so wie für das, was Ihr selbst genossen." — „So ist's denn eine Schenke, wo ich bin?" fragte Don Quixote. — „Und das eine der besten im Lande," versetzte der Wirth. — „So hab' ich mich also getäuscht," sagte der Ritter, „ich hielt es bis jetzt für ein Kastell und zwar für kein schlechtes. Da dem aber nicht so ist, so könnt Ihr für jetzt nichts Besseres thun, als daß Ihr auf die Bezahlung verzichtet, denn ich darf die Ordensgesetze der fahrenden Ritterschaft nicht übertreten. Ich weiß gewiß (und habe nirgends das Gegentheil gelesen), daß nie Einer seine Herberge oder sonst etwas im Wirthshause bezahlt habe. Man ist ihnen ohnedies von Gott und Rechts wegen allenthalben freie und gute Aufnahme schuldig, zu Belohnung der unaussprechlichen Mühe und Noth, so sie haben, dieweil sie Abenteuer suchen bei Tag und Nacht, im Winter und Sommer, zu Pferd und zu Fuß, unter Hunger und Durst, in Hitze und Frost, und ausgesetzt sind allen Widerwärtigkeiten des Himmels und allen Drangsalen der Erde."

„Was geht mich das an?“ versetzte der Wirth. „Bezahlt mir, was Ihr schuldig seyd, und behaltet Euer Rittergeschwätz für Euch. Was schiert's mich; ich muß dafür sorgen, das Meinige zu bekommen.“ — „Ihr seyd ein Tölpel und schlechter Kerl!“ sprach Don Quixote, gab seinem Rozinante die Sporen, senkte seine Stange, sprengte zur Schenke hinaus, ohne daß ihn Jemand aufhielt, und entfernte sich eine große Strecke, ohne zu sehen, ob ihm auch sein Schildknappe folgte oder nicht.

Der Wirth, der ihn so mit unbezahlter Rechnung abziehen sah, machte sich nun an Sancho und verlangte Zahlung. „Ei was!“ sprach Sancho, „hat mein Herr nicht bezahlt, bezahl' ich auch nicht. Ich bin eines fahrenden Ritters Schildknappe und es ist wahr, also gilt mir wie ihm das gleiche Gesetz, anbelangend das Zahlen in Wirthshäusern und Schenken.“ Der Wirth ward endlich böse und drohte ihm, wenn er nicht bezahle, so wolle er sich selbst auf ein Art an ihm bezahlt machen, daß es ihn gereuen solle. „Ich darf ja nach den Rittergesetzen meines Herrn keinen Heller bezahlen und wenn Ihr mir die Haut abziehen wolltet,“ schrie Sancho, „und Euretwegen werde ich nicht den alten löblichen Brauch der fahrenden Ritter brechen; auch soll mir's kein künftiger Schildknappe nachsagen, daß ich ihm sein Recht vergeben hätte.“

Nun mußten sich zum Unglück für den armen Sancho unter den Gästen in der Schenke eben vier Tuchscherer von Segovia, drei Nadler vom Potro zu Cordova [1] und zwei Nachbarn

[1] Der Potro zu Cordova ist ein öffentlicher Platz zu Cordova, auf welchem ein Brunnen ist, wo ein Pferd Wasser ausspeit. Davon heißt er eigentlich el Potro (das Füllen). Da aber auf dem nämlichen Platze auch

vom Markte zu Sevilla, alles junge, rüstige, lustige und schadenfrohe Bursche, befinden. Diese alle, wie von einem Geiste getrieben, machten sich über Sancho her und zogen ihn vom Esel. Indeß ging Einer hinein, um das Leintuch vom Bette des Wirths zu holen. Auf dieses warfen sie ihn und wollten eben das Werk beginnen, als sie bemerkten, daß die Decke des Thorwegs zu niedrig sey. Daher beschlossen sie, in den Hof zu gehen, der nur den Himmel zur Decke hatte. Sancho ward in die Mitte des Betttuchs gelegt: dann fingen sie an, ihn in die Höhe zu schwingen wie einen Hund in der Fastnacht. Der arme Geprellte schrie entsetzlich, daß es sein Herr in der Ferne hörte. Er hielt still, horchte aufmerksam, und glaubte schon, es sey ihm ein neues Abenteuer beschieden. Als er aber deutlicher hörte, daß es sein Schildknappe sey, der so schrie, kehrte er im vollen Galopp nach der Schenke um, fand sie aber zu. Als er nun herum ritt, einen Eingang zu finden, kam er an die Hofwand, die nicht allzu hoch war, und sah, wie sie mit seinem armen Schildknappen böses Spiel trieben. Wär' er nicht gar grimmig gewesen, so hätte er nothwendig lachen müssen, als er ihn so geschwind und mit so gutem Anstand in die Luft auf und nieder fliegen sah. Er versuchte es, vom Pferde auf den Rand der Mauer zu steigen, allein er war noch so schwach und zerschlagen, daß es ihm auch nicht gelang, einen Fuß auf die Erde zu setzen. Er übergoß also vom Pferde herab die Preller seines Sancho mit einer solchen Flut von Schimpf- und Schmähworten, daß es nicht möglich ist, es ihm Alles nachzuschreiben. Aber deßhalb hörten

der Pranger steht, wo Diebe gebrandmarkt und Beutelschneidern die Ohren abgeschnitten werden, so ist es kein Ehrentittel, wenn man Jemanden auf dem Potro von Cordova zu thun gibt.

I. Seite 170.

jene nicht auf zu prellen und sich halbtodt zu lachen, und der arme, zum Vogel gewordene Sancho wehklagte, drohte und bat immer wechselseitig. Doch es half Alles nichts; sie ließen nicht eher von ihm ab, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr konnten. Drauf brachten sie ihm seinen Esel, halfen ihm hinauf und wickelten ihn in den Mantel.

Da ihn die weichherzige Maritornes so abgemattet sah, kam sie ihm mit einem Kruge Wasser zu Hilfe, das sie erst für ihn aus dem Brunnen geholt hatte, damit es desto frischer wäre. Sancho nahm es und setzte es an den Mund, aber er setzte wieder ab, da sein Herr ihm zurief: „Sohn Sancho! trinke kein Wasser, trinke kein Wasser, es kostet dir's Leben, mein Sohn! Sieh, hier hab' ich den gebenedeiten Balsam" — er hielt ihm die blecherne Flasche voll Trank hin — „mit zwei Tropfen davon bist du ohne Zweifel geheilt." Sancho sah ihn über die Achsel an und rief noch lauter als sein Herr: „Habt Ihr's vielleicht schon vergessen, daß ich kein Ritter bin? Oder wollt Ihr gern, daß ich das Bischen Gedärm, welches mir heute Nacht noch übrig blieb, vollends ausspeien soll? Behaltet Euer Gesöff mit allen Teufeln für Euch, und laßt mich ungeschoren." Dies sagen und den Krug ansetzen, war eins; da er aber beim ersten Schluck merkte, daß es Wasser war, setzte er ab und bat Maritornes, sie möchte ihm Wein bringen. Sie that es auch willig, und bezahlte den Wein von ihrem eigenen Gelde; denn das muß man ihr lassen, daß sie, ungeachtet sie in dem Stande lebte, doch noch ein wenig Christenthum im Leibe hatte.

Als nun Sancho getrunken hatte, und man ihm beide Thorflügel öffnete, nahm er seinen Esel zwischen die Haken und ritt sehr zufrieden davon, daß er doch seinen Willen

gehabt und nicht bezahlt hätte, unerachtet es auf Kosten seiner gewöhnlichen Bürgen', seiner Schultern, geschehen war. Zwar behielt der Wirth seinen Schnappsack als Pfand zurück; allein Sancho bemerkte es nicht, so verwirrt zog er aus. Als er fort war, wollte der Wirth das Thor verriegeln, aber Sancho's Preller wollten's nicht zugeben, denn das war Volk, das sich keinen Pfifferling aus Herrn Don Quixote machte, wär' er auch ein Ritter von der Tafelrunde gewesen.

Achtzehntes Kapitel.

Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn, und andere denkwürdige Abenteuer.

Sancho war so matt und entkräftet, daß er fast seinen Esel nicht mehr forttreiben konnte. Als ihn Don Quixote in diesem Zustande sah, sprach er: „Nun glaub' ich's erst, lieber Sancho, daß jenes Kastell oder jene Schenke verzaubert ist; denn was konnten Jene, die dir so grausam mitspielten, wohl anders seyn, als Gespenster und Wesen nicht aus dieser Welt? Und was mich noch mehr in meiner Meinung bestätigt, ist, als ich an der Hofwand hielt und die Auftritte deiner Tragödie sah, konnt' ich weder hinübersteigen, so viel Mühe ich mir auch gab, noch vom Rozinante herabkommen, weil sie mich auch bezaubert haben mußten. Denn, geschworen sey dir's bei meinem Ritterworte, hätt' ich nur hinüber oder herab gekonnt, ich hätte dich dergestalt an diesen Schelmen und Straßenräubern rächen wollen, daß

sie ewig hätten dran denken sollen, ob ich gleich dabei hätte die Gesetze des Ritterordens brechen müssen, als welche, wie ich schon oft gesagt, nicht gestatten, daß ein Ritter, außer zu Vertheidigung seines eignen Lebens und im Falle dringender Noth, an einen Andern, der nicht Ritter ist, Hand lege."

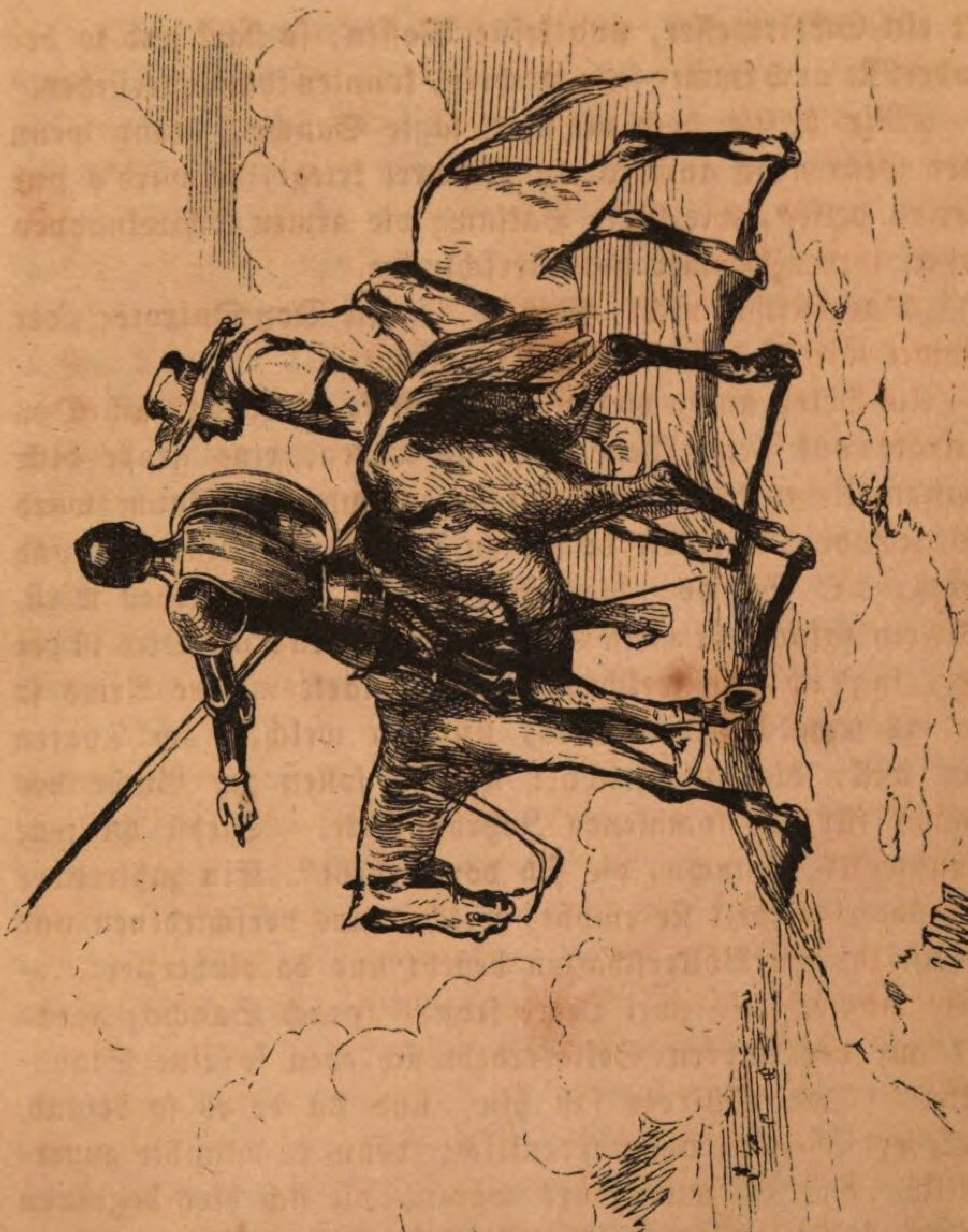
„Ei, hätte ich nur gekonnt," sagte Sancho, „ich hätte mich schon selber rächen wollen, möcht's Ritter oder nicht Ritter gewesen seyn. Aber ich konnt's leider nicht. Ob mir's gleich nicht in den Kopf will, daß die Schelme, die mich so prellten, Gespenster oder verzauberte Leute gewesen seyn sollen, wie Euer Gestrengen meint. Ich denke immer, es waren eben so gut Menschen von Fleisch und Bein, wie wir, denn sie hatten ja alle ihre Namen, wie ich wohl hörte, da sie Fangball mit mir spielten; Einer hieß Pedro Martinez, der Andere Tenoreo Fernandez und der Wirth Johann Palomeke der Linkhändige. Daß Ihr aber weder über die Hofwand noch vom Pferde herab konntet, gestrenger Herr, kann wohl eben so gut von etwas Anderm, als von der Verzauberung herkommen. Was ich klar begreife, ist nur so viel: unser Abenteuersuchen wird uns am Ende, und wenn's um und um kommt, noch so tief in's Unglück bringen, daß wir nicht mehr wissen, was unser rechtes Bein ist. Ich dächte so in meinem einfältigen Verstande, es wäre gescheiter und sicherer, wir gingen wieder heim, weil's eben Erntezeit ist, und sorgten für unsere Wirthschaft, als daß wir so von Ceca nach Mecca [1] umherziehen, und immer aus dem Regen in die Traufe kommen, wie man spricht."

[1] Ein spanisches Sprichwort. Ceca ist die älteste und größte Moschee, welche die Mauren zu Cordova in Spanien hatten, und zu der sie stark wallfahrteten. Von Ceca nach Mecca ziehen, heißt also so viel, als den Landstreicher machen.

„Wie dumm und unerfahren du doch in Ritterschaftssachen bist, Sancho," antwortete Don Quixote. „Schweig' und hab' Geduld; der Tag wird schon kommen, da du mit leiblichen Augen und mit Händen wirst greifen können, wie gut und ehrsam es ist, fahrender Ritter zu seyn. Denn sag' mir doch, gibt es wohl eine größere Freude, ein entzückenderes Vergnügen in der Welt, als ein Treffen gewinnen und seinen Feind besiegen? Sicher keins!"

„Das mag wohl seyn," antwortete Sancho, „ob ich gleich nichts davon verstehe. Aber das weiß ich wohl, daß, seit wir fahrende Ritter sind, oder seit es Euer Gestrengen ist — denn ich hab' es nicht Ursach, mich unter diese Ehrenzunft zu rechnen — wir noch kein Treffen gewonnen haben, außer das mit dem Biscaier, aus dem Euer Gestrengen doch immer nur mit einem halben Ohr und der halben Blechhaube davon kam. Denn seitdem hat's immer nichts gesetzt, als Prügel und noch mehr Prügel, Faustschläge und noch mehr Faustschläge, und für mich noch obendrein eine Prelle; und da diese mir von Gespenstern und Koboldlen widerfuhr, die ich nicht anpacken kann, so kann ich auch nicht einmal wissen, wie das Vergnügen, einen Feind zu besiegen, schmeckt, das Euer Gestrengen so lobt."

„Das ist's eben, was mich so sehr kränkt, als dich, Sancho," sagte Don Quixote. „Aber stille nur! Ich will von nun an dafür sorgen, ein Schwert von so geheimer Kraft zu bekommen, daß, wer es führt, auf keinerlei Art bezaubert werden kann. Vielleicht führt mir gar das Glück jenes berühmte des Amadis zu, von welchem er sich den Ritter vom brennenden Schwerte nannte. Dies war eins der besten Schwerter, die je ein Ritter in der Welt hatte; denn außer obgedachter geheimer Kraft hatte es eine Schneide



I. Seite 175.

wie ein Scheermesser, und keine Waffen, so stark und so bezaubert sie auch immer seyn mochten, konnten ihm widerstehen."

„Mir hilft's doch nichts," sagte Sancho, „denn wenn Euer Gestrengen auch so ein Schwert kriegt, so wird's nur Rittern helfen, wie Euer Balsam; die armen Schildknappen müssen ihren Jammer hinunterschlucken."

„Das fürchte nicht, Sancho," sagte Don Quixote; „der Himmel wird's besser mit dir machen."

Als Beide unter diesem Gespräch so hinzogen, sah Don Quixote auf dem Wege, wo sie waren, eine große dicke Staubwolke entstehen und auf sie zukommen. Kaum ward er's gewahr, so kehrte er sich zu seinem Schildknappen und sprach: „O Sancho, dies ist der Tag, da du sehen wirst, welch ein Glück mir mein Schicksal beschieden hat. Dies ist der Tag, sag' ich, an welchem sich die Stärke meines Arms so sehr als jemals zeigen wird, und an welchem ich Thaten thun will, die aufgezeichnet werden sollen im Buche des Ruhms für alle kommende Jahrhunderte. Siehst du jene Staubwolke, Sancho, die sich dort erhebt? Ein zahlreiches Kriegsheer wirbelt sie empor, welches aus verschiedenen und fast unzähligen Völkerschaften besteht und da einherzieht." — „Das müßten also zwei Heere seyn?" sprach Sancho; „denn dort auf der andern Seite erhebt sich eben so eine Staubwolke." Don Quixote sah hin, und da er es so befand, freute er sich ganz außerordentlich; denn er glaubte zuversichtlich, daß es zwei Heere wären, die sich hier begegnen und in dieser weiten Ebne eine Schlacht liefern wollten, weil sein Kopf beständig voll Schlachten, Verzauberungen, Abenteuern, Liebesgeschichten und Ausforderungen seiner Ritterbücher war, und was er nur dachte, that und sprach, da hinauslief.

Eigentlich wurden diese Staubwolken, die er sah, von zwei großen Schafheerden erregt, die von verschiedenen Seiten her diesen Weg kamen und vor dem dicken Staube nicht eher gesehen werden konnten, bis sie ganz nahe waren. Don Quixote aber versicherte so hitzig, es wären Kriegsheere, daß es endlich Sancho selbst glaubte und fragte: „Aber, gestrenger Herr, was sollen wir denn nun thun?“ — „Was thun?“ versetzte Don Quixote, „den Hülfsbedürftigen und Unterliegenden beistehen. Siehe, Sancho, das Heer, das uns da entgegenkommt, führt und kommandirt der große Kaiser Alifanfaron, Herrscher der großen Insel Trapobana; das andere aber, das seitwärts herkommt, gehört seinem Feinde, dem König von Garamantes, Pentapolin mit dem aufgestreiften Arme, der so heißt, weil er mit entblößtem rechten Arme in die Schlacht zieht.“

„Warum sind denn die beiden Herren so erbost über einander?“ fragte Sancho. — „Darum,“ sprach Don Quixote, „weil dieser Alifanfaron ein wüthender Heide ist, und sich in die Tochter des Pentapolin, die ein wunderschönes und liebreizendes Fräulein und überdies auch noch eine Christin ist, verliebt hat; die aber ihr Vater dem Heidenkönig nicht eher geben will, bis er sich des Glaubens seines Lügenpropheten Mohameds abthue und zum Christenglauben übergehe.“ — „Bei meinem Barte!“ sprach Sancho, „da thut der König Pentapolin ganz recht dran, und ich will ihm helfen, so viel ich kann.“ — „Daran thust du deine Pflicht, Sancho,“ sprach Don Quixote; „denn zu solchen Schlachten braucht man eben nicht den Ritterschlag zu haben.“ — „Nun, das trifft sich gleich recht,“ versetzte Sancho; „aber wo thun wir der Weile den Esel hin, daß wir ihn wieder finden, wenn der Strauß vorüber ist. Denn

I. Seite 177.

auf einem Esel in die Schlacht zu ziehen, ist, glaub' ich, doch nicht Brauch?" — „Du hast Recht," sprach Don Quixote. „Indeß weißt du, was du mit ihm machen kannst, Sancho? Laß ihn auf's Gerathewohl hinlaufen, mag er sich verlieren, oder nicht; denn es wird so viel Pferde geben, die uns in der Beute zufallen, daß es noch drauf ankommt, ob ich nicht selbst meinen guten Rozinante mit einem andern Gaul vertausche. Aber jetzt höre mir zu und schau' auf, ich will dir die vornehmsten Ritter in beiden Heeren namhaft machen, und damit du Alles besser sehest und dir merkest, wollen wir uns da zur Seite auf die Anhöhe ziehen, von welcher man beide Heere muß übersehen können." Sie thaten es und stellten sich auf einen Hügel, von welchem man die beiden Heerden, die unserm Ritter Heere waren, gar wohl hätte sehen können, wenn einem der Staub, den sie machten, nicht die Aussicht benommen hätte. Aber was that das zur Sache; Don Quixote sah in der Einbildung Alles, was weder zu sehen, noch da war, und hub also mit erhabner Stimme an:

„Jener Ritter, den du dort in gelber Rüstung mit einem gekrönten Löwen zu Füßen einer Jungfrau im Schilde siehst, ist der tapfre Laurcalco, Herr der silbernen Brücke. Der Andre dort mit dem goldbeblumten Waffenrock, der drei silberne Kronen in blauem Felde im Schilde führt, ist der furchtbare Micocolembo, Großherzog von Quiracia. Jener mit Riesengliedern, der ihm zur Rechten steht, ist der unverzagte Brandabarbaran von Boliche, Herr der drei Arabien; er zieht einher gehüllt in eine Schlangenhaut und als Schild führt er ein Thor, wie die Sage meldet, von dem Tempel, den Simson einwarf, als er sich durch seinen Tod an seinen Feinden rächte. Aber hieher sieh auch auf

die andere Seite; bemerkst du nicht an der Spitze des andern Heeres den immer siegreichen und nie überwundenen Timonel von Carcajona, Fürsten von Neubiscaia? Vierfarbige Waffen führt er, blau, grün, weiß und gelb, und im Schild eine goldne Katze in dunkelbraunem Felde mit dem Worte Miau, denn so fängt sich der Name seiner Buhlschaft an, welches die unvergleichliche Miaulina, Tochter des Herzogs Alfeñiquen von Algarve, seyn soll. Der Andre dort, welcher das mächtige Streitroß reitet, mit weißer Rüstung und weißem Schilde ohne Sinnbild, ist ein Neulingsritter, von Geburt ein Franzose, Namens Pierre Papin, Herr der Baronien von Utrique. Jener, der seinem schön gestreiften, leichten Zebra die bestählten Fersen in den Bug stößt und himmelblaue Rüstung hat, ist der gewaltige Herzog aus Narbia, Espartafilardo vom Busche genannt; im Schilde führt er eine Spargel mit dem Wahlspruche: mein Glück wächset noch."

So nannte er noch viel andre Ritter beider Heere, die nur in seinem Kopfe lebten, und Allen verlieh er ihre Waffen, Farben, Sinnbilder und Wahlsprüche, wie sein unerhörter Wahnsinn sie ihm aus dem Stegreife eingab. „Hier in diesem vordersten Geschwader," fuhr er, ohne inne zu halten, fort, „sind Leute aus allen Nationen; hier die, welche die süßen Wasser des berühmten Xanthus trinken, dort Bergbewohner, welche die Ebene Massilias durchstreifen; dort Goldsammler des glücklichen Arabiens; dort, die aus dem klaren Strome Thermodon schöpfen, dort die, so den goldreichen Paktolus auf mancherlei Weise ausbeuten; dort listige Numidier; dort in Pfeil und Bogen berühmte Perser, Parther und Meder, die fliehend fechten; Araber mit wandernden Gezelten; Scythen, welche so grausam sind als

weise; die Aethiopier mit durchstochenen Lippen und unzählige andere Völkerschaften, deren Gesichter ich schaue und kenne, deren Namen mir aber unbekannt sind. In dem andern Geschwader kommen, welche die Krystallwellen des ölbekränzten Bätis trinken; die, welche mit dem Naß des ewigreichen, goldhaltigen Tago das Gesicht sich abspülen; die, welche die heilsamen Fluten des gelblichen Genil genießen; die, so die weidereichen Gefilde von Tartessus betreten; die sich in den elysischen Auen von Xeres erfreuen; ferner die reichen, mit goldnen Aehren gekrönten Manchaner; dort eiserne Männer, Abkömmlinge alten gothischen Gebiets; die, welche sich im sanft wallenden Pisuerge baden; sodann die, welche ihre Heerden auf den weiten Triften des schlängelnden Guadiana weiden, der um seines verborgenen Laufes willen so berühmt ist; die, welche auf den waldreichen Pyrenäen oder auf den blanken Kuppen des himmelhohen Apennins vor Kälte starren; kurz, alle Völkerschaften, die Europa in sich faßt und begreift."

Hilf Himmel! was für eine Menge Länder und Nationen nannte er nicht, indem er jede mit dem ihr eigenthümlichen Merkmale bezeichnete, genau bis in's Unglaubliche und ganz versunken in die erlogenen Bücher seiner Ritterwelt. Sancho stand da, verblüfft durch Don Quixote's Reden und ohne eine Sylbe zu antworten. Zuweilen sah er sich um, ob er nicht die Ritter und Riesen erblicke, die Don Quixote hernannte; da er aber nichts sah, rief er endlich: „Herr, hol' sie der Teufel alle zusammen, die Leute, Riesen und Ritter, die Ihr da nennt; ich wenigstens sehe Keinen davon. Vielleicht ist's einmal wieder so eine Teufelei, wie mit den Gespenstern voriger Nacht." — „Wie kannst du so etwas sagen, Sancho?" sprach Don Quixote. „Hörst du denn

nicht das Wiehern der Pferde, das Schmettern der Trompeten und den Schall der Heerpauken?" — „Ei, ich höre nichts als Blöcken von Schafen und Hämmeln," sprach Sancho. Und so verhielt sich's auch in der That; denn die beiden Heerden waren ihnen nun ziemlich nahe. „Die Furcht macht's bei dir," sagte Don Quixote, „daß du weder recht siehst noch hörst, Sancho; denn dies ist eben eine Wirkung derselben, daß sie die Sinne betäubt und uns die Dinge nie so erscheinen läßt, wie sie wirklich sind. Aber wenn es so um dich steht, so mach' dich nur auf die Seite, und laß mich allein, denn ich allein bin Mann genug, den Sieg auf diejenige Partei zu bringen, der ich zu Hülfe komme." Und indem er dies sagte, gab er dem Rozinante die Sporen, legte die Lanze ein und schoß den Hügel hinab wie ein Blitzstrahl.

„Daß Gott tausendmal erbarm', gestrenger Herr!" schrie ihm Sancho aus vollem Halse nach. „Ach! kehrt doch nur um; meine Seele, es sind ja nur Hämmel und Schafe. Kehrt doch um! Nun, so wollt' ich auch, daß — was das nun wieder für eine Narrheit ist! Thut doch nur die Augen auf, Herr! Es sind weder Riesen, noch Ritter, noch Katzen, noch Waffen, noch halbe, noch ganze, blaue oder grüne Felder, noch der Teufel und seine Großmutter da! Daß Gott tausendmal erbarm', was er nun da wieder macht!"

Wer auf alles dies nicht hörte, war unser Ritter. „Frisch auf, tapfre Ritter, die ihr unter dem Banner des großen Kaisers Pentapolin mit dem aufgestreiften Arme streitet, frisch auf! folget mir alle nach und ihr sollt sehen, wie leicht ich ihn an seinem Feinde, Alifanfaron von Trapobana, rächen will," schrie er, sprengte mitten in's Geschwader der Schafe und fing an, sie so wüthend nieder-

I. Seite 180.

zustoßen, als wären es seine Todfeinde. Die Hirten und Schafknechte schrien ihm zu, er solle doch das Ding bleiben lassen; da sie aber sahen, daß all' ihr Schreien nichts half, nahmen sie ihre Schleudern zur Hand und begrüßten ihm die Ohren mit faustgroßen Steinen. Don Quixote machte sich nichts daraus, sondern rannte nur da und dort hin und schrie: „Wo bist du, übermüthiger Alifanfaron? komm heran! ich bin ein einziger Ritter, der dir Fehde ankündigt! ich allein will dich Mann für Mann bestehen und dir dein Leben rauben, zur Strafe der Ungebühr, die du dem tapfern Pentapolin Garamanta erweisest." Indem kam ein derber Kieselstein geflogen, traf ihn in die Seite und schlug ihm zwei Rippen in den Leib hinein. Als er sich so übel zugerichtet sah, hielt er sich entweder gar für todt, oder doch wenigstens für schwer verwundet. Zum Glück fiel ihm noch sein Wundertrank ein. Sogleich nahm er die Flasche heraus, setzte sie an und schluckte; ehe er aber noch das Gehörige zu sich genommen, kam noch ein solcher Mandelkern und traf ihn so voll auf die Faust und Flasche, daß er diese gleich zu Trümmern schlug, unterwegs noch beiläufig drei bis vier Zähne mitnahm und ihm zwei Finger jämmerlich zerquetschte. Die zwei Würfe zusammen wirkten so entscheidend, daß der arme Ritter nothgedrungen vom Pferde fiel. Die Hirten liefen zu und da sie nicht anders dachten, als sie hätten ihn todt geworfen, trieben sie eiligst ihre Heerde zusammen, luden ihre Todten auf, deren über sieben waren, und machten sich auf und davon.

Sancho stand indessen mauerfest auf seinem Hügel, sah die Narrheiten seines Herrn mit an, zerraufte sich den Bart, und verfluchte Tag und Stunde, wo das Unglück ihn mit seinem Herrn zusammengeführt hatte. Da er ihn nun auf

der Erde liegen sah und merkte, daß die Hirten das Feld geräumt hätten, begab er sich herab, ging zu ihm hin und fand ihn in sehr schlimmen Umständen, obgleich noch bei Sinnen. „Sagt' ich's nicht, gestrenger Herr, Ihr solltet umkehren?“ sprach er. „Sagt' ich's nicht, es sind Schöpse und keine Soldaten?“ — „So verwandelt mir nun der Erzschelm von Zauberer, mein Feind, Alles unter den Händen,“ versetzte Don Quixote. „O, lieber Sancho! solchem Volke ist's leicht, uns Alles vorzugaukeln, was ihnen einfällt, und sicher hat mir dieser Schurke, der mich verfolgt und mir den Ruhm beneidet, den ich in dieser Schlacht davon getragen hätte, die Geschwader Feinde in Heerden Schafe verwandelt. Um's Himmelswillen, Sancho, thue mir — damit du nur siehst, daß ich recht habe — thue mir nur den einzigen Gefallen und nimm deinen Esel, reite ihnen sachte nach und siehe zu, ob sie nicht eine kleine Strecke von hier ihre vorige Gestalt wieder annehmen und sich aus Schöpsen wieder in wahre ordentliche Menschen verwandeln, wie ich sie anfangs beschrieb. Doch nein, warte nur ein wenig, jetzt hab' ich deiner nöthig. Komm her und sieh einmal zu, wieviel mir Backen- und Vorderzähne fehlen. Ich glaub', ich hab' keinen einzigen mehr im Munde.“

Sancho trat so nahe hin, daß er ihm beinahe die Augen in den Mund steckte. Unglücklicherweise war es gerade der Augenblick, wo der Balsam zu wirken anfing, und Don Quixote spie schneller und gewaltsamer als ein Flintenschuß Alles, was er im Leibe hatte, seinem mitleidigen Schildknappen in den Bart. „Heilige Maria, Mutter Gottes!“ schrie Sancho; „was ist das? Der arme Mann ist gewiß tödtlich verwundet, denn das helle Blut schießt ihm ja zum Halse heraus.“ Da er's aber ein Bischen genauer untersuchte,

merkte er gleich an Farbe, Geschmack und Geruch, daß es kein Blut, sondern Balsam aus der Oelflasche sey, wovon er ihn hatte trinken sehen, und bekam auf einmal davon so gewaltigen Ekel, daß sich ihm der Magen umkehrte und er Alles, was darin war, über seinen Herrn ergoß, also, daß Beide glänzten wie Perlen. Sancho lief eilig zu seinem Esel, um etwas aus dem Schnappsacke zu holen, womit er sich reinigen und seinen Herrn verbinden könnte. Aber der Schnappsack war weg, und Sancho wollte darüber fast von Sinnen kommen. Er verwünschte sich auf's Neue, und schwor es in seinem Herzen, seinen Herrn zu verlassen und heimzuziehen, wenn er auch seinen Dienstlohn und die gehoffte Statthalterschaft der versprochnen Insel im Stiche lassen sollte.

Don Quixote richtete sich indessen wieder auf, steckte die linke Hand in den Mund, daß die übrigen Zähne nicht herausfielen, und faßte mit der andern den Zügel seines Rozinante, der nicht einen Schritt von seinem Herrn gewichen, ein so treues und wohlgezognes Thier war es. So näherte er sich seinem Schildknappen, den er aber halb mit der Brust über den Esel gelehnt, die Hand unter den Kopf gestemmt, in der nachdenklichsten Stellung fand. „Nun, wo fehlt's, Sancho?" sprach der Ritter, der ihn so in Leid versunken sah. „Wisse, kein Mensch ist mehr als ein andrer, wenn er nicht mehr thut, als ein andrer. Alle die Stürme, so jetzt uns nach einander getroffen haben, sind Zeichen, daß der Himmel sich aufklären und unser Schicksal bald besser werden wird; denn es ist nicht möglich, daß Glück und Unglück lange dauern, und daraus folgt, daß, weil das Unglück uns lange verfolgt hat, das Glück jetzt vor der Schwelle sey. Gräme dich nicht so sehr über die Widerwärtigkeiten, die mich betroffen haben, denn du hast sie doch nicht mitfühlen müssen."

„Ich nicht?" versetzte Sancho. „War's denn irgend nicht meines Vaters einziger Sohn, den sie prellten? Und war denn der Schnappsack, der jetzt mit meinem Bischen Hab und Gut zum Teufel ist, auch nicht mein?" — „Was? Ist der Schnappsack weg, Sancho?" fragte Don Quixote. — „Ih, was denn sonst?" sprach Sancho. — „So haben wir ja heute nichts zu essen?" sagte Don Quixote. — „Freilich," versetzte Sancho, „wenn's auf diesen Wiesen keine Kräuter und Wurzeln gibt, die Ihr kennt, wie Ihr sprecht, und womit sich die fahrenden Unglücksritter, wie Euer Gestrengen einer ist, helfen, wenn sie den Schnappsack verloren haben." — „Bei dem Allen," sagte Don Quixote, „möchte ich doch jetzt ein Stück weißes oder schwarzes Brod und etliche Heringe lieber haben, als alle Kräuter, die im Dioskorides zusammt dem Commentar des Doctors Laguna [1] stehen. Aber unterdessen steig' nur auf und folge mir nach, guter Sancho; Gott, der für Alles in der Welt sorgt, wird uns auch nicht verlassen, da wir jetzt in seinem Dienste und unserm Berufe wandeln. Speist er doch die Mücken in der Luft, die Würmer auf der Erde und die Frösche im Wasser, und läßt aus Barmherzigkeit seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte."

„Meiner Treu'!" sprach Sancho, „Ihr schicktet Euch besser zu einem Pfarrer, als zu einem fahrenden Ritter, gestrenger Herr!" — „Von Allem müssen fahrende Ritter Etwas verstehen, Sancho," versetzte Don Quixote; „denn in vorigen Zeiten gab es welche, die auf freier öffentlicher Landstraße eine Rede oder Predigt so gut halten konnten, als hätten sie auf der hohen Schule zu Paris den Gradum

[1] So hieß der Leibarzt Carls V., der den Dioskorides übersetzte und erläuterte.

I. Seite 185.

bekommen, und daraus folgt, daß die Lanze der Feder und die Feder der Lanze keinen Eintrag thut." — „Nun, meinethalben mag's so seyn, wie Euer Gestrengen sagt," sprach Sancho; „aber jetzt macht nur, daß wir fortkommen und Nachtquartier finden; Gott geb's uns nur da, wo kein Prellen und keine Preller, keine Gespenster und verzauberte Mohren sind; denn, meiner Treu! gestrenger Herr, wenn's uns wieder so geht, so wünsch' ich vollends Sack und Pack zum Teufel." — „Um das bitte du Gott, lieber Sohn," sprach Don Quixote, „und führe mich, wohin du willst, denn die Wahl unsrer Herberge will ich jetzt dir überlassen. Aber gib doch deine Hand her, fühle mit dem Finger und sieh einmal zu, wieviel mir Backzähne in der rechten obern Kinnlade fehlen, denn ich fühle da Schmerzen."

Sancho steckte die Finger hinein, fühlte und fragte ihn sehr bedenklich: „Wieviel Zähne pflegten denn Euer Gestrengen auf dieser Seite zu haben?" — „Viere," sprach Don Quixote, „außer dem Weisheitszahne, und alle frisch und gesund." — „Viere?" versetzte Sancho. „Hm! besinnt Euch doch einmal recht, was Ihr saget." — „Was ich dir sage: viere oder gar fünfe," wiederholte Don Quixote, „denn in meinem Leben ist mir keiner ausgefallen, ausgebrochen worden, oder von Zahnfäule und Scharbock angegangen." — „Nun, da unten habt Ihr nicht mehr als dritthalb Backzähne, und oben weder einen halben noch einen ganzen, denn da ist Alles so glatt wie meine Hand," sprach Sancho. — „Weh mir!" sagte der Ritter, da er diese traurige Nachricht hörte, „wollt' ich doch lieber, daß sie mir einen Arm vom Leibe gehauen hätten, nur den nicht, womit ich den Degen führe; denn das mußt du wissen, Sancho! ein Mund ohne Zähne ist eine Mühle ohne Stein, und ein guter Zahn steht mehr als

Diamanten an. Aber solchen Fährlichkeiten sind wir nun einmal bei dem strengen Gelübde der Ritterschaft unterworfen. Steig' auf, Freund, und reite voran, ich will dir folgen, wohin du willst."

Dies that Sancho, und hielt sich nach der Gegend zu, wo er eine Herberge hoffte, wich aber dabei nicht aus der Landstraße, auf welcher ziemlich lebhafter Verkehr war. Da sie nun so allmählig hinzogen, — denn den Ritter schmerzte sein Backen heftig und ließ ihn nicht scharf reiten — suchte ihn Sancho durch ein Gespräch zu zerstreuen und zu unterhalten. Etwas davon wird im folgenden Kapitel vorkommen.

Neunzehntes Kapitel.

Von dem weisen Gespräch, das Sancho mit seinem Herrn führte; von dem Abenteuer mit der Leiche, und von andern großen Ereignissen.

„Ich glaube, mein Herr!" sprach Sancho, „alles das Unglück, was uns diese Tage her zugestoßen, ist, glaub' ich, die verdiente Strafe Eurer Sünden, weil Ihr die Rittergesetze übertreten und Euern schweren Eid gebrochen habt, auf keinem Tischtuche zu essen, nicht mit der Königin zu kurzweilen, und was dem sonst noch war, bis Ihr dem Malandrie, oder wie der Mohr heißen mag, den Helm genommen hättet."

„Du hast wohl Recht, Sancho," sprach Don Quixote; „aber dir die Wahrheit zu gestehen, ich hatte es ganz vergessen; und nun kannst du auch sicher glauben, daß du zur Strafe, weil du mich nicht in Zeiten daran erinnertest, bist geprellt worden. Aber den Schaden will ich schon wieder

ersetzen, denn in dem Ritterorden kann man sich auf allerlei Art helfen." — „Was Henker, hatt' ich denn auch geschworen?" sprach Sancho. — „Geschworen oder nicht," versetzte Don Quixote, „das ist einerlei, genug, daß ich der Meinung bin, du seyst nicht ganz frei von Mitwissenschaft. Aber sey es, oder sey es nicht, so wird's nicht schaden, wenn wir auf Mittel denken, das Ding wieder gut zu machen." — „Wenn's so geht," sprach Sancho, „so vergeßt doch ja das nicht auch, wie Euern Eid, gestrenger Herr; denn die Gespenster möchten sonst wieder Lust bekommen, noch einmal mit mir zu kurzweilen, und wer weiß, ob nicht auch mit Euch, wenn sie Euch so oft meineidig finden."

Unter diesem Gespräch überfiel sie mitten auf der Straße die Nacht, ohne daß sie wußten, wo sie Herberge finden würden. Das Schlimmste bei der Sache war, sie starben fast vor Hunger; denn mit Sancho's Schnappsack war ihr ganzes Reisemagazin verloren. Ihr Unglück aber zu vollenden, begegnete ihnen noch dazu ein Abenteuer, das alles Ansehn eines wahren hatte. Die Nacht wurde immer finsterer, aber sie reisten doch fort, denn Sancho glaubte, weil sie auf der Heerstraße wären, in einer oder höchstens zwei guten Stunden Weges noch eine Schenke zu finden. Wie sie denn so weiter gingen in finsterer Nacht, Sancho voll Hungers, sein Herr voll Verlangens zu essen, sahen sie sich von fern eine Menge Lichter entgegen kommen, die wie Irrlichter aussahen. Sancho fiel fast in Ohnmacht, da er sie erblickte, und dem Ritter schien es auch nicht recht geheuer. Jener zog dem Esel die Halfter, dieser dem Roß die Zügel an. So hielten sie und schauten lautlos vor sich hin, und siehe, die Lichter kamen immer näher und wurden immer größer. Sancho zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub,

und Don Quixote'n fingen die Haare an sich zu sträuben; der Ritter aber erholte sich ein wenig, und sprach: „Sancho, dies ist unstreitig das größte und gefährlichste Abenteuer, wo ich meine ganze Kraft und Tapferkeit werde zeigen müssen.“

„Ach, daß Gott erbarm!“ sprach Sancho; „wenn das wieder Gespenster sind, wie's fast scheint, wo werd' ich Rippen hernehmen, sie auszuhalten?“ — „Wären es auch noch so viele Gespenster, ich werde nicht zugeben, daß man dir ein Haar krümme,“ sprach Don Quixote. „Letztens konnten sie dir wohl übel mitspielen, weil ich nicht im Stande war, über die Hofmauer zu steigen; aber jetzt sind wir in freiem Felde, wo ich mein Schwert brauchen kann, wie ich will.“ — „Aber wenn sie Euer Gestrengen wieder bezaubern, wie sie neulich gethan haben, was hilft's uns dann, ob Ihr in freiem Felde seyd oder nicht?“ — „Demungeachtet sey guten Muths, Sancho,“ sprach Don Quixote, „du sollst aus Erfahrung sehen, wie muthig ich selbst bin.“ — „Nu helfe der liebe Gott, ich will's wohl sehn;“ antwortete Sancho, und Beide stellten sich zur Seite des Wegs und lauschten aufmerksam, was aus den wandelnden Lichtern werden wolle. Kurz darauf entdeckten sie eine Menge Leute in weißen langen Hemden. Der fürchterliche Anblick löschte das letzte Fünkchen Muth in Sancho's Brust, und er fing an mit den Zähnen zu klappern, als hätte er das viertägige Fieber. Je deutlicher ihnen Alles wurde, desto mehr nahm Sancho's Zähneklappen zu; denn nun sahen sie bei zwanzig verschleierte Leute, sämmtlich zu Roß mit brennenden Fackeln in der Hand. Hinter diesen kam eine Sänfte, mit Trauer behangen, und dieser folgten sechs andre Reiter, gleichfalls in Trauer bis zu den Füßen ihrer Maulthiere; denn daß es

keine Pferde waren, merkte man wohl an dem leisen bedächtlichen Gange. Die weißverschleierten Leute murmelten in dumpfer kläglicher Stimme vor sich hin. Eine so seltsame Erscheinung zu solcher Stunde und an dieser Stätte konnte selbst den mannhaften Don Quixote in Schrecken setzen; denn dem armen Sancho war ohnehin das Herz gänzlich entfallen. Zum Glücke für des Ritters Muth spielte ihm seine Phantasie den Streich, aus jener Erscheinung ein Abenteuer zu machen, wie dergleichen in den Ritterbüchern standen. Er machte sich nämlich gleich die Sänfte zu einer Bahre, auf welcher man einen schwer verwundeten oder gar todten Ritter führe, dessen Rache ihm allein aufbehalten sey. Ohne weiteres Nachsinnen legte er die Lanze ein, setzte sich fest im Sattel, und stellte sich mit einer wahren Heldenmiene mitten in die Straße, wo der Zug herkam. Als er ihm nahe genug war, erhob er die Stimme: „Haltet, ihr Ritter, wer ihr auch seyd! und gebt mir Rechenschaft, wer ihr seyd? woher ihr kommt? wohin ihr wollt? und was ihr auf jener Bahre führet? Allem Ansehen nach habt ihr entweder Jemanden, oder hat euch Jemand Ungebühr zugefügt, und dies muß ich wissen, damit ich entweder euch wegen begangener Uebelthat züchtigen, oder euch wegen erlittenen Unrechts rächen kann!“ — „Wir haben Eile, die Herberge ist noch weit;“ sprach einer von den Verschleierten, „es ist nicht Zeit, Euch eine lange Erzählung zu machen, wie Ihr sie verlangt,“ und damit stach er sein Maulthier an, und wollte vorbei. „Halt!“ sprach Don Quixote, der diese Antwort ziemlich übel nahm und dem Reiter in den Zügel griff — „halt! seyd ein Bischen höflicher, und gebt mir Bescheid über das, was ich euch fragte, oder setzt euch Alle mit mir in Fehde.“ Das Maulthier ward scheu; als ihm nun Don Quixote in den Zügel

fiel, bäumte es sich dergestalt in die Höhe, daß es sich mit seinem Herrn rückwärts überschlug. Ein Maulthiertreiber-Junge, der nebenher ging und ihn fallen sah, fing an auf Don Quixote loszuziehen. Dieser, ohnedies schon zornig genug, legte ohne weitern Verzug mit seiner Stange ein, rannte auf einen Leidtragenden los, sattelte ihn übel zugerichtet ab, und warf sich schnell wieder herum, den Andern es auch so zu machen. Eine Lust war es zu sehen, wie geschwind und fertig er sie angriff und auseinander sprengte. Es war nicht anders, als wären dem Rozinante Flügel gewachsen, so leicht und stolz flog er daher. Alle Vermummten waren furchtsame und unbewaffnete Leute, und folglich nahmen sie augenblicks die Flucht und rannten mit den Fackeln über das Feld hin, so daß sie nicht anders aussahen, wie Masken, die in der Fastnacht umherschwärmen. Die Leidtragenden, die sich in ihren Trauermänteln und langen Talaren verwickelten, konnten sich auch nicht regen, und also war es unserm Ritter leicht, sie nach Herzenslust abzuprügeln und sie aus dem Felde zu schlagen; denn die armen Leute dachten, es wäre kein Mensch, sondern der leibhafte Teufel aus der Hölle, der käme und ihnen den Leichnam in der Sänfte abnehmen wollte.

Alles dies sah Sancho mit an, voll Verwunderung über den Muth seines Herrn, und sprach in seinem Herzen: „Mein Herr ist doch wirklich ein so tapfrer und kühner Held, wie er spricht.“ Nicht weit von dem Erstern, mit dem sich das Maulthier überschlagen hatte, lag eine Fackel, bei deren Schein ihn Don Quixote sah. Er ritt zu ihm hin, setzte ihm die Spitze seiner Stange in's Gesicht, und rief ihm zu, er solle sich ergeben oder sterben. „Ich bin ja ergeben genug,“ antwortete der Gefallene, „weil ich mich nicht regen

und bewegen kann, und noch dazu ein Bein gebrochen habe. Aber wenn Ihr ein christlicher Ritter seyd, so flehe ich Euer Gnaden demüthig an, daß Ihr mich nicht tödtet, denn Ihr würdet mehr als Kirchenraub begehen, weil ich Licentiat bin und schon die erste Weihe habe." — „Wer Teufel führt Euch denn hieher, wenn Ihr Geistlicher seyd?" sprach Don Quixote. — „Wer sonst als mein Unglück?" versetzte der Andere. — „Noch ein größeres steht Euch bevor," sprach Don Quixote, „wenn Ihr nicht auf der Stelle Antwort gebt über Alles, was ich gleich anfangs gefragt habe."

„Das will ich herzlich gern thun," versetzte der Licentiat. „Wisset also, gnädiger Herr, daß, obgleich ich mich vorhin Licentiat nannte, ich doch eigentlich nur Baccalaureus bin, Alonzo Lopez heiße und von Alcovendas gebürtig bin. Jetzt komme ich mit noch elf andern Priestern, welches die fliehenden Fackelträger sind, von Baeza. Wir ziehen nach Segovia, und begleiten die Leiche eines Ritters, die in jener Sänfte ist. Er starb zu Baeza, und wurde daselbst beigesetzt; jetzt bringen wir aber, wie gesagt, seine Gebeine nach Segovia, woher er war, in sein Familienbegräbniß." — „Und wer hat ihn umgebracht?" fragte Don Quixote. — „Gott, durch ein pestartiges Fieber," antwortete der Baccalaureus. — „Das ist was anders," sprach der Ritter, „und unser Herr Gott überhebt mich also der Mühe, den Tod des Ritters an einem Andern zu rächen; denn da er es gewesen ist, der ihn tödtete, kann ich weiter nichts thun, als die Achseln zucken und schweigen; wie ich ebenfalls thun würde, wenn er mich selbst tödtete. Indessen muß ich Euer Hochwürden von meinetwegen zu wissen thun, daß ich ein Ritter aus der Mancha, Don Quixote genannt, bin, und daß es mein Amt und Beruf ist, in der

Welt umherzuziehen, das Krumme in der Welt gerade und Unrecht wieder gut zu machen." — „Nun, bei mir habt Ihr jetzt nichts Krummes gerade gemacht; denn das Bein, das Ihr gezeichnet habt, wird so schnell nicht mehr gerade werden, und mit dem Unrecht, das Ihr mir angefügt, werd' ich wohl in's Grab hinken müssen. Und weil Ihr doch von Abenteuern redet, so sage ich Euch: theuer kommt es mir zu stehen, daß ich mit Euch zusammengetroffen bin."

„Es geht nicht Alles in der Welt nach unserm Wunsche," versetzte Don Quixote. „Euer Unglück, Herr Baccalaureus, war, daß ihr so des Nachts, in eure Chorhemden gehüllt, in Trauer-Talaren, mit Fackeln in der Hand, Seelmesse brummend, daher kamet wie das leibhafte Ungethüm oder Gestalten aus der andern Welt. Ich konnte meine Pflicht, euch anzusprengen, nicht unterlassen. Ich that es, und würde es gethan haben, wenn ich auch gewußt hätte, daß ihr Teufel aus der Hölle selbst wäret; denn für diese hielt ich euch bis jetzt." — „Nun, da Ihr mein Schicksal wißt," sagte der Baccalaureus, „so bitt' ich Euch, Herr fahrender Ritter, der Ihr mir eine so üble Fahrt gemacht habt, helft mir doch unter dem Maulthiere vor, weil ich mit dem einen Schenkel zwischen Bügel und Sattel stecke." — „Warum habt Ihr mir Euern Unfall nicht lange gesagt? Ich hätte wohl bis morgen frühe mit Euch reden können, ehe ich das errathen hätte," sprach Don Quixote.

Zugleich rief er dem Sancho; aber Sancho hatte jetzt keine Zeit zu kommen, denn er war eben beschäftigt, einen Packesel zu plündern, der diesen Herren zugehörte und mit Eßwaaren wohl beladen war. Aus seinem Mantel machte er sogleich einen Sack, raffte zusammen, was er konnte, steckte es hinein, belud seinen Esel, und lief sodann zu seinem

Herrn. Auf dessen Befehl half er dem Herrn Baccalaureus unter seinem Thiere hervor, setzte ihn darauf und gab ihm die Fackel wieder. „Folget nur Euern Gefährten nach,“ sprach Don Quixote zu ihm, „und bittet sie in meinem Namen um Verzeihung dessen, was ich ihnen that; aber es war mir nicht möglich, in diesem Falle anders zu handeln.“ — „Und wollten irgend die Herren gern wissen,“ sprach Sancho, „wer der tapfre Held ist, der sie so empfing, so will ich's Euer Hochwürden sagen: es ist der berühmte Don Quixote von der Mancha, sonst auch der Ritter von der traurigen Gestalt genannt.“

Hiemit zog der Baccalaureus ab, Don Quixote aber fragte seinen Schildknappen, warum er ihn doch jetzt zum ersten Male den Ritter von der traurigen Gestalt genannt habe? — „Das will ich Euch sagen, gestrenger Herr,“ sprach Sancho. „Ich beguckte Euch so ein Weilchen beim Scheine der Fackeln, die jener arme Sünder hatte, und da kamt Ihr mir auf einmal in so einer schlimmen Gestalt vor, als ich je etwas gesehen habe. Entweder macht's, weil Ihr Euch in dem Kampfe so abgemattet habt, oder weil Euch so viele Back- und Schneidezähne fehlen.“ — „Dies ist wohl nicht die Ursache,“ versetzte Don Quixote, „sondern es muß vielleicht dem weisen Zauberer, der die Geschichte meiner Thaten schreiben wird, gefallen, daß ich noch einen Zunamen annehme, wie alle Ritter der vorigen Zeiten, z. E. der Ritter vom brennenden Schwerte, der Ritter vom Einhorn, der Damenritter, der Ritter vom Phönix, der Ritter vom Greifen, der Todesritter. Unter diesen Namen und Zeichen waren sie auf dem ganzen Erdenrunde bekannt, und ganz gewiß hat dir obgedachter weiser Zauberer jetzt eingegeben und in den Mund gelegt, daß du mich den Ritter von der traurigen

Gestalt nennen sollst,[1] wie ich mich auch von nun an zu nennen gedenke. Und damit dieser Zuname noch besser auf mich passe, will ich mir bei der nächsten Gelegenheit eine außerordentlich traurige Figur auf meinen Schild malen lassen." — „Ach, Herr!" sprach Sancho, „die Zeit und Kosten könnt Ihr sparen, Ihr dürft Euch im Fall der Noth nur selbst und Euer Gesicht zeigen, und, meiner Treu! wer Euch sieht, wird Euch, ohne weiteres Sinnbild und Schildzeichen, gleich den Ritter von der traurigen Gestalt nennen; denn glaubt mir sicherlich, gestrenger Herr, der Hunger und Euer Zahnverlust haben Euch, mit Vergunst zu sagen, so jämmerlich zugerichtet, daß, wie gesagt, gar kein solches Jammerbild weiter nöthig ist."

Don Quixote lachte über Sancho's Einfall; demungeachtet beschloß er, diesen Namen zu führen, sobald er nur gedachtes Bild könnte auf seine Tartsche malen lassen. „Aber weißt du wohl, Sancho," sprach er, „daß ich werde in den Bann gethan werden, weil ich gewaltsame Hand an ein Heiligthum gelegt habe, justa illud, si quis suadente[2] Diabolo etc.? Wiewohl — nicht die Hand, sondern nur meine Lanze habe ich an ihn gelegt, und nicht gewußt, daß ich Priester und Kirchendiener beleidigte, die ich als ein guter und treuer katholischer Christ in hohen Ehren halte; sondern ich glaubte nicht anders, als es wären Gespenster und Wesen aus der andern Welt. Und sollte mir es auch so ergehen, so weiß ich ja, was dem Cid Ruy Diaz begegnete, als er den Stuhl des königlichen Gesandten in Gegenwart seiner Heiligkeit des Pabstes zerschlug, der ihn dafür in den

[1] Don Belianis von Gräcia nannte sich den Ritter von der reichen Gestalt.

[2] Satzungen des Concils von Trient. Kap. 56.

I. Seite 195.

Bann that; aber das hinderte den guten Rodrigo de Vivar[1] nicht, sich dabei als einen tapfern und ehrlichen Ritter zu betragen."

Der Baccalaureus war indessen ohne weitern Wortwechsel fortgezogen, und Don Quixote hätte gerne sehen mögen, ob der ganze Leichnam des Ritters oder nur seine Gebeine in der Sänfte wären; aber Sancho wollte es nicht zugeben. „Gestrenger Herr," sprach er, „Ihr seyd bei diesem gefährlichen Abenteuer besser weggekommen, als bei allen, die ich je gesehen habe. Diese Leute sind zwar überwunden und zerstreut, aber könnt's ihnen nicht einfallen, daß sie nur von einem einzigen Manne überwunden worden? und könnten sie sich nicht darüber schämen, böse werden, umkehren, uns aufsuchen, und ein Andenken hinterlassen, an dem wir zu kauen hätten? Mein Thier ist wohlbepackt, das Gebirg nahe, den Hunger haben wir im Leibe; laßt uns sacht und säuberlich abziehen, denn Ihr wißt ja, wie's heißt: in's Grab der Todte, der Lebendige zum Brode." Hiemit trat er seinen Esel in die Seiten und bat seinen Herrn, ihm nachzufolgen, der es auch ohne ein Wort zu sagen that, weil es ihm schien, daß Sancho Recht habe. Sie zogen eine kleine Strecke zwischen zwei niedrigen Bergen hin, und kamen darauf in ein geräumiges und abgelegenes Thal. Hier stiegen sie ab, lagerten sich, nachdem Sancho sein Thier abgeladen hatte, in's Gras, und hielten Frühstück, Mittagmahl, Vesperbrod und Nachtmahl zugleich. Ihr Hunger war ihnen die beste Würze zur kalten Küche, welche sie reichlich auf dem Küchenesel der Herren Geistlichen, die

[1] Dieses Abenteuer ist trefflich erzählt im spanischen Romancero, Romanze 21.

selten ohne solchen Vorrath reisen, gefunden hatten. Ein andres Uebel, und welches Sancho für das schrecklichste unter allen hielt, war, daß sie keinen Wein zum Trinken hatten, auch nicht einmal einen Tropfen Wasser, nur die Zunge zu netzen. Von dieser Leibesnoth gepreßt, bemerkte Sancho, daß die Wiese, wo sie waren, voll frischen Grases stand; dies machte ihm wiederum Hoffnung, und im folgenden Kapitel wird er dem Ritter seine Gedanken darüber mittheilen.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie der mannhafte Don Quixote von der Mancha ein nie gesehenes und nie erhörtes Abenteuer mit weniger Gefahr bestund, als je ein Ritter in der Welt.

„Ich wollte wetten, gestrenger Herr," sprach Sancho, „daß irgend eine Quelle oder ein Bach in der Nähe ist, denn das Gras hier ist so frisch und feucht. Ich meine, wir gehen ein Bischen weiter; vielleicht finden wir was, womit wir den schrecklichen Durst löschen können, der gewiß tausendmal ärger ist als der Hunger."

Dieser Rath gefiel unserm Ritter nicht übel; er nahm also den Rozinante beim Zügel, und Sancho, nachdem er die Ueberbleibsel des Abendbrods wieder aufgepackt hatte, seinen Esel bei dem Halfter, und so tappten sie ganz bedächtig über die Wiese hin, weil es so finster war, daß sie nichts sehen konnten. Kaum waren sie zweihundert Schritte gegangen, so hörten sie ein großes Geräusch von Wasser,

als wenn es sich über hohe Felsen herabstürzte. Dies Brausen erfreute sie sehr. Da sie aber genau darauf horchten, hörten sie noch ein andres Getöse, welches ihnen die Freude über das erste wieder vergällte, sonderlich dem armen Sancho, der von Natur furchtsam und kleinmüthig war. Es waren starke Schläge nach einem gewissen Tact, nebst einem Geklirre von Eisen und Ketten, die, verbunden mit dem wüthenden Wasserbrausen, jedem Andern als einem Don Quixote große Furcht eingejagt haben würden. Stockfinster war, wie gesagt, die Nacht; und sie befanden sich eben unter einigen hohen Bäumen, deren Blätter, von einem sanften Winde bewegt, ein schauriges Säuseln verursachten, so daß Einsamkeit, Dunkelheit, Brausen des Wassers und Säuseln der Blätter sich vereinigten, um den Eindruck des Grausens hervorzubringen, zumal da die Schläge nicht aufhörten, der Wind sich nicht legte, der Morgen nicht anbrechen wollte, und sie überdies nicht wußten, wo sie sich befänden.

Endlich schwang sich Don Quixote, von dem auch in dieser Stunde sein Heldenmuth nicht wich, auf den Rozinante, ergriff die Tartsche, erhob die Lanze und sprach: „Wisse, Freund Sancho, daß mich der Schluß des Himmels geboren werden ließ, in unserm eisernen Zeitalter das Gold der alten Zeit oder, daß ich es recht sage, das goldene Zeitalter wieder herzustellen. Ich bin es, für den Gefahren, Großthaten oder erhabne Unternehmungen aufbehalten sind. Ich bin es, sag' ich noch einmal, der die Ritter von der Tafelrunde, die Zwölfe von Frankreich und die neun Männer des Ruhms wieder erwecken, und alle Platirs, Tablanten, Olivanten, Tiranten, Sonnenritter, Belianisse und die ganze Schaar berühmter fahrender Ritter der alten Zeit in

Vergessenheit bringen wird, indem ich zu unsern Zeiten solche unerhörte große Thaten und Waffenwunder thun werde, daß sie die berühmtesten von jenen verdunkeln sollen. Du bemerkst, getreuer und redlicher Schildknapp, die Finsternisse dieser Nacht, ihr seltsames Schweigen, das dumpfe und räthselhafte Säuseln der Blätter, das gräßliche Brausen des Wassers, dem wir nachgingen, und welches nicht anders klingt, als stürze es von den hohen Mondbergen [1] herab; du hörst die unaufhörlichen Schläge, welche unsere Ohren betäuben. Alles dies zusammen, ja schon jedes für sich wäre hinreichend, dem Kriegsgotte selbst Schrecken einzujagen, geschweige denn einem Andern, der solche Vorfälle und Abenteuer nicht gewohnt ist. Für meinen Muth ist es aber nur ein neuer Sporn, so daß mir das Herz im Leibe vor Begier springen möchte, dies Abenteuer zu bestehen, so gefährlich es auch seyn mag. Gürte mir derohalben den Rozinante etwas fester, und sey Gott befohlen. Erwarte mich hier drei Tage; komme ich in diesen nicht zurück, so kannst du in unser Dorf zurückkehren. Und willst du mir dann noch einen Gefallen und Liebesdienst erweisen, so gehe nach Toboso und sage meinem unvergleichlichen Fräulein Dulcinea, daß ihr ganz ergebener Ritter todt und in Unternehmungen geblieben sey, die ihn würdig machen sollten, sich den Ihrigen zu nennen."

Sancho fing an bitterlich zu weinen, als er dies von seinem Herrn hörte. „Ach, gestrenger Herr," sprach er, „ich weiß gar nicht, warum ihr Euch nur an das erschreckliche Abenteuer machen wollt. Jetzt ist's ja Nacht, und kein Mensch sieht uns; könnten wir nicht umkehren und der

[1] Wie der Nil.

Gefahr ausweichen, sollten wir auch gleich in drei Tagen keinen Tropfen zu trinken haben? Und wenn uns kein Mensch sieht, kann uns ja auch kein Mensch Memmen schimpfen. Ich hab' so oft von unserm Herrn Pfarrer, den Euer Gestrengen wohl kennen, auf der Kanzel gehört: wer Gefahr sucht, der kommt drin um, und man dürfe den lieben Gott nicht durch ein Wagestück versuchen, wo man nur durch ein Wunderwerk davon kommen könne. Es ist ja genug, daß Euch der Himmel die Gnade gethan hat, Euch vor der Prellerei zu bewahren, die mir widerfahren ist, und daß Ihr frisch und gesund die Feinde überwunden habt, die bei der Leiche waren. Und bewegt das Alles Euer hartes Felsenherz nicht, so habt doch nur die Barmherzigkeit und bedenkt, daß ich sicher, sobald Ihr nur von mir weg seyd, vor lauter Furcht meinen Geist an den Ersten Besten aufgeben werde, der ihn holen will. Bedenkt's doch nur, daß ich aus meiner Heimath ging, Frau und Kinder verließ und mit Euch zog, Euch zu dienen; denn ich glaubte mich zu verbessern, nicht aber zu verschlimmern. Aber ich hab's meine Tage gehört: zu viel zerreißt den Sack. So sind auch meine Hoffnungen zu Boden gefallen. Je gewisser ich dachte, noch einmal die verwünschte, vermaledeite Insel zu kriegen, die Ihr mir so oft verspracht, desto unglücklicher geht mir's, denn nun wollt Ihr mich dafür mitten in der Wüstenei sitzen lassen. Ach! ich bitt' Euch um's alleinigen Gottes willen, gnädiger Herr! macht mich nicht so unglücklich; und wenn Ihr ja nicht von Eurem Vornehmen ablassen wollet, so verschiebt's doch wenigstens bis auf den Morgen. Es kann nicht länger als drei Stunden bis dahin seyn, so viel ich davon weiß und gelernt habe, da ich noch Schafknecht war; denn seht Ihr's, gestrenger Herr? die Schnauze

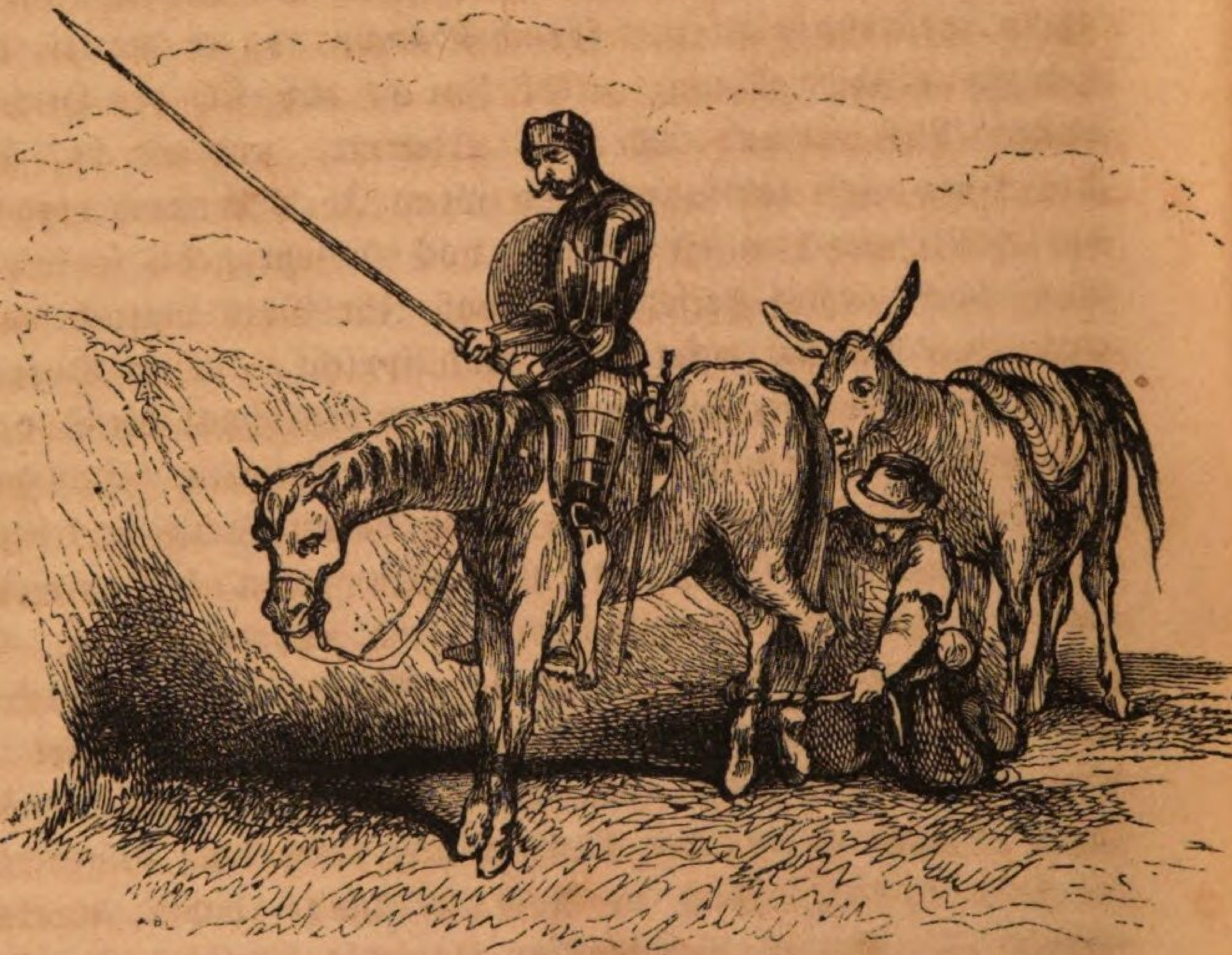
am kleinen Bären steht über dem Kreuze, und zeigt Mitternacht an, weil er links in gerader Linie über uns steht." [1]

„Sancho, Freund Sancho!" sprach Don Quixote, „was schwatzest du da von Linie, Schnauze und dem kleinen Bären, da es so stockfinster ist, daß am ganzen Himmel nirgends ein Stern sich zeigt?" — „Das ist zwar wahr," versetzte Sancho, „dunkel ist's, aber Furcht hat tausend Augen; und kann man sehen, was unter der Erde [2] ist, warum nicht auch, was im Himmel ist? Und man kann's auch durch Nachdenken finden, daß es nicht weit mehr vom Tage seyn muß." — „Mag er nah oder noch ferne seyn," sprach Don Quixote, „das ist mir einerlei; von mir soll man weder jetzt noch in Zukunft sagen, daß ich mich durch Bitten und Thränen von meiner Ritterpflicht habe abwendig machen lassen; und also bitt' ich dich, Sancho, schweige! denn Gott, der mir's in Sinn und Herz gegeben hat, dies schwere und gefährliche Abenteuer zu bestehen, wird sich meiner schon gnädig annehmen und auch dich in deiner Trauer trösten. Alles, was du jetzt noch zu thun hast, ist, gürte mir den Rozinante fester, und erwarte mich hier: denn ich komme bald wieder, lebendig oder todt."

Da nun Sancho sah, wie fest sein Herr entschlossen war, wie wenig sein Rath, seine Bitten und Thränen helfen wollten, beschloß er, List zu brauchen, und dadurch seinen Herrn dennoch zu nöthigen, daß er den Tag erwarte. Er schnürte also dem Pferde, als er es fester gürtete,

[1] Anspielung auf die Art, wie die spanischen Bauern nach dem kleinen Bären die Stunden der Nacht messen.

[2] Dies bezieht sich auf den Glauben des gemeinen Volks in Spanien, daß gewissen Leuten die Gabe angeboren sey, in der Erde vergrabne oder andre verborgne Dinge zu sehen, insofern sie nur mit keinem blauen Tuche bedeckt wären. Die mit dieser Wunderkraft Begabten heißen Zahoris.



I. Seite 201.

unvermerkt mit dem Strickhalfter seines Esels die Beine dergestalt zusammen, daß es, als Don Quixote fort wollte, unfähig war, eine andere Bewegung zu machen, als mit geschlossenen Füßen einen Sprung in die Höhe. „Seht Ihr's, gestrenger Herr," sprach Sancho, da er merkte, daß ihm seine List gelang; „seht Ihr's, daß sich der Himmel meiner Bitten und Thränen erbarmt, und macht, daß Rozinante nicht fortkann? Und wenn Ihr's dennoch erzwingen wollt, und ihm die Sporen noch so sehr gebt, so wird's Euch doch nichts helfen, als daß Ihr Gott versucht und wider den Stachel lecket, wie man spricht." Don Quixote hätte rasend werden mögen; je mehr er dem Gaul die Sporen gab, desto weniger konnt' er ihn vom Flecke bringen. Daß dem Rozinante die Beine gebunden seyen, daran dachte er keineswegs, sondern beschloß, es ruhig abzuwarten, bis entweder der Tag anbräche oder Rozinante sich rühren könnte. Er meinte nämlich, es müsse etwas ganz Anderes dahinter stecken, als eine List Sancho's. „Sancho!" sprach er, „weil ich denn merke, daß Rozinante sich schlechterdings nicht regen kann, so will ich nur den Morgen hier erwarten; ungeachtet ich sehr beklage, daß es noch so lange damit werden wird." — „Ei, hat sich was zu klagen!" versetzte Sancho; „die Zeit soll Euch nicht lang werden, gestrenger Herr; ich will Euch Märchen genug bis an den hellen Tag erzählen, wenn Ihr auch nicht absteigen und Euch, nach fahrenden Ritters Brauch, ein wenig hier in's Gras schlafen legen wollt, damit Ihr zu dem schrecklichen Abenteuer, das Euch erwartet, neue Kräfte sammlet." — „Was sprichst du von Absteigen und Schlafen?" antwortete Don Quixote. „Bin ich irgend einer von den Rittern, die der Ruhe pflegen, wenn Gefahr vorhanden ist? Schlafe du, der du zum Schlafen

geboren bist, oder mache was du willst; ich weiß schon was ich zu thun habe und was meines Amtes ist." — „Nun, werdet nur nicht gleich böse drüber, gestrenger Herr; ich hab's ja nicht so schlimm gemeint;" sprach Sancho, trat hiemit näher zu seinem Herrn, faßte mit der einen Hand den vordern, mit der andern den hintern Sattelbogen, und drängte sich aus Furcht so fest an Don Quixote's linken Schenkel an, daß er nicht einen Finger breit weichen wollte, weil er sich gewaltig vor den Schlägen fürchtete, die sich noch immer tactmäßig hören ließen. „Erzähl' mir doch nun zum Zeitvertreib ein Märchen, Sancho, wie du versprochen hast," sprach Don Quixote. — „Das wollt' ich wohl," versetzte Sancho, „wenn ich mich nur nicht so gräulich vor dem Lärmen fürchtete, den ich höre. Indeß, ich will Euch doch eins erzählen, und das soll's beste seyn, das Ihr in Eurem Leben gehört, so ich es anders zu Stande bringe und mir nichts dazwischen kommt. Hört zu, jetzt fang' ich an:

„Es war einmal, da es war. Das Gute, das kömmt für Alle, das Böse für den, der's sucht! [1] — Merkt's wohl, gestrenger Herr, die Alten fingen ihre Märchen nicht so an, wie wir irgend; nein, es war immer ein Denkspruch von einem gewissen Cato Zimberlinus, den sie voranschickten, der hieß: das Böse für den, der's sucht, und das paßt gerade wie ein Ring an den Finger darauf, daß Ihr fein hier bleibt und nirgends Unglück mit Fleiß suchet, oder daß wir lieber gar durch einen andern Weg wieder umkehren; denn wer zwingt uns denn zu diesem, wo uns lauter Höllenschrecken erwarten?"

[1] Eine Anspielung auf das spanische Sprichwort das Gute für alle Welt, das Schlimme für die Köchin des Pfarrers.

„Erzähle du dein Märchen fort," sprach Don Quixote „und den Weg zu wählen überlaß mir."

Sancho fuhr fort: „Es war einmal, sag' ich, in Estremadura ein Dorf, und in dem Dorfe war ein Ziegenhirte; ich meine einer, der Ziegen hütete. Dieser Hirte oder Ziegenhüter hieß Lope Ruyz, hab' ich gesagt, sag' ich; und dieser Lope Ruyz hatte sich in eine Schäferin verliebt, die hieß Torralva; und diese Schäferin, die Torralva hieß, war die Tochter eines reichen Hirten, und dieser Hirte war reich."

„Wenn du dein Märchen so erzählst, mein lieber Sancho, und Alles wiederholst, was du schon zweimal gesagt hast, da wirst du in zwei Tagen nicht fertig," sprach Don Quixote. „Sag' es nacheinander her, wie sich's gehört, und erzähle wie ein vernünftiger Mensch; wo nicht, so schweige lieber still!"

„Bei mir daheim erzählt man die Märchen alle so wie ich," versetzte Sancho. „Ich kann's, meiner Treu', nicht anders, und Euer Gestrengen wird doch nicht verlangen, daß ich eine Neuerung machen soll?" — „Nun, so erzähle wie du willst; denn da es das Schicksal einmal will, muß ich dir doch zuhören. Nur weiter, Sancho!" sprach der Ritter.

„Nun, wie gesagt, herzliebster Herr," fuhr Sancho fort, „der Hirte Lope Ruyz war in die Schäferin Torralva verliebt. Die Torralva war ein junges, kugelrundes, rasches Mensch, ein ordentlicher halber Kerl, denn ein paar Schnurren hatte sie schon überm Maule; es ist mir, als wenn ich sie da vor meinen Augen sähe." — „Hast du sie denn gekannt?" fragte Don Quixote. — „Meiner Lebtage nicht," antwortete Sancho; „aber der mir das Märchen erzählte, sagte mir, es wäre so gewiß und wahrhaftig wahr, daß ich, wenn ich's wieder Einem erzählte, reden und drauf schwören könnte, als hätte ich Alles selbst gesehen. — Was geschah? Indem so

ein Tag immer nach dem andern kam und verging, wußte es der Teufel, der ohnehin nimmer schläft und bei Allem seine Finger im Spiel hat, so zu drehen, daß die Liebe des Hirten sich in Haß und Abscheu gegen sie verkehrte; und das kam daher, weil sie ihm, wie böse Leute sprechen, eine Menge Ursachen zur Eifersucht gab; und es mag wohl seyn, daß sie etlichemal aus den Strängen schlug. Kurz, sie ward ihm so völlig zuwider, daß er sie nicht mehr vor Augen sehen konnte und beschloß, aus dem Lande zu gehen und an einen Ort zu ziehen, wo seine Augen sie nicht mehr sehen würden. Torralva aber, die sich so von Lope verachtet sah, kriegte ihn jetzt erst lieber, als sie ihn jemals gehabt hatte."

„So machen's die Weiber überhaupt," fiel Don Quixote ein; „verachten den, der sie liebt, und lieben den, der sie verachtet. Weiter, Sancho!"

„Nun kam's, daß der Hirte sein Vorhaben in's Werk richtete. Er nahm seine Ziegen, trieb sie vor sich her und wanderte immer damit fort über die Felder von Estremadura nach dem Königreiche Portugal zu. Torralva, die das Ding merkte, machte sich hinter ihm her, und ging ihm baarfuß von ferne nach, mit einem Stocke in der Hand und einem Schnappsacke am Halse, worin sie, wie's heißt, ein Stückchen Spiegel, ein Stückchen Kamm und ein Büchschen, weiß der Henker, mit was für Schminke hatte. Aber mag sie drinnen gehabt haben was sie will, was schierts mich? Endlich, wie's heißt, kam der Hirte mit seiner Heerde Ziegen an den Guadianastrom, der eben so sehr angelaufen war, daß er austrat. An dem Fleck, wo der Hirte hinkam, war weder Fähre, noch Schiff, noch ein Mensch, der ihn und seine Heerde hätte übersetzen können. Darob war dem Hirten gewaltig angst, denn er sah, daß ihm die Torralva auf den Haken war, und

dachte wohl, daß sie ihm viel Verdruß machen würde mit ihren bittern Thränen. Er suchte, er suchte, und fand endlich noch einen Fischer, der aber einen so kleinen Kahn hatte, daß nicht mehr als ein Mensch und eine Ziege hineinging. Demungeachtet redete er mit ihm, und dung ihn, daß er ihn und seine dreihundert Ziegen übersetzen sollte. Der Fischer trat in den Kahn und brachte eine Ziege hinüber; er kam wieder und holte noch eine; er kam noch einmal und brachte noch eine hinüber. Nun, gestrenger Herr, gebt wohl Acht, und zählt, wieviel Ziegen der Fischer übersetzt; denn, das sage ich Euch, wenn Ihr nur eine einzige vergeßt, so ist mein Märchen auf einmal aus, und ich kann kein Wort mehr davon erzählen. Nun weiter im Texte! Die Anfahrt auf der andern Seite war gar schlammig und schlüpfrig, und das machte, daß der Fischer viel Zeit zum Hin- und Herfahren brauchte. Demungeachtet kam er doch wieder und holte noch eine Ziege, und noch eine und noch eine."

„Stelle dir vor, Sancho, daß er sie nun alle hinüber hat," sprach Don Quixote; „denn wenn du mit einer jeden überfahren und wiederkommen willst, so bringst du sie in einem ganzen Jahr nicht hinüber."

„Wie viele hat er denn jetzt drüben, gestrenger Herr?" fragte Sancho. — „Zum Teufel, was weiß ich's?" versetzte Don Quixote. — „Da haben wir's, was ich sagte, daß Ihr fein nachzählen solltet; denn bei Gott, jetzt ist das Märchen aus, und ich kann nicht weiter damit kommen." — „Wie das?" fragte Don Quixote. „Ist es denn so wesentlich zu deiner Geschichte nöthig, daß man alle übergesetzte Ziegen einzeln wissen muß, und daß, wenn man sich nur um eine verzählt, du nicht weiter kannst?" — „Schlechterdings," antwortete Sancho; „denn da ich Euer Gestrengen fragte,

wieviel sind nun Ziegen hinüber? und Ihr mir zur Antwort gabt: zum Teufel, was weiß ich's? den Augenblick fiel mir Alles, was ich noch zu erzählen hatte, aus; und, meiner Treu', es waren Euch noch feine Sachen drunter." — „Wie? deine Erzählung wäre wirklich zu Ende?" fragte Don Quixote. — „Zu Ende ist's mit ihr, wie mit meiner Mutter selig," antwortete Sancho. — „Nun, das muß ich bekennen, Freund Sancho," sprach der Ritter, „du hast eins der seltsamsten und neuesten Märchen, die man nur in der Welt erdenken konnte,[1] erzählt; und selbst deine Art zu erzählen und abzubrechen muß nie Einer in seinem Leben gehört haben; obgleich ich von deinem Witze nichts Anderes erwarten konnte. Aber ich wundere mich nicht darüber; denn das unaufhörliche Getöse muß dir das Gehirn verwirrt haben." — „Das ist Alles möglich," versetzte Sancho, „aber das weiß ich, was mein Märchen betrifft, daß es gleich aus ist, wenn Einer im Zählen der übergesetzten Ziegen sich stößt." — „Es mag sich in Gottes Namen enden, wo es will," sprach Don Quixote; „sehen wir jetzt, ob sich Rozinante wieder regen kann." Er gab ihm die Sporen, der Gaul fuhr in die Höhe, und blieb wieder stehen, so fest war er gebunden.

Entweder machte es die Kälte des Morgens, oder hatte Sancho einige abführende Sachen zu Nacht gespeist, oder war es so die Ordnung seiner Natur, was die annehmlichste Erklärung seyn möchte, — kurz, er empfand Drang und Bedürfniß, ein Geschäft zu verrichten, welches kein Andrer für ihn übernehmen konnte. Die Furcht, welche sein Herz erfüllte, war so groß, daß er sich nicht traute, einen Nagel

[1] Die Geschichte von der Schäferin Torralva und ihren Ziegen ist übrigens alt; man findet sie in Sansovino's hundert alten Novellen.

breit von seinem Herrn zu weichen; andrerseits war ihm der Gedanke, sich seiner Last nicht entledigen zu können, nicht minder schrecklich. Um nun zwischen beiden Uebeln die rechte Mitte zu treffen, ließ er die eine Hand, womit er den hintern Sattelbogen gefaßt hatte, los, band mit derselben den Nestel auf, welcher seine Hosen in die Höhe hielt, und diese rollten nun wie zwei Fußschellen zu seinen Fersen hinunter. Drauf hob er das Hemd auf, so gut er konnte, und streckte den ganzen H—rn, der gewiß nicht klein war, hinaus in die Luft. Schon glaubte er, das Wichtigste für seinen Zweck gethan zu haben, als ihm ein andrer Punkt einfiel, der noch kitzlicher abzumachen war. Er besann sich nämlich, daß es bei seinem vorhabenden Geschäfte nicht ohne Geräusch abgehen werde. Er biß also die Zähne zusammen, zog die Schultern ein und hielt den Athem an sich, so sehr er konnte; aber trotz dieser Vorsicht war er so unglücklich, ein Getöse zu erregen, das sich merklich von jenem unterschied, wovor er bisher gezittert hatte. — „Was ist das, Sancho?" fragte Don Quixote, als er es hörte. — „Ich weiß nicht, gestrenger Herr!" antwortete Sancho; „gewiß ist's wieder etwas Neues, denn Abenteuer und Unglücksfälle kommen immer hageldicht."

Er versuchte zum zweiten Male sein Glück, und diesmal gerieth's ihm so gut, daß er ohne fernern Laut und Geräusch sich seiner schweren Bürde ganz entäußerte. Da aber Don Quixote eine eben so dünne Nase als leises Gehör hatte, und Sancho so nahe bei ihm stand, so mußten nothwendig einige Dünste, die in gerader Linie in die Höhe stiegen, auch bei seiner Nase anlangen. Kaum bemerkte er sie, so drückte er die Nase fest mit den Fingern zu und sprach in etwas näselndem Tone: „Sancho, deine Furcht muß jetzt gewaltig groß seyn?" — „Ja wohl!" versetzte Sancho; „aber woran

merkt's denn Euer Gestrengen jetzt mehr als zuvor?" — „Weil du jetzt stärker riechst, als jemals, und zwar nicht nach Ambra," sprach Don Quixote. — „Das ist leicht möglich," versetzte Sancho, „aber ich bin nicht Schuld daran, gestrenger Herr; Ihr seyd's selbst, weil Ihr mich so zur Unzeit und an solchen abgelegnen Orten herumschleppt." — „Tritt drei oder vier Schritte bei Seite, guter Freund," sprach Don Quixote (mit der Nase noch immer zwischen den Fingern), „und nimm künftig deine Person besser in Acht und den Respect, den du mir schuldig bist: denn ich sehe wohl, meine Herablassung hat gemacht, daß du ihn außer Augen setztest." — „Ich wollte wetten, gestrenger Herr," versetzte Sancho, „Ihr denkt, ich habe was Ungebührliches vorgenommen?" — „Still," sagte Don Quixote; „noch schlimmer ist's, daran zu rühren."

Mit solchen und andern Gesprächen brachten Ritter und Schildknapp die Nacht zu. Sancho aber, welcher merkte, daß nach und nach der Morgen anbrach, nahm ganz leise dem Rozinante die Halfter ab und band sich die Hosen wieder hinauf. Als Rozinante sich frei fühlte, schien er darüber so froh, daß er, ungeachtet ihn sonst der Muth nicht plagte, jetzt einige krumme Bocksprünge zu machen anfing; denn Courbetten waren, mit seiner Erlaubniß zu sagen, ihm ganz unbekannt. Don Quixote, da er sah, daß sich Rozinante wieder regen konnte, hielt es für ein gutes Zeichen, daß er nunmehro dies gefährliche Abenteuer bestehen könne.

Indem brach die Morgenröthe an und machte, daß man die Dinge unterscheiden konnte. Der Ritter sah, daß er sich unter einigen hohen Kastanienbäumen befand, die ohnedies einen finstern Schatten machen. Er merkte, daß das Getös der Schläge noch nicht aufhörte, ungeachtet er nicht entdecken

I. Seite 208.

konnte, woher es kam. Nun war kein Aufenthalt mehr. Er gab daher dem Rozinante die Sporen, wandte sich zu Sancho, nahm nochmals Abschied, und befahl ihm, wie zuvor, ihn hier auf's längste drei Tage zu erwarten. „Komm ich in dieser Zeit nicht wieder," sprach er, „so kannst du sicher glauben, daß es Gott in seiner Weisheit gefallen hat, meine Tage in diesem schrecklichen Abenteuer zu enden. Meinem Fräulein Dulcinea wirst du treulich von meinetwegen die Botschaft bringen, die ich dir schon aufgetragen habe; und für den Lohn deiner treuen Dienste trag' keine Sorge; ich hab' zu Hause, ehe ich auszog, mein Testament hinterlassen, worin du zu Ersatz deines Lohnes für die Zeit, da du mir gedient hast, wohl bedacht bist. Bringt mich aber Gott aus diesem gefährlichen Handel frisch und gesund und ohne Gefährde wieder zurück, so kannst du dir auf die versprochne Insel sichre Rechnung machen."

Von Neuem fing Sancho an, über den traurigen Abschied seines guten Herrn zu weinen, und beschloß, bei ihm bis auf den letzten Athemzug in der Gefahr auszuhalten. Aus diesen Thränen und seinem edlen Entschlusse folgert unser Geschichtschreiber, daß Sancho von guter Geburt, und wenigstens ein Altchrist[1] gewesen seyn müsse. In der That machte auch dies seinen Herrn weichherzig, doch nicht so, daß er einigen Kleinmuth hätte merken lassen. Er verbarg es vielmehr, so gut er konnte, und trat nunmehr seine Fahrt nach der Gegend an, woher ihm das Brausen des Wassers und das Getöse der Schläge zu kommen schien. Sancho folgte ihm zu Fuße nach, und führte, wie gewöhnlich, seinen Esel,

[1] So nennt man in Spanien diejenigen, welche keine Mohren und Juden unter ihren Ahnen zählen.

den treuen Mitgenossen aller seiner Leiden und Freuden, an der Halfter hinter sich her. Als sie eine gute Strecke unter den Kastanien- und andern düstern Bäumen fortgewandelt waren, kamen sie auf eine kleine Wiese am Fuße einiger hohen Felsen, von welchen ein ziemlich starker Wasserfall herabstürzte. Unten an denselben lagen einige elende Hütten, welche Trümmern von Gebäuden ähnlicher sahen, als Häusern, und aus denselben kam das Getös der Schläge, wie sie bemerkten. Rozinante wurde über das Brausen des Wassers und über das Geklapper scheu. Don Quixote aber streichelte und beruhigte ihn, näherte sich den Häusern immer mehr, und empfahl sich von ganzem Herzen seiner Dame, ihm bei dieser gefährlichen Tagfahrt und grausenden Unternehmung hülflich zu seyn. Nebenher empfahl er sich dem lieben Gott, daß er ihn nicht vergäße. Sancho wich ihm nicht von der Seite, machte den Hals so lang er konnte und schielte Rozinante'n immer durch die Beine, ob er nicht bald das Ding zu sehen bekäme, das ihn so lang in Furcht und Schrecken gehalten hatte. — Sie waren kaum um hundert Schritte weiter und um eine Ecke herum, als ihnen plötzlich die ganze Ursache des Lärms, vor dem sie die Nacht über kaum zu Athem gekommen waren, so klar vor Augen lag, daß kein Zweifel mehr möglich war. Lieber Leser, werde mir nicht böse, wenn ich dir sage — daß es weiter nichts war, als sechs Stämpfel einer Walkmühle, die durch ihr beständiges Auf- und Niedergehen dies Getöse machten. Als Don Quixote das Ding sah, war er auf einmal verstummt und wie erstarrt vom Scheitel bis zur Zehe. Sancho sah seinen Herrn an, der den Kopf beschämt auf die Brust sinken ließ. Eben so sah dieser den Sancho an, und bemerkte, daß ihm beide Backen vor Lachen bauschten, und daß er im Begriff

sey, damit herauszuplatzen. So verdrießlich er selbst war, konnte er sich doch bei Sancho's Anblick des Lachens nicht enthalten, und da Sancho sah, daß sein Herr angefangen hatte, brach er dergestalt los, daß er sich die Fäuste in die Seite stemmen mußte, um nicht vor Lachen zu bersten. Viermal setzte er ab, holte Athem und hub eben so heftig wieder an als zuvor. Don Quixote verlor endlich die Geduld, und fing an alle Teufel zu fluchen, zumal da Sancho hintrat und ihm nachspottend sagte: „Wisse, Freund Sancho, daß der Himmel mich geboren werden ließ, in unsrer eisernen Zeit das goldne Weltalter wieder zu erwecken. Für mich sind Gefahren, Großthaten und erhabne Unternehmungen aufbehalten;" und so wiederholte er fast all die schönen Redensarten, die Don Quixote vorgebracht hatte, als sie zuerst das fürchterliche Getöse hörten. Don Quixote, da er sah, daß Sancho Spott mit ihm trieb, ward so grimmig, daß er seine Lanze erhob und ihm zwei solche Schläge damit über die Schultern versetzte, daß, wenn sie Sancho über den Kopf empfangen hätte, er ihm keinen Lohn mehr würde zu bezahlen gehabt haben, wenn ihn seine Erben nicht gefordert hätten. Als Sancho merkte, daß sein Scherz so übel ablief, begann er zu fürchten, sein Herr möchte noch weiter gehen; daher sagte er ganz demüthig zu ihm: „Gebt Euch doch zufrieden, gestrenger Herr, ich habe ja nur gespaßt." — „Eben weil du spaßest, spaß' ich nicht," sagte Don Quixote. „Komm doch her, du kluger Mensch! Wären diese Walkstämpfel ein wirklich gefährliches Abenteuer gewesen, zeigte ich nicht Muth genug, es zu unternehmen und zu bestehen? Bin ich denn als Ritter verbunden, jeden Schall zu kennen, und von ferne zu wissen, was Walkmühlen sind, oder nicht; zumal da ich vielleicht in meinem Leben keine gesehen habe, und du, als

ein Bauerflegel, der du darin erzogen und geboren bist, sie besser kennen mußt? Aber verwandle mir einmal diese sechs Walkstämpfel gleich in sechs Riesen, und bringe mir sie her, einen nach dem andern, oder alle zusammen, und wenn ich sie nicht alle zu Gottes Boden werfe, daß sie die Beine in die Höhe recken, dann lache über mich, so viel du willst."

„Laßt es gut seyn, gestrenger Herr!" versetzte Sancho; „ich bekenne Euch's ja, daß ich wie ein Narr gelacht habe. Aber sagt mir doch, da wir nun wieder eins sind, — denn Gott gebe, daß Ihr aus allen Abenteuern so frisch und gesund davon kommt, als aus diesem, — mußte man nicht darüber lachen? Und gäb's nicht ein feines Märchen, wenn man's Jemanden erzählte, wie wir uns fürchteten, oder wenigstens ich; denn was Euch betrifft, gestrenger Herr, so weiß ich wohl, daß Ihr weder Furcht noch Schrecken kennt."

„Ich will zwar nicht in Abrede seyn, daß der Streich, der uns begegnete, lächerlich war; aber zum Erzählen taugt er nicht, denn nicht alle Leute sind gescheit genug, die Sache beim rechten Fleck zu nehmen." — „Ihr freilich, gestrenger Herr, wußtet den rechten Fleck zu treffen," versetzte Sancho. „Denn an Euch lag's nicht, daß Ihr mir nicht den Kopf mit Eurer Lanze so gut als die Schultern trafet. Aber Gott sey Dank, daß ich mich noch so geschickt drehte. Doch in der Wäsche geht Alles 'raus, und ich hab's mein Lebtage gehört, wen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Und überdies, große Herren schenken ja immer ihrem Diener ein paar Strümpfe, wenn sie ihn ausgescholten haben. Was werden sie ihm nicht geben, wenn er gar Prügel bekommen hat? Vielleicht schenken fahrende Ritter, nach ausgetheilten Schlägen, etwa gar Inseln oder Königreiche auf festem Lande."

„Es könnte sich leicht fügen, daß Alles das einträfe, was du hier sagst,“ sprach Don Quixote; „verzeih' mir das Geschehene, denn du weißt wohl, daß man in der ersten Hitze nicht Herr über sich ist. Aber merke dir es von nun an zur Lehre, daß du inskünftige nicht wieder so ungeschliffen mit mir sprichst. Denn in allen Ritterbüchern, die ich je gelesen habe und deren Zahl groß ist, hab' ich nie gefunden, daß ein Schildknappe so mit seinem Herrn geredet hätte, wie du mit dem deinigen. Wahr ist's, daß ich so viel dran Schuld bin, als du; du, weil du mich nicht in sonderlichen Ehren hältst, und ich, weil ich mich bei dir nicht genug in Ansehen setzte. Gandalin, des Amadis von Gallien Schildknapp, war Graf der festen Insel, und doch liest man von ihm, daß er immer mit seinem Herrn mit der Mütze in der Hand, mit gebeugtem Kopf und Leibe, wie ein Türke, gesprochen habe. Ja, was noch mehr ist, Gasabal, Don Galaors Schildknapp, war so bescheiden und still, daß zum Zeichen seines bewundernswürdigen Schweigens in dieser ganzen großen und wahren Geschichte sein Name nur ein einziges Mal genannt wird. Aus allem dem, was ich da gesagt habe, kannst du schließen, Sancho, daß ein Unterschied zwischen Herrn und Diener, Junker und Knecht, Ritter und Schildknappen sey, und daß wir uns von nun an mit mehr Respect begegnen und einander nicht mehr schrauben müssen; denn wenn ich mich noch einmal so über dich erzürnen sollte, möchte ich vielleicht dem Fasse den Boden gar ausstoßen. Die Geschenke und Belohnungen, die ich dir versprach, werden zu ihrer Zeit schon kommen, und kommen sie nicht, so bleibt dir doch wenigstens, wie gesagt, dein Lohn gewiß.“

„Das ist ja Alles recht und gut, was Euer Gestrengen

da sagt," sprach Sancho; „aber ich möchte doch wissen, wenn nun irgend der Teufel sein Spiel mit den Belohnungen und Geschenken hätte und man sich an den bloßen Lohn halten müßte, möcht' ich doch wohl wissen, sag' ich, wieviel damals die Ritter ihren Schildknappen Lohn gaben? und ob man sie auf Monate oder Tage miethete, wie bei uns Taglöhner und Handlanger?"

„Ich glaube nicht," sprach Don Quixote, „daß die Schildknappen je um gewissen Lohn gedient haben, sondern bloß auf Gnade ihrer Herrn; und wenn ich dir in meinem Testamente, das versiegelt zu Hause liegt, einen gewissen Lohn bestimmt habe, so geschah es darum, weil ich nicht gewiß weiß, wie sich in unsern drangsaligen Zeiten die Ritterschaft halten wird, und weil ich nicht will, daß meine Seele für eine solche Kleinigkeit in der Ewigkeit Pein leide. Denn das muß ich dir sagen, Sancho, daß in dieser Welt kein gefährlicherer Stand als der Stand der Abenteurer ist."

„Das ist wohl wahr," sprach Sancho; „weil schon das Getös von Walkstämpfeln das Herz eines so tapfern Abenteurers, als Euer Gestrengen ist, in Unruhe setzen und aufbringen kann. Aber seyd versichert, daß ich von nun an nicht wieder mein Maul aufthun will, über Sachen von Euer Gestrengen zu spaßen, sondern nur Euch immer als meinen Herrn und Meister zu ehren."

„Und so wird dir's wohlgehen und du wirst lange leben auf Erden," versetzte Don Quixote; „denn nächst Vater und Mutter muß man die Herrschaft wie seine leiblichen Eltern in Ehren halten."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von einem glorreichen Abenteuer und der herrlichen Eroberung des Mambrinhelms, zusammt andern Dingen, die unserm unüberwindlichen Ritter begegneten.

Es fing indessen an zu regnen und Sancho wollte gern in der Walkmühle einkehren. Don Quixote aber hatte durch den vorgefallenen Spaß einen solchen Abscheu davor bekommen, daß er schlechterdings nicht hinein wollte. Sie schlugen sich also rechter Hand und kamen auf einen andern Weg, als sie Tags zuvor gemacht hatten. Sie waren noch nicht weit, so entdeckte Don Quixote einen Reiter mit einem Ding auf dem Kopfe, das wie Gold glänzte. Kaum hatte er ihn erblickt, so wandte er sich zu Sancho und sprach: „Ich glaube, Sancho, es lügt kein einziges Sprichwort in der Welt, denn es sind lauter aus der Erfahrung, der Mutter aller Wissenschaften, fließende Sätze. Für eins der wahrsten aber halte ich dies: wo eine Thüre sich schließt, da geht die andere auf. Dies sag' ich deßwegen, weil, wenn Glück die Thüre, die wir suchten, diese Nacht verschloß und uns mit Walkmühlen betrog, es uns jetzt dafür eine andre zu einem größern und gewissern Abenteuer öffnet. Wenn ich nicht zu dieser eingehen wollte, so wär' es meine eigene Schuld. Hier gilt weder Unkenntniß der Walkmühlen, noch Finsterniß der Nacht als Vorwand. Siehe hin, Sancho, warum ich dir's sage. Denn ich müßte mich gewaltig irren, oder dort kommt Einer, der Mambrins Helm trägt, über den ich, wie du weißt, den großen Eid gethan habe."

„Seht wohl zu, gestrenger Herr, was Ihr da sagt, und noch mehr, was Ihr thun wollt," sprach Sancho. „Denn

ich wollte nicht, daß es wieder Walkstämpfel wären, die uns unser Bischen Verstand vollends zerwalkten und zerstampften.“ — „Hol' dich der Teufel, Dummkopf!“ fiel ihm Don Quixote in die Rede; „was für Aehnlichkeit hat jener Helm dort mit Walkstämpfeln?“ — „Was weiß ich's?“ versetzte Sancho; „aber dürft' ich nur reden wie sonst, ich wollt's Euer Gestrengen schon beweisen, daß Ihr Euch in dem betrügt, was Ihr da sagt.“ — „Was ist da sich zu betrügen, unglaubiger Schurke!“ fuhr ihn Don Quixote an. „Sag' mir, siehst du denn nicht jenen Ritter auf dem Apfelschimmel mit einem goldnen Helme auf dem Kopfe auf uns zukommen?“ — „Alles, was ich sehen und in der Ferne erkennen kann,“ sprach Sancho, „ist ein Mann auf einem grauen Esel, wie meiner, er hat auf dem Kopf ein Ding, das glänzt.“ — „Nun, das ist eben Mambrins Helm,“ sagte Don Quixote; „mach' dich ein wenig auf die Seite und laß mich mit ihm allein; du sollst sehen, wie ich, ohne viel Zeit und Worte zu verlieren, dies Abenteuer abthun und den längstgewünschten Helm in meiner Gewalt haben will.“ — „Auf die Seite gehen? das lass' ich mir schon gefallen,“ sprach Sancho. „Wollte Gott, daß es was Gutes ist und nicht wieder Walkstämpfel.“ — „Guter Freund, ich hab' dir's schon gesagt, du sollst mir nie mehr von den Walkstämpfeln schwatzen, nicht einmal dran denken,“ versetzte Don Quixote, „oder ich schwöre dir's, ich will dir Leib und Seele zusammenwalken.“ Sancho schwieg, damit sein Herr nicht Lust bekommen möchte, den Schwur zu erfüllen, den er ihm so rund in den Bart geworfen hatte. Die Sache mit dem Helme, dem Pferde und Ritter, welche Don Quixote sah, verhielt sich folgendergestalt. Es lagen in dieser Gegend zwei Dörfer, wovon eins so klein war,

daß es weder Apotheke noch Barbier halten konnte, das andre benachbarte aber hatte Beides. Der Barbier des größern Dorfes besorgte also das kleine auch mit. Nun wollte eben ein Kranker daselbst sich die Ader schlagen lassen und ein Anderer seines Bartes los seyn. Deßwegen hatte der Barbier, der eben dahin wollte, ein messingnes Barbierbecken bei sich. Es fing an zu regnen, da er unterwegs war, und weil er seinen, vielleicht neuen Hut nicht verderben wollte, so hatte er das Bartbecken auf den Kopf gestürzt, welches fein gescheuert war und daher wohl ein halbes Stündchen weit glänzte. Er ritt auf einem grauen Esel, wie Sancho gesagt hatte, und dies war Ursache, daß ihn Don Quixote für einen Ritter auf einem Apfelschimmel mit goldnem Helme hielt. Denn er sah mit der größten Leichtigkeit alle Dinge nur nach Form und Gestalt seiner Ritterbücher und bunten Einfälle.

Als nun dieser arme Ritter etwas näher kam, legte Don Quixote die Lanze ein und rannte, ohne sich mit ihm in Wortwechsel einzulassen, in vollstem Galop des Rozinante auf ihn los, mit dem ernsten Vorsatz, ihn durch und durch zu rennen. Er war nicht mehr weit von ihm, so schrie er ihm, noch immer galopirend, zu: „Vertheidige dich, nichtswürdiges Geschöpf, oder liefere mir gutwillig das aus, was mir mit so vielem Rechte gebührt!" Der Barbier, der so unvermuthet dies Gespenst auf sich herkommen sah, fand kein andres Mittel, sich vor dem Lanzenstoße zu retten, als rückwärts vom Esel zu fallen. Kaum war er herab, so sprang er leichter als eine Gemse wieder auf und floh so schnell über das Feld, daß ihn kein Wind eingeholt hätte. Sein Bartbecken ließ er im Stiche, worüber Don Quixote sehr zufrieden war. „Der Heide ist gescheit," sprach er,

„er hat's gemacht wie der Biber, der, wenn er sich von den Jägern verfolgt sieht, dasjenige selbst abbeißt, weßwegen sie ihm nachstellen. Hier, hebe mir diesen Helm auf, Freund Sancho."

„Mein Seel!" sagte Sancho, als er es in die Hand nahm, „das ist ein treffliches Bartbecken und einen Gulden unter Brüdern werth." Er gab's seinem Herrn, der es sogleich auf den Kopf setzte, es immer herumdrehte, das Visir suchte und keines fand. „Hm!" sprach er, „der Heide, für den dieser berühmte Helm geschmiedet wurde, muß einen schrecklich großen Kopf gehabt haben! Das Schlimmste ist, es fehlt die andere Hälfte." Als Sancho das Bartbecken einen Helm nennen hörte, konnte er das Lachen nicht lassen, aber der Zorn seines Herrn fiel ihm wieder ein, und mitten im Losbrechen hielt er inne. „Was lachst du, Sancho?" fragte sein Herr. — „Ich lache über den großen Kopf des Heiden, der den Helm zuerst hatte, welcher einem Bartbecken so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem andern."

„Weißt du, was ich denke, Sancho?" fuhr der Ritter fort. „Ich glaube, dieser kostbare und berühmte Zauberhelm ist vielleicht durch einen seltsamen Zufall Einem in die Hände gerathen, der ihn weder kannte, noch seinen Werth zu schätzen wußte, und da er sah, daß er vom feinsten Golde war, die eine Hälfte davon einschmelzte, ohne zu wissen, was er that, und von der andern dies Ding machte, das, wie du sprichst, einem Bartbecken so gleich sieht. Aber dem sey, wie ihm wolle, ich kenne seinen Werth und mache mir aus dieser Verwandlung nichts. In dem ersten Orte, wo ich eine Schmiede finde, will ich ihn schon so zurecht machen lassen, daß ihm selbst der Helm, den Vulkan für den Gott der Schlachten schmiedete, nicht von ferne gleichen soll.

Indessen will ich ihn führen, so gut ich kann. Denn besser Etwas, als Nichts, und um soviel mehr, da er mir doch wenigstens dient, mich gegen einen Steinregen zu bedecken."

„Das mag wohl seyn," sagte Sancho, „wenn es nur keine Schleudersteine sind, wie die, welche letzt in der Schlacht zwischen den beiden Kriegsheeren geflogen kamen, die Euer Gestrengen die Zähne in den Hals schlugen und die Flasche in der Hand zertrümmerten, worin jenes gebenedeite Gesöff war, davon ich beinahe meine Eingeweide aus dem Leib gespien habe." — „Ich gräme mich nicht sehr über diesen Verlust," sagte Don Quixote, „denn du weißt ja, Sancho, daß ich das Rezept davon im Kopfe habe." — „Ich hab's auch," versetzte Sancho, „aber wenn ich in meinem Leben wieder einen Tropfen davon nehme, oder ihn mache, so soll dies mein letztes Stündlein seyn; um so viel mehr, da ich mich nie einer Gelegenheit auszusetzen gedenke, wo ich ihn nöthig hätte. Denn ich will mich schon mit allen meinen fünf Sinnen in Acht nehmen, weder verwundet zu werden, noch Jemanden selbst zu verwunden. Noch einmal geprellt zu werden, davon sag' ich nichts: denn so ein Unglück kann man nicht verhindern, und kommt es, so kann man weiter nichts thun, als die Schultern einziehen, den Athem an sich halten, die Augen zudrücken und es gehen lassen, wohin das Schicksal und die Prelle will."

„Du bist ein böser Christ, Sancho," sprach Don Quixote, da er das hörte, „denn du kannst erlittnes Unrecht nie vergessen. Wisse, daß edle und großmüthige Herzen aus solchen Kindereien Nichts machen. Welches Bein hast du gebrochen? welche Rippe ist dir entzwei? und wieviel Löcher hast du im Kopfe, daß du diese Kleinigkeit nicht vergessen kannst, die, wenn's um und um kommt, doch nicht

mehr als eine Kurzweil war? Denn nähm' ich sie nicht selbst dafür, ich wäre längst wieder umgekehrt, und hätte, dich zu rächen, mehr Schaden angerichtet, als die Griechen wegen der geraubten Helena; welche, wenn sie zu unsern Zeiten gelebt hätte, oder meine Dulcinea zu der ihrigen, mit nichten wegen ihrer Schönheit so berühmt seyn würde." Und hier schickte er einen schweren Seufzer empor zu den Wolken.

„Immerhin," sprach Sancho, „mag's eine Kurzweil gewesen seyn, weil man's doch nicht rächen kann. Aber ich weiß am besten, wie ernstlich gemeint der Spaß war, und weiß auch, daß ich es eben so gut im Gedächtniß, als auf den Schültern behalten werde. Aber lassen wir das. Jetzt sagt mir, gestrenger Herr, was wir mit dem Apfelschimmel machen, der auf und ab wie ein Esel aussieht? Wie Ihr seht, so hat der Kerl, den Ihr abgesetzt habt, ihn uns hinterlassen, und so wie er davon lief, glaub' ich schwerlich, daß er wieder kommen wird, ihn zu holen. Und, bei meinem Barte, das Grauchen ist nicht übel!" — „Ich bin nie gewohnt, die Ueberwundenen zu plündern," versetzte Don Quixote. „Es ist auch nicht Ritters Brauch, ihnen die Pferde zu nehmen und sie zu Fuß davonlaufen zu lassen; der Sieger müßte denn im Kampfe sein eigen Pferd eingebüßt haben, denn in solchem Fall ist es ihm erlaubt, des Ueberwundenen Gaul als eine rechtmäßige Beute zu nehmen. Laß also nur dies Pferd, oder diesen Esel, oder wofür du es sonst hältst, Sancho. Denn, wenn sein Besitzer sieht, daß wir fort sind, wird er schon kommen und es holen." — „Gott weiß, wie gern ich ihn mitnähme," sprach Sancho, „oder wie gern ich ihn wenigstens mit meinem vertauschte, der mir nicht halb so gut scheint. Meiner Treu', die Rittergesetze sind doch sehr streng, daß sie einem nicht einmal

erlauben, einen Esel mit dem andern zu vertauschen! Aber darf ich denn nicht wenigstens Sattel und Zeug umsetzen?“ — „Ich weiß es nicht gewiß,“ antwortete Don Quixote. „Indeß, so lange bis ich mich genauer unterrichtet habe, glaube ich, du kannst es thun, wenn du es äußerst vonnöthen hast.“ — „Und wenn ich's für meinen eignen Leib brauchte, könnt' ich's nicht nöthiger haben,“ versetzte Sancho.

Kaum war es ihm erlaubt worden, so nahm er den Kappenwechsel [1] vor und putzte seinen Esel mit jenem Zeuge so heraus, daß er dreimal besser aussah, als zuvor. Dies gethan, frühstückten sie die noch übrigen Brocken von der Beute des Küchenesels und tranken dazu aus dem Bache der Walkmühle, doch ohne sich ein einziges Mal nach ihr umzusehen, so viel Abscheu hatten sie davor, wegen der Furcht, die sie ihnen eingejagt hatte. Da nun Zorn und Mißmuth bei dem Ritter gänzlich vorüber waren, stiegen sie wieder auf und zogen fort, ohne einen bestimmten Weg zu wählen. Denn es war fahrender Ritter Brauch, keinen gewissen zu nehmen. Rozinante war Wegweiser; was der wollte, wollte sein Herr und auch Sancho's Esel, der ihm, wohin er ihn führte, in treuer Lieb' und Freundschaft folgte. Mit dem Allen kamen sie doch auf die Landstraße und zogen ihr auf gut Glück ohne bestimmte Absicht nach.

Indem sie so dahinritten, sprach Sancho zu Don Quixote: „Gestrenger Herr, ich wollt' mir wohl Erlaubniß ausgebeten haben, ein Bischen mit Euch zu kosen; denn seit Ihr mir den strengen Befehl gegeben habt, das Maul zu halten, sind mir schon mehr als vier Sachen im Magen

[1] Mutatio caparum, eine Spötterei auf die Geistlichkeit, die in Spanien während der hohen Feste die gewöhnlichen Meßgewänder mit purpurfarbnen vertauscht.

verfault; die aber, so ich jetzt auf der Zunge habe, kann ich nicht hinunterschlucken und möchte doch auch nicht, daß es schlimm für mich abliefe." — „So sag' sie heraus!" sprach Don Quixote; „nur sey kurz in deinem Vorbringen, denn langes Gewäsche gefällt nie." — „Ich wollt' Euch nur das sagen, gestrenger Herr," versetzte Sancho, „ich hab's so die Tage her bei mir überlegt, wie wenig wir davon haben, daß wir so in den Wüsteneien und auf den Kreuzwegen nach Abenteuern umherziehen. Trifft man auch das größte und gefährlichste und überwindet es, so hört's und sieht's Niemand, es kräht weiter kein Hahn darnach, und Alles bleibt zu Euer Gestrengen Nachtheil in ewiger Vergessenheit begraben. Nun dächt' ich, wär's besser (doch ohne Euer Gestrengen vorzuschreiben), wenn wir bei einem Kaiser, oder irgend andern großen Herrn, der eben Krieg hat, in Dienste gingen, wo Euer Gestrengen Ihre Tapferkeit, Ihre große Stärke und noch größern Verstand zeigen könnte. Denn, wenn das der Herr, dem wir dienten, einsähe, müßte er uns doch nothwendig, und zwar Jeden nach Verdienst und Würden, belohnen; und, meiner Treu'! da wird's auch nicht an Leuten fehlen, die Euer Gestrengen hohe Thaten zu ewigem Andenken aufschrieben. Von meinen sag' ich nichts; denn die werden sich doch nicht weit über die Schildknappschaft erheben, wiewohl, wenn's bei der Ritterschaft Brauch wäre, die Thaten der Schildknappen zu beschreiben, meine auch nicht im Tintenfasse bleiben würden, soviel weiß ich."

„Du sprichst nicht übel, Sancho," versetzte Don Quixote; „aber eh' es dahin kommt, muß man erst die Welt durchziehn und zur Probe Abenteuer aufsuchen: denn hat man einige glücklich bestanden, so erlangt man einen

I. Seite 223.

solchen Ruhm und Namen, daß man schon als ein durch seine Thaten berühmter Ritter an den Hof eines großen Monarchen kommen kann, und daß, wenn man kaum zu den Stadtthoren hinein ist, die Jungen auf den Straßen Einen schon kennen, umringen, nachlaufen und schreien: Das ist der Sonnenritter, der Ritter von der Schlange, oder der von irgend einem Schildzeichen, unter welchem er so große Thaten gethan hat! Das ist der, der den großen allmächtigen Riesen Brocabruno im Zweikampf überwunden hat! Das ist der, der den großen Mamelucken von Persien, welcher an die neunhundert Jahre verwünscht und verzaubert war, erlöst hat! Der Ruf seiner großen Thaten geht von Mund zu Mund; der Lärm der Buben und des Volks macht den König aufmerksam, er tritt an ein Fenster seiner königlichen Burg, erblickt den Ritter, erkennt ihn sogleich an seinen Waffen, oder am Sinnbilde seines Schildes, und befiehlt alsbald allen Rittern, die an seinem Hofe sind: Auf! und empfangt mir diese Blume der Ritterschaft, die hier kommt! Auf dies Wort ziehn sie Alle aus, ihm entgegen, und der König kommt selbst bis zur Mitte der Burgtreppe, empfängt den Ritter, grüßt ihn, umarmt ihn herzlich, küßt ihn auf die Stirne und führt ihn an der Hand in's Gemach der Frau Königin. Da findet sie der Ritter mit ihrer Infantin Tochter, welche eine der schönsten und vollkommensten Damen in der bisher entdeckten Welt ist. Sie wirft sogleich ihre Augen auf den Ritter und der Ritter die seinigen auf sie, und Jedes scheint dem Andern mehr ein Götterwesen, als ein Mensch zu seyn. Beide werden, ohne zu wissen, wie? in dem unentwirrbaren Netz der Liebe gefangen. Nun leiden sie Beide große Pein, weil sie nicht wissen, wie sie einander ihr Herzeleid und ihre Schmerzen entdecken sollen.

„Von da führt man den Ritter in ein schönes und reichgeschmücktes Gemach der königlichen Burg, nimmt ihm die Waffen ab und bringt ihm einen köstlichen Mantel von Scharlach, den er anlegt; und war er erst schön in der Rüstung, so muß er's noch mehr im Feierkleide seyn. Zu Nacht speist er mit dem König, der Königin und der Infantin, von welcher Letztern er kein Auge verwendet und sie immer unvermerkt lieblich anblickt. Ein Gleiches thut sie, jedoch mit eben der Vorsicht, weil sie, wie gesagt, eine sehr kluge Jungfrau ist. Nach aufgehobener Tafel tritt in den Saal ein kleiner ungestalter Zwerg, hinter ihm eine schöne Dame zwischen zwei Riesen. Dies ist ein gewisses Abenteuer, welches einer der ältesten Weisen angelegt hat, mit dem Beding, daß, wer es bestehe, für den besten Ritter in der Welt gehalten werden soll. Der König befiehlt sogleich, daß Alle, die gegenwärtig sind, sich daran machen. Kein Einziger aber kann es zu Stande bringen, als der fremde Ritter, zum Besten seines Ruhms und großen Namens. Die Infantin ist außerordentlich vergnügt darüber, und schätzt sich glücklich, ihr Herz und Augen auf solch ein Muster der Vollkommenheit gerichtet zu haben.

„Zum Glück hat dieser König, Fürst oder wer's sonst ist, einen gar gefährlichen Krieg mit einem eben so mächtigen Nachbar als er. Der Gastritter bittet ihn, nachdem er einige Tage an seinem Hofe gewesen ist, um Erlaubniß, ihm in diesem Kriege dienen zu dürfen. Der König gibt sie ihm herzlich gern, und der Ritter küßt ihm gar höflich die Hand für die empfangene Gnade. Dieselbe Nacht nimmt er Abschied von seiner Gebieterin, der Infantin, durch das eiserne Gitter eines Fensters an ihrem Schlafzimmer, das in den Garten geht, an welchem er schon oft durch Hülfe und

Vermittelung eines vertrauten Kammerfräuleins, die um die ganze Sache weiß, mit ihr gesprochen und sie gekoset hat. Er seufzt, sie fällt in Ohnmacht, das Kammerfräulein bringt frisches Wasser, und ist in tausend Aengsten, weil der Morgen anbricht, und sie bei einer Entdeckung sehr für die Ehre ihrer Prinzessin besorgt ist. Endlich erholt sich die Infantin wieder, und reicht dem Ritter ihre weißen Hände durch's Gitter, der sie dann tausendmal küßt und in seinen Thränen badet. Darauf bereden sie mit einander, wie sie ihr Wohl und Weh sich zu wissen thun wollen, und die Prinzessin bittet ihn, er solle sich so kurz als möglich verweilen. Der Ritter gelobt es ihr mit vielen Eiden, küßt ihr nochmals die Hände und scheidet so schwer von ihr, daß es ihm beinahe das Leben kostet. Er geht von da in sein Gemach, wirft sich auf's Bett, und kann vor Schmerz seines Scheidens kein Auge zuthun.

„Morgens hernach steht er sehr früh auf, und geht hin, dem König, der Königin und der Infantin Lebewohl zu sagen. Nachdem er sich von Beiden erst beurlaubt hat, sagt man ihm, die Infantin sey nicht wohl auf, und könne ihm keine Audienz geben. Der Ritter merkt gleich, daß es vom Kummer über sein Scheiden herrühre; dies geht ihm durch's Herz, und es fehlt wenig, daß er sich nicht öffentlich verräth. Das vertraute Kammerfräulein ist zugegen, bemerkt Alles, und sagt es ihrer Prinzessin wieder, welche sie mit Thränen empfängt, und ihr entdeckt, ihr größtes Leiden sey, daß sie nicht wisse, ob ihr Ritter von königlichem Stamme sey oder nicht. Das Kammerfräulein versichert es ihr aber, weil man unmöglich solche Höflichkeit, Tugend und Muth, als womit ihr Ritter begabt sey, bei Einem finden könne, der nicht aus königlichem Hause sey. Dies tröstet die

Betrübte; sie sucht sich aufzumuntern, damit sie dem König und der Königin keinen üblen Verdacht von sich gebe, und geht nach zwei Tagen wieder öffentlich aus.

„Der Ritter ist schon auf und davon, streitet und kriegt, überwindet den Feind des Königs, gewinnt viele Städte, siegt in vielen Schlachten, kommt an den Hof zurück und sieht seine Gebieterin an dem gewöhnlichen Orte wieder. Sie reden miteinander ab, daß er sie von ihrem Vater für seine geleisteten Dienste zu seinem Ehegemahl begehren solle. Der König will sie ihm nicht geben, weil er nicht weiß, wer er ist; demungeachtet wird durch eine Entführung, oder wie es sonst zugehen mag, die Infantin seine Frau, und der König, ihr Herr Vater, schätzt sich endlich drob sehr glücklich, weil er erfährt, daß dieser Ritter eines gar mächtigen Königs Sohn sey, der über ein Reich herrscht, das, ich glaube, gar nicht einmal auf der Landkarte steht. Der Vater stirbt, die Infantin erbt das Reich, kurz und gut, der Ritter wird König. Nun ist die Zeit gekommen, seinen Schildknappen und Alle, die ihm zu seiner Erhöhung geholfen haben, nach Würden zu belohnen. Seinen Schildknappen verheirathet er mit einer Hofdame der Infantin, welches unstreitig die Vertraute seines Liebeshandels und die Tochter eines mächtigen Herzogs ist.“

„Ja, so wär' mir's eben recht,“ sprach Sancho, „und ich verlass' mich drauf, daß alles dies buchstäblich Euer Gestrengen so begegnen wird, als dem, der da heißt: Ritter von der traurigen Gestalt.“ — „Zweifle nicht dran, Freund Sancho,“ sagte Don Quixote, „denn auf eben diese Art und durch eben diese Stufen schwingen und haben sich bereits fahrende Ritter zu Kaisern und Königen emporgeschwungen. Jetzt fehlt weiter nichts, als daß wir einen christlichen

oder heidnischen König entdecken, der eine schöne Tochter hat, und zugleich Krieg führt. Aber wir haben noch Zeit genug, darauf zu denken. Denn, wie gesagt, ich muß mir erst einen Namen durch andre Sachen machen, eh' ich an den Hof gehe. Indeß fehlt mir's noch an etwas; denn gesetzt, es findet sich ein König mit Krieg und einer schönen Tochter, und ich habe mir auch einen unglaublichen Namen in der ganzen Welt erworben: wie mach' ich's, daß ich von einem König abstamme? oder wenigstens Andergeschwisterkind mit einem Kaiser bin? Denn, freilich wird mir der König seine Prinzessin Tochter nicht zur Frau geben wollen, wenn er nicht über diesen Punkt Gewißheit hat; ungeachtet es eigentlich meine berühmten Thaten wären, die sie verdienten. Es ist leicht möglich, daß ich durch diese Kleinigkeit verliere, was ich durch meinen Arm wohl verdient hatte. Wahr ist's, ich bin ein Edelmann von altem wohlbekannten Hause, habe Landeigenthum, standesmäßige Einkünfte, und es ist leicht möglich, daß der Weise, der einmal meine Geschichte schreiben wird, meinen Stammbaum so genau untersucht, daß ich im fünften oder sechsten Grad mit einem König verwandt werde. Denn du mußt wissen, Sancho, es gibt zweierlei Arten von Geschlechtern in der Welt. Die eine leitet ihren Ursprung von Fürsten und Monarchen her, mit der Zeit sind sie aber so heruntergekommen, daß sie sich wie eine umgestürzte Pyramide in die Spitze verlieren; die andre Art aber hat einen geringen und niedrigen Ursprung, und steigt von Grad zu Grade, bis sie groß und berühmt wird; folglich besteht der Unterschied darin, daß jene waren, was sie nicht mehr sind, und diese sind, was sie vorher nicht waren. Es könnte gar leicht seyn, daß, wenn's zur genauen Untersuchung käme, ich einer von denen wäre, die einen

großen und berühmten Ursprung gehabt haben, und der König, mein Schwiegervater, würde sich sehr erfreuen, diese Entdeckung zu machen. Wär' aber dies auch nicht, so wird mich die Infantin schon in dem Maße lieben, daß sie, ihrem Vater zum Trotz, und wenn sie auch wüßte, daß ich eines Wasserträgers Sohn wäre, mich dennoch heirathen und für ihren Herrn und Gemahl erkennen wird. Gesetzt auch das Gegentheil, so entführe ich sie und bringe sie an einen Ort, wohin es mir beliebt, und warte bis Zeit oder Tod den Zorn ihrer Eltern endigt."

„Meiner Treu'!" sprach Sancho, „da paßt gleich her, wie einige Galgenvögel sprechen: was du nehmen kannst, das brauchst du nicht zu betteln, oder noch besser: zugreifen ist besser als hinten nachlaufen. Ich sag's derhalben, wenn der Herr König, Euer gestrenger Schwiegervater, sich nicht überwinden kann, Euch meine Gebieterin, die Infantin, zur Frau zu geben, so entführt sie ihm vor der Nase weg und schafft sie fort. Aber das ist der Teufel, daß, ehe zwischen euch Beiden Friede wird, und Ihr Euer Königreich in Ruhe genießen könnt, der arme Schildknapp derweile dastehen, hungern und sich die Zähne nach der Belohnung ausstochern kann, wenn nicht irgend das vertraute Kammerfräulein, die ihm zur Frau bestimmt ist, mit der Infantin durchgeht, ihn unterdessen nimmt und Wohl oder Wehe mit ihm theilt, bis es der Himmel anders schickt. Denn das glaub' ich doch, daß sein Herr sie ihm sogleich rechtmäßig zur Frau geben kann." — „Wer wollte sie dir nehmen können?" sprach Don Quixote. — „Nun, wenn's das ist," versetzte Sancho, „wollen wir uns nur dem lieben Gott empfehlen, und dem Glück seinen Lauf lassen; es wird schon gut werden." — „Gott geb' es," sprach Don Quixote, „wie ich's wünsche,

und du es vonnöthen hast, Sancho. Und ein Schurke bleibe, wer ein Schurke seyn will." — „Ja, bei Gott, sey's so!" sprach Sancho; „ich für meinen Theil bin ein alter Christ, und das ist genug, um Graf zu werden." — „Und noch überflüssig für dich," fiel Don Quixote ein. „Würdest du's auch nicht, was thäte das zur Sache? Denn wenn ich König bin, kann ich dir den Adel schenken, ohne daß du ihn zu kaufen oder zu verdienen brauchst. Und mach' ich dich zum Grafen, so bist du auch Ritter, und sie sollen dich, bei meiner Ehre! Euer Gestrengen nennen, sie mögen sagen was sie wollen." — „Ei, warum das nicht? was gilt's, daß ich's verstehen werde, mich in Affect zu setzen?" sprach Sancho. — „Respect mußt du sagen und nicht Affect," sagte Don Quixote. — „Das ist all Eins," versetzte Sancho, „ich sage nur, ich wollte mir schon ein Ansehen geben; meiner Seel! Ich war einmal Gemeinderathsbote, und der Botenrock stand mir so gut, daß Alle sagten, ich hätte ganz das Ansehen drin, daß ich den Schulzen spielen könnte. Aber was wird's nicht dann seyn, wenn ich erst einen Fürstenmantel umthue, oder überall vom Kopf bis zu den Beinen mit Gold und Perlen behängt bin, wie ein fremder Graf? Meiner Six, ich denke, hundert Meilen Weges werden sie herkommen, mich nur zu sehen."

„Du wirst fein aussehen, das ist wahr," sprach Don Quixote. „Aber dann mußt du dir auch den Bart scheeren, denn so rauh, borstig und verzaust, als du ihn jetzt führst, wird man dich schon auf einen Büchsenschuß weit für den alten Sancho erkennen, wenn du dir ihn nicht wenigstens allezeit über den andern Tag abnehmen läßt." — „Was hat's denn weiter?" versetzte Sancho; „ich darf mir ja nur einen Bartkratzer in's Haus, in Kost und Lohn nehmen; und

wenn's Noth thut, kann ich ihn ja auch hinter mir hergehen lassen, wie ein Grande seinen Stallmeister." — „Woher weißt du denn," fragte Don Quixote, „daß die Granden ihre Stallmeister hinter sich her treten lassen?" — „Ich will's Euch sagen" antwortete Sancho; „ich war vor etlichen Jahren einen Monat lang bei Hofe; da sah ich einen ganz kleinen Herrn vorbeireiten, und da sagten sie, es wär' ein Grande. Hinter ihm kam ein Andrer zu Pferd, der ihm allenthalben, wohin er sich nur wandte, nachfolgte, nicht anders als wie ein Schwanz. Ich fragte, warum denn der Mann nicht neben dem Andern ritte, sondern immer hintennach bliebe? und da sagten sie, es wäre sein Stallmeister, und die Granden hätten immer welche hinter sich. Daher weiß ich's so gut, daß ich es noch nie vergessen habe."

„Du hast Recht, Sancho," sprach Don Quixote, „und eben so kannst du deinen Barbier hinter dir hergehen lassen; denn es ist nicht Alles auf einmal erfunden worden. Und warum solltest du nicht der erste Graf seyn können, der einen Barbier hinter sich hat? Im Grunde erfordert auch das Amt, mir den Bart abzunehmen, weit mehr Vertrauen, als das, mein Pferd zu satteln." — „Nun, für den Barbier laßt mich sorgen, und sorgt Ihr nur, gestrenger Herr, daß Ihr König werdet und ich Graf," sagte Sancho. — „Das soll geschehen," versetzte Don Quixote, hob die Augen auf und sah, was im nächsten Kapitel folgen wird.

Inhalt.

Seite

Cervantes Vorrede 1

Erstes Buch. Erstes Kapitel. Stand und Lebensart des berühmten Junkers Don Quixote von der Mancha 15

Zweites Kapitel. Erste Fahrt des scharfsinnigen Junkers Don Quixote 22

Drittes Kapitel. Don Quixote empfängt mit geziemender Feierlichkeit den Ritterschlag 31

Viertes Kapitel. Was unserm Ritter begegnete, als er die Schenke verlassen 39

Fünftes Kapitel. Fortsetzung desselben Abenteuers 48

Sechstes Kapitel. Erzählung von dem strengen Gericht, das der Pfarrer und der Barbier über die Bücher des weisen Junkers Don Quixote gehalten 55

Siebentes Kapitel. Zweite Fahrt unsers guten Ritters Don Quixote von der Mancha 66

Achtes Kapitel. Von dem glücklichen Ausgang des entsetzlichen und unerdenklichen Abenteuers mit den Windmühlen, das Don Quixote bestand, zusammt anderem denkwürdigen Verlauf . 73

Zweites Buch. Neuntes Kapitel. Beschluß des denkwürdigen Kampfes zwischen dem heldenmüthigen Biscaier und dem mannhaften Junker von der Mancha 85

Zehntes Kapitel. Ein Gespräch zwischen Don Quixote und seinem treuen Schildknappen Sancho Pansa 92

Elftes Kapitel. Was dem Ritter mit einigen Ziegenhirten begegnete 100

Zwölftes Kapitel. Was einer von den Ziegenhirten der Gesellschaft erzählte 108

Dreizehntes Kapitel. Die Geschichte der Schäferin Marcella wird zu Ende erzählt, sammt andern Begebenheiten 116

Seite

Vierzehntes Kapitel. Die hoffnungslosen Verse des verstorbenen Schäfers, sammt andern unverhofften Vorkommnissen . . . 128

Drittes Buch. Fünfzehntes Kapitel. Unglückliches Abenteuer, das Don Quixote aufstieß, als er mit einigen ungeschlachten Yanguesern zusammentraf 141

Sechzehntes Kapitel. Was unserm weisen Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Kastell hielt 151

Siebenzehntes Kapitel. Fernerer Verlauf der unzähligen Leiden, so der mannhafte Ritter Don Quixote nebst seinem guten Schildknappen Sancho Pansa in der Schenke auszustehen hatte, die jener zu seinem Unglück für ein Kastell ansah . . 161

Achtzehntes Kapitel. Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn, und andere denkwürdige Abenteuer 172

Neunzehntes Kapitel. Von dem weisen Gespräch, das Sancho mit seinem Herrn führte; von dem Abenteuer mit der Leiche, und von andern großen Ereignissen 186

Zwanzigstes Kapitel. Wie der mannhafte Don Quixote von der Mancha ein nie gesehenes und nie erhörtes Abenteuer mit weniger Gefahr bestund, als je ein Ritter in der Welt . . 196

Einundzwanzigstes Kapitel. Handelt von einem glorreichen Abenteuer und der herrlichen Eroberung des Mambrinhelms zusammt andern Dingen, die unserm unüberwindlichen Ritter begegneten 215

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cervantes Saavedra, Miguel <<de>>, / Johannot, Tony, / Duttenhofer, Friedrich Martin,

Romane und Novellen

Bd.: 1

Pforzheim 1839

P.o.hisp. 72 mb-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10607282-6